4°
P. o. germ.
128
s

P. o. germ. 128 s 4°
Lohde

Verloren.

Roman

von

Clarissa Lohde.

Unterhaltungsbeilage zur Süddeutschen Presse.
(Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. E. Möller.)

München 1875.
Kgl. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

109 B

Widerrechtlicher Nachdruck wird gerichtlich verfolgt. Reichsges. Nr. 19 v. 11. Juni 1870.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

1. Kapitel.

Ein heftiger Novembersturm brauste durch die Straßen der Hauptstadt; er jagte dunkle Wolken vor sich her, die ab und zu in rauschenden Strömen sich entluden und Dämme und Trottoire überflutheten.

In einer engen Straße der Vorstadt bewegte sich ein Leichenzug. Der Regen fegte über den schwarzbehangenen Leichenwagen, dessen dürftige Ausstattung verrieth, daß sein stiller Insasse mit irdischen Gütern wenig gesegnet gewesen.

Zwei Wagen bildeten das einzige Gefolge.

Einer derselben war leer. Man hatte es des schlechten Wetters wegen vorgezogen, daheim zu bleiben und die Kutsche allein als Zeichen der Theilnahme der Leiche nachzusenden. In dem andern Wagen saßen zwei Personen, eine alte Frau und ein junges bleiches Mädchen in Trauerkleidern.

Das gutmüthige rundliche Antlitz der Alten drückte zwar viel Theilnahme, aber nichts von der tiefen Trauer aus, die man um den Verlust eines theuren Angehörigen empfindet. Offenbar galten die Thränen, die ihr in den Augen standen, weniger der Todten als dem Schmerze der jungen Gefährtin, die stumm und regungslos — als wäre ihre Thränenquelle bereits versiegt — neben ihr in der Wagenecke lehnte.

In der That stand auch Frau Blume, die Wittwe des vor mehr als zehn Jahren verstorbenen Schneidermeisters Blume in keinem andern Verhältnisse zu der Verstorbenen, als daß sie seit zwei Jahren Wand an Wand mit derselben gewohnt hatte.

Zwei Jahre lang war Frau Blume Zeuge der Leiden und der Sorgen der armen Nachbarin gewesen. In der Güte ihres Herzens war sie beigesprungen, als die Noth es geboten, und hatte bis zuletzt treulich der jetzt verwaisten Tochter bei der Pflege der todtkranken Mutter beigestanden. — Und auch jetzt hatte sie es für ihre Pflicht gehalten, die Waise auf dem letzten schweren Gange zu begleiten, obwohl Andere näher standen, die sich aber dieser Pflicht entzogen hatten.

„Sie werden sich krank machen, Fräulein Elisabeth," mahnte die alte Frau von Neuem, und zog sanft das blonde Haupt des jungen Mädchens an ihre Brust: „Der armen Verstorbenen helfen Sie doch nichts mit Ihrem Schmerze! Im Gegentheil, wenn die gute Mutter sehen könnte, wie trostlos ihr Kind ist, sie würde auch dort oben den Frieden und die Ruhe nicht finden, die ihr doch so sehr zu gönnen sind."

Das junge Mädchen sah mit einem Ausdruck unbeschreiblichen Wehes zu Frau Blume auf.

„Ich danke Ihnen," sagte sie, „ich weiß, Sie haben Recht, und ich sollte ruhiger, ergebungsvoller sein — aber ich kann es nicht, noch kann ich es nicht! — Noch zu frisch stehen die letzten Stunden der armen Mutter vor mir! — Daß sie so sterben mußte, so entblößt von Allem, woran sie ihr Lebelang gewöhnt war — so einsam!"

„Waren Sie nicht bei ihr, liebes Kind?" tröstete die Alte.

„Und jetzt," fuhr Elisabeth fort und ihre bleichen Wangen färbten sich

mit Roth des Unwillens, während es bitter um ihren Mund zuckte — „dieses Begräbniß! Der Todten wenigstens hätte man die Ehre erweisen sollen, die ihr gebührt. Elend hat man sie sterben lassen, elend begräbt man sie."

„Der Vormund ist verreist," suchte Frau Blume die Aufgeregte zu beruhigen, „wenn er hier gewesen — ich glaube es sicher, er hätte für ein standesgemäßes Begräbniß gesorgt. — Aber so — — Sie wissen, es ging nicht anders — es ist geschehen, was möglich war. — Die Frau Geheimräthin hat mehr gethan, als man erwarten konnte!"

„Ja, ja!" wiederholte Elisabeth schmerzlich, „mehr als man erwarten konnte!"

Der Leichenwagen war indessen an seinem traurigen Ziele angelangt. Still setzten die Träger den schlichten Sarg auf die Bahre und trugen ihn zur Gruft. — Auf die alte Frau gestützt schritt die Tochter gebeugten Hauptes hinter dem Sarge her. Oede und einsam war es auf dem Gottesacker; den letzten Blüthenschmuck hatten die stürmischen Novembertage den Gräbern bereits entrissen. Der Regen hatte aufgehört; aber desto heftiger tobte der Sturm. Er bog die entlaubten Aeste der Bäume zur Erde und wirbelte das welke Laub unter den Füßen der Dahinschreitenden auf.

Der Todtengräber sprach ein kurzes Gebet; mit gefalteten Händen stand Elisabeth an der Gruft. Plötzlich legte die alte Frau neben ihr die Hand auf ihren Arm und deutete nach Oben. Elisabeth sah auf. Der Sturm hatte die Wolken zerrissen. Dunkelbraun glühte der westliche Himmel und freundlicher als die Menschen sandte die scheinende Sonne ihre Strahlen dem einsamen Grabe zu, es mit ihrem Glanze verklärend. Der Sarg glitt langsam in die Gruft. Die Waise sank in die Knie, ihre Lippen bewegten sich in leisem Gebete. — Dankend richteten sich ihre Augen nach oben. Wenn auch von den Menschen verlassen, sie fühlte es, Gott hatte sie nicht verlassen, er sandte in den Strahlen der scheidenden Sonne der Todten seinen Friedensgruß. Die arme Schwergeprüfte hatte endlich die ersehnte Ruhe gefunden. Durfte die Waise mit dem Willen des Herrn rechten? —

Mit dem Ausdruck stiller Ergebung auf dem bleichen jugendschönen Antlitz erhob sich Elisabeth vom Grabe, ihre alte Freundin schloß sie bewegt in ihre Arme, sie wußte, was in der Seele der Verwaisten vorgegangen. Kein Wort störte ihre feierliche Stimmung.

Der Wagen brachte beide Frauen in kurzer Zeit wieder heim. Die abgelegene Straße, die sie bewohnten, war nicht weit von dem Friedhofe entfernt. Mit einem Händedruck verabschiedete sich Elisabeth von der treuen Begleiterin und trat in die vereinsamte Behausung. Es ist wohl einer der schmerzlichsten Momente, wenn man nach der Beerdigung eines geliebten Angehörigen den Raum betritt, in dem der Dahingeschiedene seinen letzten Kampf ausgekämpft hat. Elisabeth empfand diesen Schmerz mit doppelter Gewalt.

Bei dem Blick auf die dürftige Ausstattung des engen Zimmers stieg die Erinnerung an die Leiden und Entbehrungen der Dahingeschiedenen in des Mädchens junger Seele auf. Sie setzte sich in den großen Lehnstuhl am niedern Fenster, auf dem die Verstorbene so oft gesessen, leise flossen die Thränen über ihre Wangen, Bilder der Vergangenheit umschwebten sie. Sie sah die Mutter wieder vor sich, nicht bleich und abgezehrt, wie in der letzten Zeit, sondern wie sie ihren Kinderaugen erschienen, heiter und strah-

lend in Jugend und Schönheit. Ja, die arme Entschlafene, deren Hülle soeben einsam und verlassen in die Erde gesenkt worden, hatte einst andere, glänzende Tage gesehen.

Die Freiin von Gleißenberg war die vielumworbene Erbin eines alten adeligen Namens und großen Vermögens gewesen. Sehr jung schon hatte sie sich mit dem Rittmeister von Gleißenberg vermählt, der ihr Herz sich zu gewinnen gewußt. Aber diese Ehe, obwohl von beiden Seiten aus reiner Neigung geschlossen, gehörte nicht zu den glücklichen.

Elisabeth war als Kind schon Zeuge manch' ehelichen Zerwürfnisses gewesen. Die Wünsche der Gatten gingen weit auseinander. Die Mutter liebte das stille behagliche Leben auf dem Lande, sie liebte ihren ererbten Landsitz im schönen Gebirgsthal, und hätte gern für immer sich dorthin zurückgezogen. — Anders der Gemahl. Voll Ehrgeiz und Genußsucht fühlte er sich nur wohl im Geräusch der großen Welt, im Strahlenglanz des Hofes, wo er mit dem reichsten Adel des Landes an Eleganz und Verschwendung wetteiferte.

Die Unheil ahnende Gattin drang vergebens in ihn, von diesem Leben abzulassen, die Ausgaben einzuschränken. Zwar hatte er auf ihren Wunsch seinen Abschied vom Militärdienst genommen, um sich der Bewirthschaftung der Güter seiner Gemahlin zu widmen; dennoch vermochte sie ihn nur während der heißen Sommertage auf dem stillen Landsitz festzuhalten. Im Winter bezog er ein von ihm gekauftes und glänzend ausgestattetes Haus in der Residenz, ein Fest jagte dann das andere, die Säle der Gleißenbergs waren stets geöffnet. Eine Schaar Gleichgesinnter hatte sich um den Herrn des Hauses gesammelt. Nach den Soireen und Bällen schritt man gewöhnlich noch zu dem aufregenden Vergnügen des Hazardspieles. Herr von Gleißenberg hatte zu diesem Zweck ein abgelegenes Zimmer seines großen Hotels besonders herrichten lassen; dort ging das Roulet oft bis zum frühen Morgen, daß die helle Wintersonne noch auf die bleichen entstellten Züge der Spieler fiel und die Ueberwachten auseinander trieb.

Von alle dem hatte Elisabeth nur eine dunkle Vorstellung; sie wuchs unter der Aufsicht von Gouvernanten und Lehrern heran — ihren Vater sah sie wenig, fast nur während des Mittagsessens, wenn er dieses zu Hause einnahm. Aber wenn sie ihn sah, wurde sie von seiner Zärtlichkeit ganz überschüttet, jede ihrer Leistungen entzückte ihn, er überhäufte sie mit Geschenken und suchte jeden ihrer Wünsche zu erfüllen. Die Mutter dagegen widmete sich mit allem Ernste, ja mit einer gewissen Strenge der Erziehung ihrer Tochter.

Von Jahr zu Jahr hatte die blühende Frau eingebüßt an äußerer und innerer Frische. Die herzgewinnende Heiterkeit, die Elisabeths erste Kindheit angelächelt, schien ihr für immer verloren gegangen. — Eine trübe Schwermuth lag gleich einer Wolke über ihrer ganzen Erscheinung. — Elisabeth liebte ihre Mutter, aber sie empfand eine gewisse Scheu vor der ernsten Frau, die ihrer in das heitere Leben ihres Vaterhauses gar nicht zu passen schien. Je älter Elisabeth wurde, desto mehr lernte sie indessen die stillen Tugenden ihrer Mutter erkennen und schätzen, während der Nimbus, mit dem ihr Vater vor ihren Kinderaugen umgeben gewesen, merklich zu schwinden begann. Sie beobachtete jetzt Manches im Elternhause, was sie zum Nachdenken anregte und mit peinlichem Bangen erfüllte. Dennoch war sie

weit davon entfernt, auch nur eine Ahnung von den gänzlich zerrütteten Verhältnissen ihres elterlichen Hauses zu haben. Ein sorgloses Kind wandelte sie unter dem schwankenden Dache dahin. — Verbarg doch noch immer ein äußerer mühsam erhaltener Glanz den nahenden Verfall vor dem unbefangenen Auge.

Elisabeth war indessen sechszehn Jahre alt geworden, eine eben erblühte Jungfrau. Eines Tages in den ersten Stunden des Vormittags richtete sie in heiterster Stimmung ihren Weg nach den Zimmern des Vaters hin. Sie wollte ihm eine Bitte vortragen, an deren Erfüllung sie nicht zweifelte. Am Abend vorher war sie in einer Gesellschaft ihrer Altersgenossinnen gewesen. Die Gastgeberin, die Tochter des englischen Gesandten, hatte ihrer staunenden Freundin eine Mappe voll Aquarellen von der Hand eines bekannten Meisters vorgelegt. Elisabeth aquarellirte selbst mit Eifer, der Wunsch war in ihr erwacht, einen gleichen Schatz zu besitzen. Eben hatte ihr Zeichenlehrer sie verlassen, er hatte ihr mitgetheilt, daß eine ähnliche Sammlung zu erwerben sei — zwar war der Preis, den der Künstler forderte, ein bedeutender, aber was that das? —

Elisabeth hatte in dieser Beziehung noch nie eine Fehlbitte beim Vater gethan. Daß das Geld mangeln könne, wenn es die Erfüllung eines ihrer Wünsche galt, hatte sie noch nie erfahren.

Voll froher Hoffnung trat sie in das Zimmer des Vaters, aber erschreckt blieb sie an der Thüre stehen; ihr Vater lehnte im Sopha mit seltsam verzerrten Zügen und starrte sie mit glanzlosen Augen an. Auf die besorgte Frage Elisabeths, ob er krank sei, antwortete er mit scheuen Blicken ein kurzes: Nein! Sie wagte unter solchen Umständen nicht ihre Bitte auszusprechen, Thränen traten ihr in die Augen — der sonst auf seinen Liebling so aufmerksame Vater bemerkte es nicht.

„Du bist gewiß krank," wiederholte Elisabeth angstvoll, „ich werde die Mutter holen."

Er schüttelte heftig das Haupt. —

„Nein, nein, laßt mich allein!"

Betrübt ging Elisabeth hinaus. Gewiß, der Vater war krank, sehr krank, wenn er es auch leugnete.

Ihr Weg führte sie an dem Spielzimmer vorüber, sie hatte es nur selten betreten, jetzt hörte sie Stimmen in demselben, einzelne Worte drangen in ihr Ohr, die sie aufhorchen machten.

Ohne bemerkt zu werden, öffnete sie ein wenig die Thür und schaute hinein. Zwei Diener waren eben damit beschäftigt, Ordnung in das wirre Durcheinander des in der Nacht benutzten Raumes zu bringen.

„Das muß die Nacht wieder schön hergegangen sein," hörte sie den Einen sagen, „erst um acht Uhr gingen sie auseinander." —

„Für unsern Herrn ist es schlecht ausgefallen," bemerkte der Andere geheimnißvoll. — „Ich weiß das vom Kammerdiener; diese Nacht ist es ihm an den Hals gegangen; er ist ruinirt — ein Bettler."

„Ja, ja, die Wirthschaft mußte ein schlechtes Ende nehmen," entgegnete der Andere kopfschüttelnd. „Was zu toll ist, ist zu toll!"

Elisabeth hörte nichts mehr; angstvoll preßte sie die Hände auf das klopfende Herz. Alles Blut stieg ihr nach dem Kopfe. Mit glühenden Wangen stürzte sie fort, zurück nach dem Zimmer ihres Vaters. Eilig riß

sie die Thür auf, sie fand den Vater noch in derselben Stellung auf dem Sopha, die halb geschlossenen Augen starr auf einen Punkt gerichtet.

Bei dem raschen Eintritt Elisabeths wandte er sich erschreckt um, sie bemerkte, daß er zittere. „Sage, daß es nicht wahr ist!“ rief sie mit bebenden Lippen und ergriff die zitternde Hand des Vaters. „Sage, daß Deine Diener lügen, wenn sie sich erzählen, Du seist ein Bettler und habest in dieser Nacht Alles verspielt.“

Mit flehender, angstvoller Bitte sah sie ihm ins Auge; stumm wandte er sich ab. Ein Schrei entrang sich den Lippen Elisabeths. Mit einem Schlage wurde ihr Alles klar. Der Flitterglanz, mit dem der Vater seine Blößen bisher noch zu bedecken gewußt, fiel plötzlich vor den Augen seines Kindes von ihm ab; sie sah den ruinirten Spieler vor sich in seiner ganzen elenden Armseligkeit. Die Hand des Vaters glitt aus der ihrigen, schwankenden Schrittes ging sie hinaus und schlich auf ihr Zimmer. Ein konvulsivisches Weinen löste den Druck von ihrem Herzen.

„Meine arme, arme Mutter!“ stöhnte sie und barg den Kopf in die Kissen des seidenen Divans.

Ja, die arme, arme Mutter! Was Frau von Gleißenberg so lange geahnt, brach jetzt herein. — Das stolze Haus der Gleißenbergs fiel zusammen. Herr von Gleißenberg war ruinirt, ihm gehörte kein Ziegel mehr auf dem Dache, Alles war versetzt, verpfändet, selbst das Vermögen seiner Gattin, das sie vertrauensvoll in seine Hände gelegt, war geopfert worden — sie waren Bettler. — Der Bejammernswerthe, der all das Elend über Weib und Kind gebracht, fand nicht den Muth, dieses Elend mit anzusehen. Eines Morgens fand man ihn entseelt in seinem Zimmer, eine wohlgezielte Kugel hatte seinem Leben ein rasches Ende gemacht.

Arm und freundlos zogen die Wittwe und die Waise aus dem schönen Palais, Niemand wußte, wo sie blieben, Niemand kümmerte sich um sie. — Alle die vornehmen Herren und Damen, die das Hotel Gleißenberg bei Festen und Spielgelagen in seinen Mauern gesehen, zuckten jetzt nur bedauernd die Achseln über das Unglück der angesehenen Familie. Keiner that aber einen Schritt, den Bedrängten in ihrer traurigen Lage beizustehen.

Moralische und physische Niedergeschlagenheit ebenso wie der angeborene Stolz verhinderten Frau von Gleißenberg um eine Hilfe zu bitten, die ihr nicht freiwillig angeboten wurde. Sie hatte noch einige ihrer Juwelen aus dem Schiffbruch gerettet; mit dem Erlös derselben gedachte sie ein neues Leben zu gewinnen, und mit ihrer und der Tochter Hände Arbeit ohne Almosen sich durchzuhelfen.

Sie bezog die kleine Hofwohnung in der abgelegenen Straße, um ihr Elend und ihre Armuth in der Dunkelheit zu verbergen.

Es gelang ihr auch gut genug. Das tragische Geschick der Gleißenbergs, das anfangs in einem gewissen Kreise viel von sich reden gemacht, war bald durch andere Begebenheiten in den Hintergrund gedrängt worden. Nur mit zwei Personen aus ihrem früheren großen Bekanntenkreise blieb Frau von Gleißenberg noch nach der traurigen Katastrophe in Verbindung. Eine dieser Personen war der Justizrath Eichborn, der Anwalt Herrn von Gleißenbergs, der die Verwaltung des kleinen geretteten Kapitals und zugleich die Vormundschaft über Elisabeth übernommen. Er war Herrn von Gleißenberg vielfach zu Dank verbunden gewesen und glaubte sich deshalb der ihm an-

getragenen Verpflichtung nicht entziehen zu dürfen. Die andere war die Stiefschwester Herrn von Gleißenbergs, die Geheimräthin Söburg, die, selbst Wittwe, mit ihrer Tochter in der Residenz in ziemlich beschränkten Verhältnissen lebte.

Die Ungleichheit der Vermögensverhältnisse sowohl, als auch eine völlige Verschiedenheit der Charaktere hatten Bruder und Schwester lange Zeit von einander entfernt gehalten. Erst nach dem Tode des Geheimraths, der seiner Frau nichts als eine kleine Pension hinterlassen, hatte Herr von Gleißenberg sich der Wittwe angenommen und sie in wahrhaft nobler Weise unterstützt. Seitdem hatte das Verhältniß der beiden Geschwister sich zu einem recht freundlichen gestaltet. Die letzten Jahre hatten die Geheimräthin und ihre Tochter Hedwig als häufigen Gast im Hotel Gleißenberg gesehen. Der Schwester war daher das traurige Ende ihres Bruders nicht überraschend gekommen, im Gegentheil hatte sie in weiser Voraussicht aus dem Schiffbruch noch zu retten gesucht, was zu retten war. Die Geldspenden ihres Bruders waren so reichlich geflossen, daß sie sich im Laufe der Jahre ein kleines Vermögen hatte ersparen können, das ihre Zukunft sicherte. Der Zusammensturz des stolzen Gebäudes fand sie daher ruhig und gefaßt. Mit vieler Umsicht stand sie den unglücklichen Verwandten bei, sich aus den großen Verhältnissen herauszuwickeln und in die kleinen beschränkten zu begeben. Zwar that sie das nicht auf die zarteste Weise, im Gegentheil schien es ihr ein Vergnügen zu machen, die stolze Schwägerin, für die sie nie Sympathien empfunden, zu demüthigen.

Frau von Gleißenberg nahm Alles geduldig hin — sie war gebrochen. Die kleinen Nadelstiche, die sie verwunden sollten, fühlte sie kaum. Desto mehr war Elisabeth durch dieselben verletzt. Sie litt doppelt, für sich und für die Mutter. Ihre junge Seele konnte sich nicht so rasch in die Veränderung ihrer Verhältnisse finden. — Ihr waren die Menschen bisher nur freundlich entgegen gekommen, jetzt begegnete man ihr nur kalt und rauh. Sie sah die Veränderung, deren Ursache ihr nur zu klar war, und eine tiefe Bitterkeit bemächtigte sich ihrer. Diese Bitterkeit wuchs mit dem zunehmenden Elend. Die Mutter erkrankte, ihre Arbeitspläne wurden dadurch zerstört. Schmerz und Kummer hatten die Gesundheit der Frau von Gleißenberg zerrüttet, ungewohnte Entbehrungen thaten das Uebrige. Sie schwand dahin wie ein langsam ausgehendes Licht. Ein plötzlich sich einstellender Husten nahm ihr die letzten Kräfte. Nach langem Hinsiechen entschlief sie endlich sanft in den Armen ihrer Tochter, die sie mit hingebender Aufopferung sanft gepflegt und für sie gearbeitet hatte. Die Sorge um das Schicksal ihres zurückbleibenden Kindes war der letzte Kummer der Sterbenden gewesen. Ihrer einzigen Verwandten, der Geheimräthin Söburg, hatte sie das übervolle Herz ausgeschüttet, und diese, gerührt von dem Ernste des Augenblicks, hatte versprochen, Elisabeth nach dem Tode der Mutter zu sich ins Haus zu nehmen, bis weiter für ihre Zukunft gesorgt werden könne.

2. Kapitel.

Schon früh am andern Morgen klopfte Frau Blume an Elisabeths Thüre. Das junge Mädchen war damit beschäftigt ihre geringe Habe in einen bereit stehenden Reisekorb zu packen.

Die Tante hatte das der sterbenden Mutter gegebene Wort gehalten und Elisabeth eingeladen, die Zeit der Trauer bei ihr zuzubringen. Mit schwerem Herzen hatte das Mädchen dieses Anerbieten angenommen; ihre kindliche Pietät hinderte sie daran, dem letzten Willen der Mutter entgegen zu handeln, obwohl sie sich bewußt war, daß zwischen ihr und den Verwandten nur wenig Sympathien bestanden.

So bereitete sie sich denn heute vor, wie es die Tante gewünscht, ihr stilles Daheim zu verlassen und nach der Wohnung der Verwandten zu übersiedeln.

„Schon bei der Arbeit?“ rief Frau Blume, als sie eingetreten. „Ja, ja,“ setzte sie wie zu sich selbst redend hinzu, während ein schwerer Seufzer ihre Brust hob — „die Zeit vergeht nur zu rasch. Es wird nicht mehr lange dauern, dann ist Fräulein Hedwig hier, um mir mein liebes Kind fortzuholen.“

Elisabeth war bewegt auf Frau Blume zugeeilt und schlang ihren Arm zärtlich um den Hals der alten Frau.

„Ach dürfte ich bei Ihnen bleiben, meine gütige Freundin,“ rief sie — „dürfte ich hier unter Ihrem Schutze in den wohlbekannten Räumen weiter leben, still und zurückgezogen, wo ich bisher gelebt!“

„Sie lieber, guter Schatz!“ rief die alte Frau und drückte zärtlich einen Kuß auf die Stirne des jungen Mädchens. „Und wie gerne würde ich Sie bei mir behalten und Sie hegen und pflegen wie mein eigenes Kind! — Aber sehen Sie, Fräulein Elisabeth, das geht nun einmal nicht. — Dazu sind Sie zu vornehm. Das Fräulein von Gleißenberg paßt nicht zu der alten Schneiderwittwe — nie würde der Herr Vormund das dulden.“

„Mein Vormund!“ entgegnete Elisabeth bitter. — „Was kümmert er sich um mich? Er hat die Vormundschaft übernommen, weil er aus Rücksichten für die Welt sie nicht ablehnen konnte. Aber hat er in Wahrheit seine übernommenen Pflichten gegen uns erfüllt? Ist er uns während der langen Krankheit meiner Mutter eine Stütze gewesen? Kaum gekümmert hat er sich um die Sorge und das Elend, das uns niederdrückte; er begnügte sich damit, uns unsere wenigen Geldgeschäfte abzunehmen, das kleine Kapital, das uns geblieben, zu verwalten — das war Alles! Ich sah ihn in der letzten Zeit nur, wenn wir Geld gebrauchten. Er gab, ohne zu fragen, mit der kalten Gleichgiltigkeit, die jede Klage von den Lippen zurückdrängt. — Ach und wie rasch ist unser kleiner Schatz geschmolzen! Die gute Mutter ahnte nicht, daß trotz meiner angestrengten Arbeit, trotz der sorglichen Sparsamkeit, so gar wenig übrig geblieben ist.“

„Ja, ja,“ nickte Frau Blume. „Sie haben Ihre Pflicht im vollsten Maße gethan, Fräulein Lieschen. — Die Augen haben Sie sich verdorben bei den Petit points und den feinen Perlstickereien, und was Sie für die mühselige Arbeit bekamen, war wenig genug — ein Tröpfchen auf einen heißen Stein. Ohne das Geld beim Herrn Vormund hätten Sie diese schwere Zeit gar nicht durchmachen können.“

Elisabeth seufzte auf: „Ich danke Gott!“ rief sie . daß das Geld wenig[st]ens so lange gereicht hat, um die Noth von dem La[ge]r meiner geliebten Mutter fern zu halten.“

„Aber Ihnen, mein liebes Kind, Ihnen ist so gut wie nichts geblieben!“

Elisabeth blickte zu Boden: „Gott ist mir geblieben,“ sagte sie dann ernst, „und der Wille zu arbeiten!“

„Und Gott wird Ihren Willen segnen!“ rief die Alte bewegt. „Noch lebt der alte Herrgott dort oben, der Vater der Waisen; legen Sie getrost Ihr Schicksal in seine Hand!“

Elisabeth neigte zustimmend das Haupt — dann wandte sie sich still wieder ihrer unterbrochenen Arbeit zu. Frau Blume ging ihr dabei helfend zur Hand, und bald war das Wenige eingepackt, und Kommode und Spinde geleert.

„So,“ rief Frau Blume, „nun kann Fräulein Söburg kommen — wir sind fertig. Ehe Sie aber von hier fortgehen, Fräulein Lieschen,“ setzte sie zärtlich hinzu und ergriff Elisabeth's Hände, „müssen Sie noch einmal zu der Mutter Blume hinüber und mit ihr wie früher, als es noch besser mit Ihnen stand, gemüthlich ein Stündchen verplaudern.“ Elisabeth willigte unter Thränen lächelnd ein. Die Liebe der alten Frau that ihrem gedrückten Herzen wohl.

In der Wohnung Frau Blumes leuchtete Alles von Sauberkeit. Die Einrichtung war auf's Höchste einfach, aber nicht ärmlich. Der Tisch vor dem Sopha war gedeckt. Frau Blume hatte ein kleines Frühstück bereitet, in der Ofenröhre stand das Lieblingsgetränk Elisabeth's eine Kanne voll dampfende Chokolade.

Das junge Mädchen mußte sich auf's Sopha setzen und wie eine liebende Mutter um das leidende Kind, so war die alte Frau um Elisabeth beschäftigt, eifrig bemüht, für Geist und Körper erquickende Nahrung zu schaffen.

Elisabeth gab sich dem freundlichen Gefühle hin, das diese sorgende Liebe in ihr erweckte. Zum ersten Male nach dem Tode der Mutter fühlte sie die Wahrheit einer Ruhe, die die Angst der letzten Monde und Wochen aus ihrer Nähe verscheucht hatte. So verging eine Stunde, ehe man sich's versehen, erst die Ankunft der Cousine, die Elisabeth abzuholen kam, störte das trauliche Beisammensein.

Fräulein Hedwig Söburg war sehr überrascht, ihre Cousine bei der Schneiderswittwe zu finden, sie rümpfte ein wenig die Nase; dennoch trat sie auf die Einladung Frau Blumes näher und ließ sich die Tasse Chokolade gefallen, die ihr die alte Frau höflich darbot.

Fräulein Hedwig Söburg war eine kleine, behende Person in den Jahren, die man bei Frauen die besten nennt, welche aber für Mädchen schon etwas Bedenkliches haben. Fräulein Hedwig schien indessen dieses Bedenken ihrer Jahre durchaus noch nicht zu empfinden. Coiffüre und Anzug waren sehr jugendlich. Das Kleid, obwohl der Trauer um die Tante wegen schwarz, ließ, nach der neuesten Mode gefertigt, nichts als Zierlichkeit und Eleganz zu wünschen übrig. Ein kleiner Hut mit langem Schleier saß etwas kokett auf dem von kleinen Löckchen umgebenen Kopfe, und unter der niedrigen Krempe blitzten ein paar durchdringende braune Aeuglein, die zu dem lebhaften Ausdruck des scharf geschnittenen Gesichts mit dem breiten Kinn gut paßten.

„Es thut mir leid, liebe Elisabeth,“ nahm Fräulein Söburg, nachdem

sie an ihrer Chokolade genippt, in etwas spitzem Ton das Wort, als wäre ihr der Aufenthalt hier durchaus nicht behaglich, „wenn ich Dich in so angenehmer Gesellschaft störe. Aber ich muß Dich schon bitten, Dich etwas zu beeilen. Mama wartet zu Hause mit dem Essen, und auch Dein Vormund, Herr Justizrath Eichborn, wollte zwischen zwölf und zwei Uhr zu uns kommen, um mit Dir zu sprechen. Du weißt, er ist so viel beschäftigt und kann nicht warten."

„Wie? ist mein Vormund schon von der Reise zurückgekehrt?" unterbrach Elisabeth unmuthig die rasch sprudelnde Rede der Cousine, „dann dächte ich, wäre es seine Pflicht gewesen, sich zu mir her zu bemühen, ehe ich meine Wohnung verließe. Es ist noch mancherlei zu ordnen, und es wäre gut gewesen, wenn er sich den Nachlaß der Mutter mit eigenen Augen angesehen, besonders da er, seit wir hier wohnen, kaum einmal hergekommen!"

„Du weißt," entgegnete Hedwig, während sie ungeduldig an dem schwarzen, die kleine Hand eng umschließenden Handschuh zupfte, „wie selten man in diese Gegend kommt, wenn man im Westend wohnt! Aber beruhige Dich", setzte sie rasch hinzu, als sie die aufsteigende Röthe in Elisabeths Antlitz bemerkte, „der Justizrath wird Alles ordnen — er hat es Mama versprochen. Uebrigens kannst Du ja das Weitere mit ihm verabreden — hier" — ihre Augen glitten bezeichnend über Frau Blume hin — „scheint es mir nicht am Orte, Familienangelegenheiten zu besprechen."

Frau Blume, die bis jetzt schweigend zugehört, nickte zustimmend und gab durch ihr Aufstehen selbst das Zeichen zum Aufbruch. Sie sah die Erregung Elisabeth's und zog, um jede weitere Erörterung zu vermeiden, das junge Mädchen mit sich hinaus, bei Fräulein Söburg sich damit entschuldigend, daß sie Elisabeth behülflich sein wolle.

In ihrem Zimmer angelangt, fiel Elisabeth Frau Blume weinend um den Hals.

„Ich ertrage es nicht!" rief sie schluchzend.

Frau Blume drängte sie sanft von sich. „Nur nicht den Muth verlieren, mein liebes Kind!" mahnte sie.

Elisabeth wandte sich ab, heiße Thränen perlten über ihre Wangen.

„Denken Sie nur immer daran," setzte Frau Blume in bewegtem Tone hinzu, „daß ein treues Herz für Sie schlägt und daß Sie, wenn die vornehmen Leute Ihnen nicht gut thun sollten, bei der alten Frau Blume stets ein Plätzchen offen finden werden."

„Ich werde Ihre Güte nie, nie vergessen, meine alte Freundin!" rief Elisabeth und reichte der alten Frau gerührt beide Hände hin.

Unterdessen hatte Hedwig Söburg sich die Zeit ihres Alleinseins so gut als möglich zu vertreiben gesucht. Die Lorgnette aus dem Gürtel ziehend, musterte sie durch dieselbe mit spöttisch verzogenem Munde die einfache Ausstattung des Zimmers. Plötzlich blieb ihr Blick staunend auf einem Gegenstande haften, den sie genauerer Betrachtung zu würdigen beschloß. Dieses einzige Objekt, das für sie Interesse hatte, war die ziemlich große Photographie eines jungen Mannes, die in schönem Rahmen die Wand des Zimmers schmückte. Neugierig betrachtete Hedwig den intelligenten Kopf mit den energischen Zügen, der ihr gar nicht in diese Umgebung zu passen schien.

Frau Blume und Elisabeth fanden bei ihrer Rückkehr die Dame noch

vor dem Bilde stehend. Hedwig konnte trotz des aristokratischen Airs, das sie sich zu geben bemühte, eine Frage der Neugier nicht unterdrücken.

„Wen stellt dieses Bild vor?" wandte sie sich zu Frau Blume.

Ein Zug stolzer Befriedigung flog über das gutmüthige Gesicht der alten Frau.

„Das ist mein Sohn," antwortete sie, „mein Fritz, der mit Herrn Felton und dessen Familie seit mehr als zwei Jahren in Italien weilt."

Hedwig horchte bei dem Namen „Felton" überrascht auf.

„Mit Herrn Felton, dem reichen Felton?" fragte sie noch einmal, als zweifle sie an dem Gehörten.

„Mit dem reichen Banquier Felton aus der Lindenstraße", wiederholte Frau Blume voll innerer Genugthuung.

„Da gratulire ich, Frau Blume," rief Hedwig, und diesmal klang das: „Frau Blume" so viel freundlicher als vorhin, daß die gutmüthige Alte ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

„Darf man fragen", fuhr Hedwig fort, „welche Stellung Ihr Sohn in dem Hause der angesehenen Familie einnimmt?"

„Er ist als Erzieher und Reisebegleiter des einzigen Sohnes mit der Familie auf Reisen gegangen", war die Antwort.

Ein staunendes „Ah!" entfuhr den Lippen Hedwigs.

„Erwarten Sie Ihren Sohn bald zurück?" fragte sie sehr vertraulich weiter. — „Ich hörte, die Familie Felton werde bald nach der Residenz zurückkehren."

„Das weiß ich nicht!" erwiderte Frau Blume, jetzt ihrerseits als Revanche den gleichgültigen Ton anschlagend, den Hedwig vorhin gegen sie beliebt hatte. „Aber der Herr Vormund wartet ja", wandte sie sich an Elisabeth, alle weiteren Fragen Hedwigs damit abschneidend, „jetzt muß ich selbst zur Eile mahnen, damit der vielbeschäftigte Herr sich nicht vergebens bemühe!" —

Herzlich drückte sie bei diesen Worten Elisabeth an das Herz, gegen Hedwig verbeugte sie sich mit gesuchter Grandezza, die zu anderer Zeit Elisabeth's Heiterkeit erregt hätte. Jetzt aber war sie zu sehr bewegt vom bevorstehenden Abschiede, um darauf zu achten. — Immer und immer wieder reichte sie der alten Frau die Hand hin, bis Hedwig ärgerlich über die Verzögerung die Treppe voran hinunterging.

Wenige Minuten darauf saßen die beiden Cousinen nebeneinander in einer Droschke; beide in die Ecken zurückgelehnt, wechselten kein Wort, jede schien ihren eigenen Gedanken nachzuhängen. — Der Weg war weit — der schöne Platz, an dem die Geheimräthin wohnte, lag am entgegengesetzten Ende der Stadt in dem vornehmen Viertel. Trotzdem fuhr Elisabeth fast erschreckt in die Höhe, als die Droschke hielt. Es ist ihr seltsam beklommen zu Muthe, und mit bangem Herzen betrat sie die Wohnung der Tante.

---

3. Kapitel.

Weihnachten war vorüber. Der Januar war mit Schnee und Eis gekommen, und kalte Winde wehten von Nordost. Auf den Straßen sah man nur dicht in Mäntel und Kapotten gehüllte Menschen rasch an einander vorüber eilen. Selbst die Fenster der Equipagen, die die bevorzugte Klasse der Gesellschaft zu Festen, Konzerten oder Theatern führten, waren fest verschlossen und verhüllt.

Vor einem in der fashionablen Gegend der Residenz gelegenen Kaffeehause hielt in später Nachmittagsstunde ein eleganter Einspänner. Es war ein englischer Tilbury, der Kutscher mit großem Mantel saß hinten stattlich auf dem hohen Sitz. Die Zügel führte ein junger Mann, dessen Gestalt von den Pelzen, in die er sich vergraben, fast ganz verhüllt war.

Rasch warf er den Pelz ab und sprang, dem Kutscher die Leine übergebend, vom Wagen.

Auf die Frage des Letzteren, ob er den Herrn abholen solle, erfolgte die kurze Antwort: „Ich werde zu Fuß nach Hause gehen."

Der Wagen fuhr davon — der junge Mann trat in das glänzend erleuchtete Haus. Auf die devote Frage des herbeieilenden Kellners erwiderte er in kurzem, befehlendem Tone: „Zum Doktor Kiesling!"

Der Kellner verneigte sich und eilte voran, erst durch einen hell erleuchteten Saal, dann öffnete er eine Thür und ließ den Fremden ein.

Auf einem langen Divan, in eine Rauchwolke von dampfenden Cigarren gehüllt, saß eine Gesellschaft junger Männer. — Sie schienen eben und zwar sehr reichlich zusammen getafelt zu haben, denn die Stimmung war eine sehr angeregte und lustige. Auf dem Tische stand noch das Dessert, nebst einer riesigen Bowle, die erst bis zur Hälfte geleert worden war. Bei dem Geräusch, das der Eintritt des Fremden verursachte, blickte man sich neugierig um — ein allgemeines „Ah!" ertönte von Aller Lippen.

„Läßt sich der hochgestimmte Idealist wirklich herab, unsere triviale Gesellschaft zu besuchen?" rief ein blonder, bebrillter Jüngling, dessen rothglühendes Gesicht vor Lust und Heiterkeit strahlte.

„Frau Beermann empfängt wohl heute nicht?" warf ein Anderer ein, „daß unser ästhetischer Freund aus der Scylla der Langenweile sich in die Charibdys eines Junggesellen-Diners stürzt?"

„Merkwürdig gut ausgedrückt!" rief ein Dritter, „man sollte das solch einem trockenen Juristen wie Dir gar nicht zutrauen."

„Aber nicht getroffen," entgegnete der Erste. „Ich weiß, was Edwin von Berg hierher führt. Er braucht eine lustige Szene für seinen neuesten Roman, — und da sollen wir ihm zur Studie dienen."

„Bravo! bravo!" ertönte es von allen Seiten, und ein schallendes Gelächter durchzitterte den Raum. Unterdessen hatte der so stürmisch Empfangene, ohne auf die Reden um ihn zu achten, als wäre er dergleichen schon gewöhnt, sich seines Ueberziehers entledigt, den Hut an den Riegel gehängt, und setzte sich ruhig an den Tisch, neben den rothwangigen Bebrillten, der ihn zuerst angeredet und welcher der Tafel als Gastgeber präsidirte.

Das Licht des Gaskronleuchters fiel hell und strahlend auf den neuen Ankömmling. Er war ein ungewöhnlich schöner Mann, groß und kräftig

gebaut. Volles, lockiges, braunes Haar und ein Vollbart von der gleichen Farbe umgab das etwas gebräunte ovale Antlitz, aus dem ein paar tief-dunkele Augen in unruhigem Feuer strahlten. Es lag etwas zugleich Anziehendes und Beängstigendes in der Erscheinung des jungen Mannes, etwas Unfertiges, Friedeloses, Räthselhaftes, das frischen, fröhlichen Lebensgenuß aus seiner Nähe zu verbannen schien. Und doch konnte Niemand zu Zeiten ausgelassener in glühenderer Lust das Leben genießen als Edwin v. Berg — aber eben nur zu gewissen Zeiten. Im Ganzen war er der lärmenden Jugendlust seiner Freunde und Studiengenossen wenig geneigt und mußte deßhalb manchen Spott ertragen, wie wir eben gesehen.

Edwin v. Berg war reich, unabhängig, lebte ganz seinen Neigungen, dilettirte in allen Künsten, hatte sich aber als Schriftsteller bereits einen guten Namen gemacht.

Noch immer hatte sich das Gelächter nicht gelegt. Der Gastgeber Dr. med. Paul Kiesling erhob sich jetzt und klopfte an sein Glas:

„Silentium, meine Freunde! rief er, „die Götter senden ihre Gaben unverhofft, uns sandte Bachus als beste Gabe den seltenen Gast. Deshalb fragen wir nicht nach Gründen, er ist da und er sei uns willkommen!"

„Er sei willkommen! tönte es in dem heitern Kreise nach, und die Gläser erhoben sich zur Begrüßung des neuen Gastes.

„Wenn auch unerwartet," nahm jetzt Edwin v. Berg das Wort, „so komme ich doch nicht ungebeten. Freund Kiesling hat mich feierlichst zur Bowle eingeladen, und ich habe nicht „Nein" gesagt.

„Warum beglückst Du uns aber erst so spät?" fragte Dr. Kiesling.

„Frage mich nicht nach dem „Warum", entgegnete Edwin mit komisch pathetischer Tragik. „Welcher Mensch kann immer über das „Warum" seiner Handlungen Rechenschaft ablegen! — Sei es Dir genug, — ich konnte nicht eher. Aber jetzt bin ich hier und", setzte er leise hinzu, „ich will Dich den Abend mit mir nehmen, wenn Deine Fete beendigt ist."

„Keine Geheimnisse!" erscholl es von Aller Munde, „unter Freunden muß man nichts Heimliches haben."

„Was sagte er, Kiesling? Schmiedet er Verrath gegen uns?"

„Mit Nichten!" rief Kiesling, „er will uns die Ehre anthun, mit uns zusammen die Bowle zu leeren und dann —"

„Und dann?" rief er wieder, „was will er dann?"

„Berg soll selber reden, er braucht keinen Vormund."

Berg erhob sich. „Wenn Ihr es denn durchaus wissen wollt", sagte er gelassen, „so erfahret, daß ich, sobald das edle Naß vertilgt ist, Euren Gastgeber, meinen lieben Freund Paul Kiesling, Euch zu entführen beabsichtige."

„Sagten wir's nicht, daß der Verrath gesponnen?"

„Kiesling bleibt hier, daraus wird nichts!"

„Hoho! — das wird doch auf mich ankommen!" lächelte der Doktor.

„Und ist es nicht Zeit, daß man sich trennt?" nahm ein kräftiger Mann mit dunklem Haar und Bart und blitzenden Augen das Wort. „Für heute haben wir genug dem Bachus geopfert. Morgen ist auch noch ein Tag, morgen fahren wir fort!"

„Topp!" rief man, „unter diesen Umständen sei Kiesling die Freiheit gegeben. Aber wo treffen wir uns morgen?"

„Wo? Natürlich bei dem Schuldigen, der heute unsere Freude gar zu früh gestört hat. Edwin v. Berg sei verurtheilt, uns morgen in seinem sonst nur für Auserwählte geöffneten Tuskulum zu bewirthen."

Es entstand ein Gemurmel der Erwartung. Aller Augen richteten sich auf Edwin v. Berg. Man wußte, wie ungern dieser seine mit künstlerischem Geschmack ausgestatteten Räume für derartige Gelage hergebe.

Aber statt aller Antwort erhob sich Berg mit freundlichem Lächeln.

„Die Strafe ist gut," sagte er, „Ihr seid Alle morgen zu mir geladen!"

„Zu welcher Stunde?"

„Die überlasse ich Euch, zu bestimmen."

„So schlage ich vor," nahm Doktor Kiesling das Wort, „wir finden uns bei Dir morgen zu derselben Stunde ein, zu der Du heute zu uns gekommen."

„Wie Ihr wollt!"

„Doch hoffen wir," rief ein Anderer, „daß das Diner trotz der späten Zeit uns nicht verkürzt werde."

„Keine Andeutungen," unterbrach ihn Kiesling, „Berg liebt Ueberraschungen, wie Ihr wißt."

„Also auf die morgenden Ueberraschungen!" rief der Erste und erhob sein Glas.

Etwa nach einer Stunde trennte sich die heitere Gesellschaft in bester Laune — durch die Einladung Bergs vollständig mit dem Störer ihrer Freude ausgesöhnt.

„Und nun," sagte der blonde Doktor, als er und Berg, die Letzten, das Restaurant verließen, „nun sage mir, was Du heute noch mit mir vor hast! Es muß etwas Besonderes sein, da Du sogar zum äußersten Mittel gegriffen, um mich frei zu machen."

Paul Kiesling lachte laut und herzlich, v. Berg stimmte nicht ganz so heiter in das Lachen mit ein.

„Was Besonderes ist es nicht," erwiderte er hastig, als wolle er rasch über diese Erklärung fortkommen, „es ist um eines Versprechens willen, das ich gegeben, und das ich ohne Dich nicht erfüllen kann. Eine Bekannte von mir, meine kleine Freundin, Hedwig Söburg, arrangirt heute einen musikalischen Abend — wir wollen achthändig spielen, und uns fehlt der vierte Spieler — das ist Alles!"

Kiesling starrte einen Augenblick seinen Freund ganz verdutzt an.

„Donnerwetter!" platzte er heraus. „Das ist wirklich sehr schmeichelhaft für mich — also bloß um meine zehn Finger handelt es sich, um weiter nichts?" — Und dann wieder in ein homerisches Gelächter ausbrechend: „Wunderlicher Kauz, tant de bruit pour une omelette!"

v. Berg runzelte etwas unwillig die Stirn.

„Du hörst, ich habe es versprochen, neulich als ich bei Beermanns war. Hedwig Söburg ist eine Freundin Frau Beermanns, sie ist oft in ihrem Hause — ich konnte ihre Aufforderung nicht ablehnen."

„Hm, hm — ich verstehe," rief Paul Kiesling, und über seine Stirn flog es wie eine Wolke. „Aber warum muß auch ich? Du weißt, ich liebe diese ästhetischen Salons nicht."

„Die Söburg war in Verlegenheit um den vierten Spieler, ich sagte es Dir ja schon, und da versprach ich im Vertrauen auf Deine Freundlichkeit,

ihr den fehlenden mitzubringen. Deine Einladung kam mir deshalb sehr mal à propos, ich fürchte Dich dadurch verhindert."

„Deshalb also gingst Du so liebenswürdig auf den Scherz der Freunde ein, und ladest selbst die Last eines Gastmahls in Deinem Hause auf Dich!" lachte Kiesling. „Ja, ja, wenn man den Leuten immer ins Herz sehen könnte, so oft sie uns Honig um den Mund schmieren, man würde selten so fügsam und gutwillig in die Falle gehen. Hätten die guten Jungen gewußt, aus welchem Grunde — —"?

Um Edwins Mund zuckte es ärgerlich.

„Jetzt kann ich das vorhin Gesagte zurückgeben, tant de bruit pour une omelette, ich glaubte nicht, daß Du eines so unbedeutenden Freundschaftsdienstes wegen so viel Aufhebens machen würdest."

„Freundschaftsdienst?" brummte Kiesling, „nennst Du das einen Freundschaftsdienst, wenn ich Dir dabei helfe, eine Weiberlaune zu befriedigen? Ich wünschte, Du machtest Dich von diesen Weiberfreundschaften los. Ist es nicht genug, daß Du schon in einem Netze für alle Zeit gefangen bist? — Denke, wenn Editha, wenn Deine Braut zurückkehrt, was wird sie zu all diesen neuen Freundinnen sagen?"

In Edwins Augen blitzte es unwillig auf:

„Das laß meine Sorge sein, Kiesling" — entgegnete er kurz „in meine inneren Angelegenheiten lasse ich mir selbst von meinen Freunden nicht einreden."

Kiesling erwiderte nichts, schweigend schritten Beide weiter durch die beschneiten Straßen.

„Ist es weit von hier, wo Deine Adorata wohnt?" fragte der Doktor nach einer Pause, sich dichter in seinen Mantel wickelnd.

„Nicht gar zu weit; wünschest Du vielleicht eine Droschke?"

„Durchaus nicht," wehrte Kiesling ab, „es ist für uns Beide gut, wenn wir noch eine Strecke gehen. Die Kälte wird die Geister des Weines verjagen und meine Finger sicherer machen, daß ich Dir keine Schande beim Spielen einlege. Ich hoffe indessen, Fräulein Söburg wird mich ihrer Freundschaft nicht so würdig finden, daß sie mich öfter zu diesen Vergnügungen begehrt."

Edwin antwortete nichts Er ging rasch weiter. Paul Kiesling schlug dasselbe Gangtempo ein. — Bald war das Ziel erreicht. Vor einem hohen Hause, an der Ecke eines freien Platzes blieb Edwin v. Berg stehen.

„Hier ist es," wandte er sich zu seinem Gefährten. „Leider muß ich Dich jetzt noch drei Treppen hinaufbemühen."

Paul Kiesling richtete seine Augen nach Oben, wo er im dritten Stock einige hell erleuchtete Fenster erblickte.

„Deine Freundin hat ihren Musentempel etwas hoch errichtet," scherzte der Doktor, „aber je näher dem Himmel, desto besser für die Kunst. Vorwärts denn!"

---

4. Kapitel.

Oben befand sich in engen, aber möglichst komfortabel eingerichteten Räumen eine kleine Gesellschaft. Größtentheils bestand dieselbe aus Damen, das männliche Geschlecht war vor der Ankunft Edwin v. Bergs und des Dr. Kiesling nur durch einen jungen Mann vertreten, der sich schüchtern in eine Ecke zurückgezogen hatte.

Auf dem Sopha saß die Frau des Hauses, eine kleine, alte, schon etwas gekrümmte Dame, die indessen in jeder Miene und Bewegung bemüht war, vornehme Airs zu zeigen. Den andern Sophaplatz nahm eine rundlich dicke, in schwere Seide gekleidete Frau ein, um deren freundliches Gesicht breite weiße Haubenbänder flatterten und deren fleischige, mit Ringen geschmückte Finger eifrig die Nadeln eines Strickzeuges auf und nieder bewegten. Es war dies die glückliche Mutter des in die Ecke gedrückten Jünglings, die Frau Oberappellationsgerichtsräthin Conrad. Diesen langen Titel gab ihr die Geheimräthin Söburg gewissenhaft, so oft sie dieselbe anredete.

Den beiden alten Damen gegenüber hatte die jüngere Generation Platz genommen, die bis jetzt aus drei Personen bestand. Der Mittelpunkt dieses Kleeblattes war Hedwig Söburg, welche lachend und plaudernd geschäftig den mit Schleifen und Bändern geschmückten Lockenkopf hin und her bewegte. Ihr zur Seite saßen ihre beiden intimsten Freundinnen, Mädchen in dem gleichen erfahrenen Alter Hedwig's und beide nicht durch so absonderliche körperliche Vorzüge ausgezeichnet, um die Erscheinung Hedwig's in den Hintergrund zu drängen. — Die Eine, Marie von Holtheim mit Namen, gutmüthig und hausbacken, sprach viel mit den alten Damen über wirthschaftliche Angelegenheiten, die Andere war eine bekannte Gesanglehrerin, Fräulein Ottilie Alten, eine trotz ihrer Jahre sehr schüchterne Jungfrau. Diese Schüchternheit mußte dem heranblühenden Mädchen einen besonderen Reiz verliehen haben, jetzt gab sie der sonst sehr ehrenwerthen, gutmüthigen Person zuweilen etwas Komisches.

Beim Eintritt Edwin v. Berg's und des Doktors entstand eine allgemeine Bewegung unter den Anwesenden. Die Geheimräthin lächelte ihrer Nachbarin mit innerer Befriedigung zu, als wollte sie sagen: „Sieh', welch' interessante Leute bei mir verkehren!" Fräulein Alten rutschte verlegen mit dem Stuhle, offenbar in der Absicht, die Entfernung zwischen sich und den Neuangekommenen von dem gefürchteten Geschlecht möglichst zu vergrößern. Marie v. Holtheim hielt in einer eben begonnenen Mittheilung eines sehr billigen Rezeptes zu einem Plumpudding plötzlich inne, und Hedwig sprang mit hochgerötheten Wangen auf, die neuen Gäste zu begrüßen. Die Vorstellung der Herren war bald beendigt, man setzte sich.

„Verzeihen Sie, Fräulein Söburg, wenn ich Sie vielleicht etwas habe warten lassen," wandte sich Edwin v. Berg artig zu dem Fräulein.

Bei dem wohlklingenden Tone dieser tiefen Stimme hob Ottilie Alten verstohlen das Haupt, den Redenden, der ihr bis jetzt unbekannt war, genauer anzusehen, — unglücklicher Weise richtete auch er gerade seine Augen nach seiner Nachbarin hin, sie begegnete diesem Blick, und verschüchtert, mit dunkelm Roth übergossen, senkte sie wieder die Lider und wagte sie lange

nicht mehr zu erheben. Das Lächeln, das Edwin v. Berg's Lippen umspielte, bemerkte sie nicht.

„Ich bin glücklich, daß Sie überhaupt gekommen, bester Doktor!" rief Hedwig. „Es ist zu liebenswürdig von Ihnen, da Sie einen so großen und glänzenden Bekannten-Kreis haben."

„Und die drei Treppen heraufzusteigen!" fiel die Geheimräthin ein, „ich kann mir denken, welch' ein Opfer das für Sie ist!"

„Bitte um Entschuldigung, gnädige Frau", nahm Dr. Kiesling das Wort, „auch ich wohne drei Treppen hoch, und mein Freund Berg ersteigt dieselben öfter, ohne daß er bis jetzt deßhalb Schaden genommen hätte."

Hedwig lächelte verbindlich.

„Wie ist Ihnen der neuliche Abend bei Beermann's bekommen?" wandte sie sich wieder zu Edwin. „Sie waren bei ausgezeichneter Laune, selbst Anna Beermann, die sonst so selten lustig ist, wurde von Ihrer Heiterkeit angesteckt."

Edwin verneigte sich gegen die Dame, ohne indessen auf das Gespräch weiter einzugehen. Er fragte, was heute Abend gespielt werden sollte.

Während Hedwig mit Edwin die Notenhefte durchblätterte, um mit ihm die Wahl der zu spielenden Piecen zu treffen, hatte sich die Thür geöffnet und Elisabeth war eingetreten. Sie hatte ein Präsentirbrett mit Theetassen in den Händen und setzte dasselbe mit freundlicher Verneigung auf den Tisch vor die Damen. Das einfache Trauerkleid, das sie an dem Begräbnißtage getragen, umhüllte auch heute noch ihre hohe, schlanke Gestalt. Auch ihre Wangen waren noch ebenso bleich wie damals, und derselbe schmerzlich-wehmüthige Zug lagerte um ihren Mund.

Die Geheimräthin stellte die beiden neuen Gäste ihrer Nichte vor.

Paul Kiesling war schon bei Elisabeth's Eintritt aufgesprungen, es lag trotz der einfachen Kleidung so viel vornehme Hoheit in ihrem Wesen, daß sie unwillkürlich Ehrerbietung abnöthigte.

„Ihre Cousine?" wandte Edwin v. Berg sich leise fragend an Hedwig.

„Ja! die junge Waise, die wir zu uns genommen, wie ich Ihnen schon erzählte."

„Eine interessante Erscheinung!"

„Finden Sie das?" fragte Hedwig mit gezwungenem Lächeln. „Sie hat im Ganzen Beifall, ich meinerseits kann an diesem immer gleichmäßigen Antlitz nichts finden."

„Ganz natürlich, liebe Freundin," entgegnete Edwin scherzend, „das Sprichwort bewahrheitet sich auch bei Ihnen! der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande. Ich versichere Sie indessen, die junge Dame hat außergewöhnliche Reize."

Um Hedwig's Lippen zuckte es unmuthig; in solchen Momenten bekam ihr sonst so lebhaftes Gesicht einen recht unangenehmen Ausdruck. Edwin entging die Verstimmung Hedwig's nicht. Einen Augenblick lächelte er spöttisch. Es lag indessen durchaus nicht in seiner Absicht, die Dame zu erzürnen.

„Und was dem Fräulein sonst an Liebenswürdigkeit noch fehlen sollte", setzte er daher rasch hinzu, „das wird sie an dem Vorbild meiner liebenswürdigen Freundin lernen."

Elisabeth hatte unterdessen den Thee servirt, man gruppirte sich um den Tisch, selbst der schüchterne Student, durch die Blicke seiner Mutter immer

aufs Neue ermuntert, wagte sich jetzt heran. Er setzte sich zu Marie v. Holtheim, die, von den anderen Herren wenig beachtet, sich sehr freundlich des Jünglings annahm, der aus Dankbarkeit geduldig alle Expektorationen über dieses und jenes aus dem alltäglichen Leben anhörte. Im Gegensatz zu der immer gesprächiger werdenden Marie wurde die neben ihr sitzende Ottilie Alten immer stummer. Sie hatte den gefährlichen Edwin von Berg zum Nachbar, der, belustigt durch das ängstliche Wesen der Dame, sich alle mögliche Mühe gab, der Schüchternen einige Worte zu entlocken. Hedwig sah offenbar höchlich amüsirt diesem Beginnen Edwin's zu, endlich jedoch fand sie es an der Zeit, ihre geängstigte Freundin zu erlösen, und erhob sich, um das Zeichen zum Anfang des Spieles zu geben.

„Werden Sie nicht mitspielen, Fräulein v. Gleissenberg?“ fragte der Doktor Kiesling seine Nachbarin, als diese sich nicht mit den Andern erhob.

„Ich spiele zu schlecht,“ entgegnete Elisabeth erröthend. „Ich kann unter so guten Spielern mich nicht hören lassen.“

„Ich glaube, Sie sind zu bescheiden, gnädiges Fräulein!“ entgegnete der Doktor. „Sie müssen musikalisch sein — leuchtet ihnen die Musik doch schon aus den Augen!“

Er hatte in leichtem, scherzendem Tone gesprochen, aber der Blick, den er dabei auf Elisabeth warf, sprach so viel Bewunderung aus, daß sie befangen die Lider senkte.

„Leider irren Sie sich sehr,“ entgegnete sie ernst, „ich liebe die Musik, aber ich leiste wenig in ihr.“

Die Geheimräthin hatte mit bedeutungsvollem Kopfschütteln der Unterhaltung der in ihrer Nähe stehenden jungen Leute zugehört.

„Es ist recht schade,“ wandte sie sich an ihre Nachbarin mit vertraulichem Geflüster, das indessen doch laut genug war, um von Elisabeth und Doktor Kiesling gehört zu werden; „es ist recht schade, daß Elisabeth nichts Ordentliches gelernt hat. Wie hübsch wäre es jetzt, wenn sie mit meiner Hedwig zusammen musiziren könnte. Aber ihr Spiel ist so stümperhaft, so ungeschult, daß es ganz unmöglich ist. Da sehen Sie wieder die moderne Erziehung, meine liebe Freundin; meine Schwägerin ließ das Mädchen alles Mögliche lernen, aber Nichts kann sie ordentlich, Nichts. Es ist zum Verzweifeln!“

Paul Kiesling war schon bei den ersten Worten der Geheimräthin diskret zurückgetreten, unwillig zuckte es auf seinem gutmüthigen Gesicht. Elisabeth, dunkelroth vor Scham und Schmerz, trat ans Fenster und trocknete heimlich die hervorbrechenden Thränen.

Da rauschte es auf in mächtigen Akkorden, es war Glucks Iphigenien-Ouverture. Voll tönten die beiden Instrumente unter den wohlgeübten Händen der Spieler. Alles wandte sich lauschend dorthin, nur Elisabeth blieb noch am Fenster stehen. Ein unsägliches Weh preßte ihr Herz zusammen. Ach, die Tante hatte nur zu Recht mit ihrer Anklage; von Tage zu Tage fühlte sie es mehr, wie wenig sie für's praktische Leben gebildet sei; mit beklommenem Herzen hatte sie es sich schon oft unter Thränen in ihrer Kammer gestanden, daß sie, wenn die Noth an sie herantrete, nichts, gar nichts wisse und könne, womit sie sich ihr tägliches Brod zu verdienen vermöge. Sie hatte indessen nicht Zeit, ihren trüben Gedanken lange nach-

zuhängen. Die Tante hatte die Sorge für die Bewirthung der Gäste ihr übertragen, sie mußte in die Küche eilen und erst als man sich zur Abendtafel setzte, konnte sie sich wieder der Gesellschaft widmen. Paul Kiesling hatte zu seiner Freude seinen Platz neben ihr erhalten. Edwin v. Berg saß zwischen Hedwig und Ottilie Alten. Er war sehr übermüthig und sprudelte von witzigen Einfällen. Die schüchterne Ottilie diente zur Zielscheibe seiner Neckereien. Hedwig hörte dem lächelnd zu, Niemand dachte daran, die arme Gehänselte gegen den glänzenden v. Berg in Schutz zu nehmen; nur Elisabeth war augenscheinlich unangenehm berührt. Sie warf ihrer Cousine mißbilligende Blicke zu, die diese aber, ganz mit ihrem Nachbar beschäftigt, gänzlich unbeachtet ließ. Ottilie Alten, trotz ihrer Gutmüthigkeit, sich doch verletzt fühlend, war die Erste, die aufbrach, um sich still und heimlich zu entfernen. Scheute sie es schon, immer in allzu großer Bescheidenheit, einen Herrn mit ihrer Begleitung zu inkommodiren, so trieb heute die Angst vor dem spöttischen Edwin v. Berg sie noch rascher fort. Ihre Vorsorge war indessen vergeblich. Auch Edwin v. Berg war schon aufgesprungen. Mit den Worten: „Gestatten Sie mir das seltene Glück, Fräulein Alten, Sie nach Hause begleiten zu dürfen," eilte er ihr nach. Die arme Ottilie wurde noch röther, aber vergeblich war all ihr Abwehren. Edwin v. Berg blieb in seiner Galanterie unerbittlich. Während des Hin- und Widerredens hatten sich auch die Andern erhoben und zum Gehen angeschickt.

„Darf ich hoffen," wandte sich Hedwig beim Abschiede zu Edwin und dem Doktor, „daß die Herren öfter mit uns musiziren werden?"

„Sie wissen, daß ich mit Vergnügen Ihren Befehlen folge," rief Edwin. „Ob der vielbeschäftigte Kiesling auch öfter Zeit haben wird, das muß er selbst sagen!"

Paul Kiesling verbeugte sich:

„Befehlen Sie, mein Fräulein; ich stehe jederzeit zu Ihren Diensten!"

Lachend betrachtete ihn Edwin v. Berg.

„Ei," flüsterte er ihm zu, „wer sagte mir denn vorhin, er wünsche, daß Fräulein Hedwig ihn ihrer Freundschaft nicht so würdig finden möge, ihn öfter einzuladen?"

„Wer änderte nicht einmal seine Ansichten?" erwiderte Paul ebenso und zuckte lachend die Achseln. „Ich ahnte nicht, welche Perle ich hier finden würde."

„Ah!" sagte Edwin, und sein Auge richtete sich auf Elisabeth.

„Nun?" wandte sich Hedwig zu ihrer Cousine, als die Gäste sie verlassen, „wie gefällt Dir mein Freund Edwin v. Berg?".

„Ist er wirklich Dein Freund?" fragte Elisabeth.

Hedwig warf stolz die Lippen auf. „Welche Frage! Wir sehen uns jede Woche an den musikalischen Abenden bei Beermanns. Doch Du weichst mir aus, wie gefällt Dir der gefeierte Liebling der Damen?"

„Er ist hübsch!" entgegnete Elisabeth kurz.

„Nichts weiter?"

„Um ein anderes Urtheil über diesen Herrn zu fällen, kenne ich ihn zu wenig. Aufrichtig gestanden aber, liebe Hedwig, so viel ich beobachtet, gefällt mir sein Wesen durchaus nicht."

Hedwig richtete sich staunend auf, auch die Geheimräthin, die bisher ruhig der Unterhandlung zugehört hatte, wurde aufmerksam.

„Und was, wenn's beliebt, mißfällt Dir an dem liebenswürdigen jungen Mann?" fragte die alte Dame spitz.

„Vor Allem, daß er die arme Ottilie Alten so zum Besten gehabt hat," entgegnete Elisabeth erregt. „Ottilie ist Deine Freundin, Hedwig, und Du solltest es nicht leiden, daß sie in Deinem Hause in so unzarter Weise zum Gegenstande allgemeiner Belustigung gemacht wird."

„Warum benimmt sie sich so kindisch!" warf die Geheimräthin hin.

„Sie ist Hedwig's Freundin!" wiederholte Elisabeth noch einmal.

Hedwig war aufgesprungen, heftig ging sie im Zimmer auf und ab, ihre kleinen Augen flimmerten vor innerer Aufregung.

„Du bist ein Kind, Elisabeth," rief sie. — „Wie kannst Du einen harmlosen Scherz unzart nennen? Aber allerdings," setzte sie höhnisch lächelnd hinzu, „Du bist zu schwerfällig, um Scherz zu verstehen, und dann hat Edwin v. Berg Dich wohl zu wenig beachtet; deßhalb das strenge Urtheil!"

„Hedwig!" rief Elisabeth vorwurfsvoll, und ihre Wangen rötheten sich vor Zorn.

„Der Doktor Kiesling mit seinem nichtssagenden Gesicht hat Dir natürlich besser gefallen!" fuhr die erregte Hedwig eifrig fort.

Das stolze Blut der Gleißenberge kochte in Elisabeths Adern auf. Was hatte sie gethan, daß man ihr so zu begegnen sich berechtigt hielt? Alles empörte sich in ihr gegen die Verletzung ihres weiblichen Gefühls.

„Hedwig!" sagte sie noch einmal, und ihre Lippen zuckten, „bedenke was Du sprichst!"

„Ich rathe dasselbe Dir!" rief Hedwig immer mehr gereizt. „Welch einen Ton wagst Du gegen mich anzuschlagen? Sieh' Dich vor, meine Geduld könnte sonst eher aufhören, als es Dir lieb wäre!"

Elisabeth biß sich auf die Lippen.

„Denke, Hedwig, daß sie ein unerzogenes Kind ist", mischte sich die Geheimräthin jetzt in den Streit. „Das hochmüthige Blut der Mutter spukt in ihren Adern; Du scheinst gar nicht zu wissen, Elisabeth, zu welchem Danke Du uns verpflichtet bist."

„Das Fräulein von Gleißenberg," fügte Hedwig hinzu, hätte auf der Straße bleiben können, wenn wir uns nicht ihrer angenommen."

Das war zu viel. Ein Schrei der Entrüstung drang über Elisabeth's Lippen. Todtenblässe bedeckte ihr Gesicht. Einen Augenblick starrte sie Mutter und Tochter groß an, dann all ihre Kraft zusammennehmend, sagte sie ruhig, obwohl ihr ganzer Körper in innerer Erregung bebte:

„Ich habe Euch nicht gebeten, mich aufzunehmen, freilich habt Ihr es mir angeboten. Als Gnade habe ich es nicht betrachtet, sondern als eine verwandtschaftliche Pflicht — eine Gnade anzunehmen bin ich zu stolz. Ich werde Euch nicht länger zur Last fallen!"

Hochgehobenen Hauptes verließ sie das Zimmer. Einen Augenblick schauten sich Mutter und Tochter stumm an.

„Die Hochmüthige!" rief endlich die Geheimräthin grollend.

„Laß sie," entgegnete Hedwig mit zuckenden Lippen. „Hochmuth kommt vor dem Fall!"

---

5. Kapitel.

Das Gelage bei Edwin v. Berg hatte bis spät in die Nacht gedauert. Im Speisesaal sah es noch bunt aus. Von dem breiten eichenen Tisch war das Tischtuch zur Hälfte herunter gefallen, Flaschen und halbgeleerte Gläser, Teller mit Früchten und Dessert standen ungeordnet durcheinander. Die rothen Vorhänge vor den Fenstern waren noch trotz der nicht mehr frühen Morgenstunde tief heruntergelassen; dämmeriges Licht herrschte in dem hohen Raume. Ein Diener war eben gähnend damit beschäftigt, Weingläser von edler antik r Form in das Büffet zu räumen. Die Thüren des hohen Schrankes standen offen und zeigten eine Reihe prächtiger alter Gefäße. Unvorsichtig stieß der Diener an einen der gemalten thönernen Krüge, dieser fiel herab und zerbrach klirend auf dem Boden.

„Ungeschickter!“ tönte eine zürnende Stimme hinte: dem Erschreckten.

In der offenen Thür, von der rothen Portiere halb bedeckt, stand der Gebieter.

Auf der Stirn des jungen Mannes zeigten sich Falten des Unmuths. Der Diener suchte sich zu entschuldigen. Edwin's Auge flog mit dem Ausdruck des Widerwillens über den sonst so wohlgehaltenen Raum.“

„Und das nennt man nun Vergnügen,“ murmelte er, „diese ungeregelte wilde Lust! Was ist aus meinem Tempel der Kunst geworden? Ein öder unwirthlicher Raum!“

„Schon gut,“ winkte er dem Diener, der noch immer in bittender Stellung vor ihm stand. „Du weißt ja nicht, welch Kunstwerk Du in Deiner Ungeschicklichkeit zerstört hast.“ Sinnend betrachtete er das zertrümmerte Gefäß. Roth auf schwarzem Grunde zeichneten sich auf dem Scherben, den er in die Hand genommen, zierliche Gestalten ab, Jünglinge und Mädchen Hand in Hand in wilder bacchantischer Bewegung. Ein Lächeln trat auf Edwin's Lippen.

„Dem Bacchus geweiht, mit Bacchanten geschmückt, wurdest Du ein Opfer der Lust, die Du verherrlichst! Ein Ende, wie es Dir gebührt!“

„Hebe die Scherben auf,“ rief er dem Diener zu, „ich werde sie wieder zusammen kitten lassen. So etwas bleibt schön auch noch in geflickter Gestalt!“

„Ist das Frühstück bereit?‘ fragte er dann.

„Der Kaffee steht auf dem Tische, Herr Doktor.“

Edwin trat in das anstoßende Gemach. Es war klein und traulich, ein Erkerzimmer, dessen breite Fenster blühende Topfgewächse schmückten. Ein runder, zierlich gearbeiteter Tisch mit Marmorplatte stand inmitten des Zimmers, bequeme Divans und Sessel reihten sich um denselben. Im reichverzierten Kaminofen brannte ein helles Feuer, der Kaffee in silbernem Geschirr war bereits servirt.

Edwin warf sich auf den Divan und griff, wie es seine Gewohnheit, nach den Briefen und Zeitungen, die vor ihm lagen.

Plötzlich zuckte seine Hand, in der er ein mit feiner, eleganter Schrift bedecktes Schreiben hielt. Rasch zog er die Glocke, der Diener trat herein.

„Wann ist dieser Brief abgegeben worden?“

„Gestern Abend spät,“ war die Antwort, „als der Herr Doktor mit den Gästen speiste.“

„Man hätte ihn mir gleich geben sollen!“ fuhr Edwin erregt auf. „Bestelle sogleich das Anspannen!“ Der Diener entfernte sich. Edwin sprang auf, mit hastigen Schritten durchmaß er das Zimmer.

„Sie ist hier!“ murmelte er, „sie erwartet mich, seit einer Stunde vielleicht harrt sie schon sehnsüchtig meiner, ich werde sie wiedersehen — meine Braut!“

Das letzte Wort war gepreßt über seine Lippen gekommen. Er trat vor den Spiegel und ordnete seinen Anzug. War es die Aufregung der Freude, die ihn so bleich erscheinen ließ?

Einige Minuten später fuhr Edwin in scharfem Trabe durch die beschneiten Straßen. Der Schnee knisterte unter den Hufen des Pferdes, einzelne Schneekrystalle, von der Wintersonne hell beschienen, glitzerten tanzend in der Luft. Wie geblendet schloß Edwin die Augen, ein Zittern durchflog seinen Körper, jetzt war er am Ziel.

Vor einem großen herrschaftlichen Hause der Lindenstraße, der schönsten Straße der Residenz, hielt die Equipage. Der fein galonnirte Diener empfing den jungen Gelehrten mit ehrfurchtsvollen und doch vertraulichen Mienen, wie sie Diener aus vornehmen Häusern gern gesehenen Gästen ihrer Herrschaft gegenüber anzunehmen pflegen. Ohne weiter eine Frage an den Ankömmling zu richten, führte der Diener ihn die Treppe hinauf, öffnete die Thür des Vorzimmers und ließ ihn eintreten, mit der kurzen, wie selbstverständlichen Bemerkung:

„Ich werde das Fräulein sogleich benachrichtigen! Herr Felton und die gnädige Frau sind schon ausgefahren!“

Edwin nickte. Die Thür hinter sich schließend, trat er in den mit dem glänzendsten Luxus ausgestatteten Salon, dessen breite Spiegelfenster, von Spitzen und seidenen Vorhängen nur halb verdeckt, den Blick auf die schöne, von Linden beschattete Straße gewährten.

Ohne Interesse schweifte Edwin's Auge über die vergoldeten Plafonds und die Pracht der Spiegel und Kronleuchter. Sein künstlerischer Sinn fand keinen Geschmack an dem modernen Luxus. Rasch schritt er über den weichen Teppich, und an's Fenster tretend starrte er mit düstern Blicken auf die Straße. Vor seinem Auge fluthete und drängte sich in der breiten Allee eine glänzende Menge in Equipagen und zu Fuß, manch' ein Bekannter Edwin's war unter derselben, aber er achtete nicht darauf. In heftiger Bewegung preßte er die Lippen zusammen, und seine Hand, mit der er sich auf das breite Fensterbrett lehnte, zuckte merklich.

Da öffnete sich die gegenüberliegende Thür — ein junges Mädchen erschien in derselben, mit einem Rufe der Freude eilte sie mit leichten Schritten ihm entgegen. Mit gewaltiger Anstrengung kämpfte der junge Mann seine Erregung nieder, seine Stirn glättete sich, der Blick seiner Augen wurde mild.

„Editha!“ rief er.

„Edwin!“ tönte es jauchzend wieder, und ein lieblicher Mädchenkopf lehnte sich in zärtlicher Hingebung an seine Brust.

Rasch wandte er sich um, und mit einem Ausdruck, gemischt von Glück und Pein, öffnete er die Arme. Sanft fuhr seine Hand über das blonde, zierlich frisirte Haar, dann hob er den Kopf in die Höhe und schaute lange stumm in die blauen, glücklich leuchtenden Augen.

„Wie hübsch Du geworden bist, Editha!“ sagte er.

Sie erröthete. In der That, Editha Felton war ein reizendes Mädchen. Sie konnte wohl kaum mehr als achtzehn Jahre zählen, ihre Formen waren noch fast kindlich zart, in ihrem ganzen Wesen lag etwas Weiches, Hingebendes, geschaffen sich anzulehnen an die Kraft und Stärke, gleich einer Schlingpflanze sich um den schützenden Baum zu ranken.

„Eine elegante Dame!" setzte er hinzu, und sein Blick flog über das blaue Seidenkleid, das mit langer Schleppe hinter ihr her rauschte, fast zu schwer für die zarte Gestalt.

„Ich schmückte mich für Dich!" scherzte sie heiter, „Du solltest gleich beim ersten Begegnen erkennen, daß ich kein Kind mehr bin. Du wolltest mich ja gern ernster, gesetzter haben. — Jetzt bin ich es; gefalle ich Dir so?"

Sie drehte sich langsam vor ihm um, in natürlichster Koketterie lächelte sie dabei ihm zu.

In diesem Augenblick erschien sie so ganz noch Kind, daß auch Edwin, ihrer eben ausgesprochenen Worte gedenkend, ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

„Ganz noch die alte Editha!" rief er, „jetzt sehe ich, daß Du Dich gar nicht verändert hast!"

„Hoffentlich ist Dir die alte Edita noch ebenso lieb, wie früher," rief sie, und ihren Arm in den seinigen schlingend, zog sie ihn mit sich zu dem schwellenden seidenen Divan hin.

„Darf man fragen," begann Edwin die Unterhaltung, „was Eure Reise so abgekürzt hat?"

Einen Augenblick warf sie schmollend den Kopf zurück. „Du fragst noch, Du böser Mann?" Dann ihn von Neuem umfangend, rief sie zärtlich: „Ich konnte ja die Trennung von Dir nicht länger ertragen."

„Du armes Kind!" sagte Edwin leise.

„Das Bedauern kommt zu spät," rief sie, „man hätte hübsch selbst um eine raschere Rückkehr bei den Eltern bitten müssen! Aber nichts geschah von Seiten meines lieben Bräutigams, da mußte die arme Editha schon allein handeln, und ich habe es durchgesetzt, all' meine Ueberredungskunst habe ich aufbieten müssen, aber endlich, endlich hat die Liebe gesiegt, die Eltern konnten den Bitten ihres Kindes nicht mehr widerstehen, mein Bruder reiste allein weiter nach dem Süden, wir kehrten zurück, die Prüfungszeit ist abgekürzt, und jetzt steht nichts mehr unserer Vereinigung im Wege!"

„Nichts mehr?" wiederholte er leise, und eine tiefe Blässe breitete sich über sein Antlitz. Editha merkte nicht darauf, sie hatte sich an ihn geschmiegt, und das Antlitz an seiner Schulter verbergend, setzte sie in schüchternem Erröthen hinzu: „Bald werde ich Dein Weib sein!"

Er antwortete nichts — doch fester drückte sein Arm die holde unter seiner Berührung erbebende Gestalt an sich.

„Haben die Eltern schon bestimmt, wann?" fragte er endlich.

„Sobald die nöthigen Ceremonien beendigt sind!" rief Editha, wieder den kindlich heitern Ton anschlagend, der ihr eigen war und der ihr so lieblich stand. — „Du weißt ja, die Eltern gaben ihre Einwilligung zu unserer Verbindung unter der Bedingung, daß dieselbe meiner Jugend wegen erst nach der Rückkehr von unserer großen Reise öffentlich gefeiert werden sollte. Diese Trennungszeit sollte zugleich ein Prüfstein für die Standhaftigkeit unserer Gefühle sein. — Nun, wir haben die Prüfung bestanden und können uns verloben, heute noch, wenn Du willst."

Sie hob übermüthig lachend das Haupt. „Aber was ist Dir, Edwin?“ rief sie erschreckt, „bist Du krank? Du siehst so bleich aus?“

Heftig verneinend bewegte er das Haupt. „Ich bin gesund!“ rief er, und ein Lächeln auf seine Lippen zwingend, setzte er rasch hinzu: „Ich hatte gestern Abend spät Gesellschaft, Deine überraschende Ankunft, das Alles hat meine Nerven erregt. Ich habe in letzter Zeit viel gearbeitet und bin deßhalb etwas angegriffen.“

„Ich weiß,“ rief sie mit strahlenden Blicken, „Du bist in der Zeit meiner Abwesenheit ein berühmter Mann geworden, ich habe Dein Buch gelesen.“

Er zuckte mit den Achseln. „Ein Erstlingswerk“, sagte er leicht hin. „Der Anfang vielleicht des Ruhmes, nichts mehr. Doch sprechen wir lieber von etwas Anderem, sprechen wir von Dir, berichte mir über Deine Erlebnisse während der Reise.“

„Ich habe Dir ja Alles geschrieben, Alles mitgetheilt, was mir begegnet ist,“ rief sie.

„Wann reistet Ihr von Florenz ab?“

„Am Anfange dieses Monats. Erst gab es viel Hin- und Herreden, Herr Blume sollte meinen Bruder begleiten.“

„Und that er es nicht?“

„Nein, er kam mit uns hierher, Sehnsucht trieb ihn zu seiner alten Mutter zurück, und dann glaube ich, er hat hier Aussicht, an einem Gymnasium angestellt zu werden.“

„Das freut mich! Blume ist ein tüchtiger Mensch, ernst, strebsam, von festen, unerschütterlichen Grundsätzen.“

„Auch ich achte ihn hoch,“ sagte Editha, „aber“, setzte sie scherzend hinzu, „er ist mir zu ernst, zu streng. — Ich denke, mein Bruder wird erst recht sein Leben genießen, so sagte er auch zu mir, wenn er den moralisirenden Doktor nicht mehr um sich hat.“

„Ich dachte, Dein Bruder wäre Blume's Freund.“

„Nun ja, sie waren Freunde, soweit mein Bruder Viktor und Fritz Blume Freunde sein können. Mein eleganter Bruder liebt es, das Leben zu genießen. Blume lebt für die Wissenschaft, er will das Leben als eine ernste Aufgabe betrachtet wissen, deren Lösung man mit allen Kräften nachstreben muß. Ach! und doch ist das Leben so schön!“

„Für Dich, Editha,“ unterbrach sie Edwin, „für Fritz Blume mag es traurig genug gewesen sein. Er hat sich aus sehr dürftigen Verhältnissen emporringen müssen.“

„Ja, ja, damit entschuldigte auch ich ihn immer, wenn man mit ihm nicht zufrieden war. Ich dachte dann, daß er auch Dein Freund sei, und daß Ihr, wie Blume uns erzählte, auf der Universität gewetteifert habt, einer den andern in wissenschaftlichen Leistungen zu übertreffen.“

„Und auch in den poetischen,“ setzte Edwin gedankenvoll hinzu. „Dichtet Fritz Blume noch?“

„Ich weiß es nicht, mich hat er nie einer Mittheilung seiner poetischen Erzeugnisse gewürdigt, und ich glaube, Keinen von uns. Jedenfalls ist er weit hinter Dir zurückgeblieben!“

„Ihm hat die Gelegenheit gefehlt, etwas zu schaffen; mir war das Schicksal günstiger. Aber Blume war auch reich begabt, zwar in anderem

Sinne als ich. Mir schien er indessen mehr für die ernste Wissenschaft zu taugen, als für das leichte Literatenthum. Auch mein Streben war damals ein anderes als jetzt. Damals war ich ein heiterer und glücklicher Mensch!" Edwin seufzte auf — Editha sah ihn mit großen staunenden Augen an.

„Damals?" rief sie traurig, „und jetzt?"

„Jetzt?" Er blickte ihr in das liebliche Antlitz, in die thränenfeuchten Augen, seine Lippen zitterten.

„Jetzt," wiederholte er dann, tief Athem holend, „jetzt werde ich wieder glücklich werden, denn Du bist bei mir! Du sollst mein guter Engel werden, dessen reiner Flügelschlag allen Wust des Zweifels und Begehrens verscheucht!" Er preßte sie mit Innigkeit an sich.

„Ich verstehe Dich nicht!" sagte sie leise und machte sich sanft von ihm los. Ueber ihr heiteres Antlitz flog es zum ersten Male wie ein Hauch der Trauer und Sorge, ernst blickte sie Edwin in's Auge. „Ich sehe Falten des Leidens auf Deiner Stirn, Edwin, mein geliebter Edwin! — Du hast Kummer gehabt, und ich weiß nichts davon; sage mir Alles, Alles!"

Sie schmiegte sich bittend an ihn, fast rauh drängte er sie zurück.

„Laß das!" sagte er, „der Mann muß die Schmerzen des Lebens allein überwinden."

Sie neigte traurig das Haupt.

„Als ich Dich vor zwei Jahren verließ," rief sie, „da sprachst Du anders. — Zwischen uns, sagtest Du, soll nie der Schatten des Geheimnisses fallen!"

„Zwei Jahre sind eine lange Zeit, Editha! Du warst damals fast noch ein Kind, ich war ein in rascher Sonne gereifter Jüngling. — O, wärst Du damals hier geblieben, Editha! — Du hättest mich nicht verlassen sollen, es wäre Alles — Alles besser geworden!"

Sie sah traurig zu Boden.

„Jetzt fühle ich, daß die Eltern doch vielleicht Recht hatten, als sie unsere Wünsche nach rascher Vereinigung nicht erfüllten. Ich war damals noch zu sehr Kind, vielleicht bin ich es jetzt noch zu sehr, um einen Mann wie Dich verstehen und ihn befriedigen zu können."

Bewegt blickte er auf sie und legte ihr leise die Hand auf's Haupt. „Könntest Du immer ein Kind bleiben, Editha, das Wissen und Erkennen macht nicht glücklich, es gleicht noch immer dem Apfel, nach dessen Genusse man aus dem Paradiese getrieben wird!"

Editha, das Kind des Glückes, dem bis jetzt der Schmerz noch ein Räthsel geblieben, vermochte noch nicht eine ernste Stimmung lange festzuhalten. Auch jetzt, durch Edwin's sanfte Liebkosung beruhigt, blickte sie wieder lächelnd auf und rief heiter neckend:

„Und doch, da unsere Ureltern einmal den verhängnißvollen Apfel gegessen, machen wir Alle es ihnen nur gar zu gerne nach. Auch zum rechten Empfinden des Glückes gehört Erkenntniß. Längst ist Deine Editha sich dessen schon bewußt geworden und hat begonnen, ihr Glück mit Bewußtsein zu genießen. Ja, ja — sieh' mich nicht so staunend an. Ich weiß genau, auch ohne in Deiner Nähe gelebt zu haben, welch' ausgezeichneter Mann Du geworden. — Nun glaubst Du wohl, die Posaune Deines Ruhmes sei schon in Italien erklungen? nein, diesen stolzen Wahn muß ich Dir nehmen. — Aber Jemand, der Dich kennt und lieb hat, und dem Du mehr von Deinen Erfolgen und Triumphen mitgetheilt hast als mir, war liebevoll genug gegen

mich gesinnt, um den aus allzu großer Bescheidenheit mir gegenüber begonnenen Fehler wieder gut zu machen. Sie theilte mir Alles mit, was mir zu wissen nöthig."

„Sie? — von wem sprichst Du?" unterbrach sie Edwin mit bebenden Lippen.

„Nun von ihr, von unserer Freundin, meiner verehrten Lehrerin, Frau Anna Beermann. — Ach wie roth Du wirst! — Ja, ja, Du ahnst wohl gar nicht, welch' eine begeisterte Verehrerin Du an Frau Anna hast? Jeder Brief, den sie an mich schrieb, handelte fast nur von Dir, von Deinen Talenten, Deinen Triumphen, Deiner Liebenswürdigkeit! Die Gute wußte wohl, daß sie mir dadurch die größte Freude bereitete."

Edwin war aufgesprungen — er eilte ans Fenster, die dunkle Gluth zu verbergen, die ihm auf Stirn und Wangen brannte.

Lachend folgte ihm Editha.

„Du entfliehst mir nicht! — Du mußt Dich daran gewöhnen, Lob zu hören."

„Nur nicht aus Deinem Munde, Editha!" sagte er verwirrt, und einen Kuß auf die reine Stirn des jungen Mädchens drückend, fügte er rasch hinzu: „Beurlaube mich jetzt für kurze Zeit — ein Geschäft — ich muß Dich verlassen. Bald bin ich wieder bei Dir!"

Editha sah dem Davoneilenden mit halb zweifelnden, halb traurigen Blicken nach. Ein Seufzer hob ihre Brust, dann aber lächelte sie wieder: „Genies sind immer ganz besondere Menschen!" tröstete sie sich, „und mein Edwin ist ein Genie!"

---

6. Kapitel.

Einige Tage später um die Mittagszeit stieg Hedwig Söburg mit raschen Schritten die Treppen zu ihrer Wohnung hinauf. Aufgeregt und mit gerötheten Wangen trat sie in's Zimmer zu ihrer Mutter und begrüßte dieselbe.

Die Geheimräthin saß in einem großen Lehnstuhl am Fenster, emsig an einer Stickerei arbeitend. Durch ihre kleine Einnahme zum Erwerb gedrängt, benutzte sie ihre freie Zeit, für ein großes Tapisseriegeschäft zu sticken, um so zu dem Verdienst, den die Tochter durch ihre musikalischen Kenntnisse erwarb, gleichfalls etwas beitragen zu können.

Elisabeth war draußen mit dem Mädchen beschäftigt, für das Mittagsessen zu sorgen. Seit dem heftigen Auftritt zwischen ihr und ihren Verwandten am Schlusse des musikalischen Abends war die Situation beider Parteien eine durchaus peinliche geworden. Elisabeth sowohl, wie auch die beiden Damen des Hauses fühlten, daß sie zu weit gegangen; die bösen Worte waren aber einmal gefallen und ließen sich nicht mehr zurücknehmen. Jeder glaubte sich verletzt, und wenn auch Elisabeth gern ein versöhnendes Wort gesprochen hätte, so mußte doch auch sie sich bei reiflicher Ueberlegung sagen, daß nach dem Geschehenen ein längeres Zusammenleben mit den Verwandten kein erquickliches und wünschenswerthes sein könne. Ebenso fühlten die Geheimräthin und Hedwig. Dennoch wäre ihnen ein plötzliches Fortgehen Elisabeths aus ihrem Hause sehr unangenehm gewesen.

Die Geheimräthin hatte sich überall auf die Wohlthat, die sie der armen Waise erwies, nicht wenig zu Gute gethan. Der Nimbus, den sie durch ihre Handlungsweise um sich zu verbreiten gewußt, meinte sie, würde verschwinden, wenn Elisabeth plötzlich hilflos und allein wieder in die Welt wanderte. Aber wie das vermeiden?

Die lebhafte, immer thatkräftige und thatbereite Hedwig wußte bald eine Aushülfe.

„Immer hätte Elisabeth doch nicht bei uns bleiben können," sagte sie zu ihrer Mutter; „auch ihr Vormund wünscht, daß sie sich selbst ihr Brod erwerbe. Die hundert und einige Thaler, die ihr nach Aussage des Justizraths nach dem Verkauf sämmtlicher Sachen noch bleiben, werden ohnehin nicht mehr lange reichen, auch nur ihren Anzug und ihre sonstigen persönlichen Bedürfnisse bestreiten zu können. Was später doch hätte geschehen müssen, kann auch jetzt schon geschehen. Elisabeth kann eine Stelle in einem fremden Hause annehmen, und wir, die wir ihr so weit geholfen, wollen ihr auch noch bis ans Ende unsere Hand reichen und ihr eine passende Stelle zu verschaffen suchen. „Dann" — setzte sie mit dem ihr eigenen spöttischen Ausdruck hinzu — „haben wir das Unsere gethan, dann mag sie selber weiter sehen!"

„Wo aber eine Stelle finden, die für Elisabeth paßt?" warf die Geheimräthin kopfschüttelnd ein.

„Dafür laß mich sorgen. Da ich diesen Ausweg, der uns Allen genehm sein wird, vorschlage," erwiderte Hedwig mit stolzem Aufwurf des Kopfes, „so kannst Du auch annehmen, daß ich bereits etwas Bestimmtes im Auge habe. Es ist nicht meine Art, mir Seifenblasen der Hoffnung zu machen, die, so rasch sie entstehen, auch wieder platzen."

„Und wo denkst Du Elisabeth unterzubringen?" fragte die Mutter, Hedwig mit mütterlicher Bewunderung ansehend.

„Das werde ich Dir mittheilen, wenn Alles fest ist; weshalb vorher schon davon sprechen?"

Auch Elisabeth wurde mit dem Resultate dieser Unterhaltung bekannt gemacht, ohne daß sie indessen etwas Bestimmteres erfuhr als die Geheimräthin.

„Bis Du eine Stelle bekommst," warf Hedwig am Schluß ihrer Mittheilung mit affektirter Nachlässigkeit hin, „wirst Du es Dir bei uns schon noch gefallen lassen müssen."

Seitdem war nicht weiter darüber gesprochen worden, obwohl Hedwig in dieser Angelegenheit sehr thätig gewesen. Auch heute war sie schon in aller Frühe aufgebrochen, Elisabeths wegen, wie sie der Mutter gesagt.

Die Geheimräthin blickte beim Eintritt ihrer Tochter von ihrer Arbeit auf. Die Aufregung Hedwigs, ihre gerötheten Wangen und schimmernden Augen fielen der Mutter auf.

„Was ist Dir, Hedwig?" fragte sie besorgt.

„Mir? nichts!" war die rasche Antwort, „ich bin sehr gelaufen, um Euch eine gute Nachricht zu bringen. Für Elisabeth ist gesorgt, ich habe eine Stelle für sie gefunden!"

„Wo das?" fragte die Geheimräthin aufhorchend.

„Bei meiner Freundin, Anna Beermann!"

Die Geheimräthin sah erstaunt auf.

„Bei Frau Beermann? Welche Stellung soll Elisabeth dort einnehmen?"
„Die einer Gesellschafterin. Anna ist, wie Du weißt, musikalisch viel beschäftigt und braucht daher Jemand im Hause."
Die Geheimräthin schüttelte etwas unbefriedigt das Haupt.
„Ich hätte doch gewünscht, Elisabeth hätte in einem vornehmeren Hause eine Stelle gefunden. Es scheint mir nicht recht passend, daß ein Fräulein von Gleissenberg eine dauernde Stellung im Hause eines Musikdirektors einnehme."
Hedwig war während der Rede ihrer Mutter ans Fenster getreten und trommelte unruhig mit den Fingern auf den Scheiben. Offenbar waren ihre Gedanken ganz wo anders als bei dem, was die Mutter sprach.
„Apropos", sagte sie plötzlich und drehte sich noch mehr von der Mutter fort, die aufsteigende Röthe in ihrem Gesicht zu verbergen, „eine Neuigkeit habe ich Dir noch zu erzählen, Doktor v. Berg ist verlobt."
Die Geheimräthin sollte heute aus dem Staunen nicht herauskommen.
„So plötzlich!" rief sie, „und mit wem denn?"
„Durchaus nicht plötzlich, entgegnete Hedwig, ihren Hut, den sie abgenommen, mit scheinbarer Ungeduld in den Händen drehend, „schon seit zwei Jahren ist er mit der reichen Editha Felton verlobt; ihr Vater hatte aber gewünscht, die Verlobung nicht gleich zu veröffentlichen, weil Editha noch zu jung war. Jetzt ist das Fräulein zurückgekehrt, und nun wird bald die Hochzeit stattfinden."
„Von wem hast Du das Alles?" fragte die Geheimräthin.
„Von Anna Beermann natürlich! Sie war erstaunt, daß ich es noch nicht wußte; jetzt aber," setzte sie, den Blick der Mutter vermeidend, rasch hinzu, „laß mich zu Elisabeth gehen, daß ich ihr das Resultat meiner Bemühungen mittheile."
Mit hastigen Schritten verließ sie das Zimmer, kopfschüttelnd schaute ihr die Mutter nach.
„Ja, ja!" murmelte sie, „das hat das arme Ding nun von ihrer Freundschaft. Ich dachte es mir wohl, daß dieser elegante Damenheld nach Geld ehen würde!"

---

7. Kapitel.

Das Zimmer der Frau Blume war heute auf's Zierlichste geschmückt. An den Fenstern und auf dem für vier Personen gedeckten Tische standen Blumen. Das Leinen glänzte in frischester Weiße. Die Servietten auf den blaugeblümten altmodischen Tellern waren künstlich gefaltet, selbst der Baumkuchen mit seinem überzuckerten Schmucke und einige Flaschen Wein fehlten nicht.
Geschäftig lief Frau Blume hin und her — aus ihrem Stübchen nach der kleinen Küche, in der es brodelte und schmorte. Am Heerde stand Elisabeth, mit vom Feuer dunkelgerötheten Wangen, eben eifrig damit beschäftigt, einen hochaufgegangenen Pudding aus der ihn umhüllenden Serviette zu befreien.
„So, jetzt können sie kommen!" rief Frau Blume, nachdem sie noch

einen prüfenden Blick auf den Braten und die bereits angerichtete Suppe geworfen.

„Alles ist bereit. Nun Fräulein Lieschen,“ wandte sie sich an das junge Mädchen, „leide ich es aber nicht länger, daß Sie hier am Herde stehen und kochen. Was würde die Frau Tante sagen, wenn sie Sie hier sähe?“

„O, ich koche bei der Tante stets,“ entgegnete Elisabeth.

„Das ist aber auch etwas ganz anderes!“ fiel Frau Blume ihr in's Wort. „Was Sie bei der Frau Tante thun, das ist schon recht, aber mir, der alten, armseligen Bürgersfrau in der Küche zu helfen, das paßt denn doch für das Fräulein von Gleissenberg nicht. Ein Wunder ist's, daß Sie überhaupt die Erlaubniß erhalten haben, heute zu mir kommen zu dürfen!“

Elisabeth lächelte wehmüthig, allerdings war es ihr nicht leicht geworden, sich für den ganzen Tag von der Tante frei zu machen, um ihn bei ihrer alten Freundin zuzubringen. Man hatte es zwar nicht gewagt, ein direktes Verbot auszusprechen; aber was an spitzen Bemerkungen und kränkenden Aeußerungen gesagt werden konnte, das hatte sie anhören müssen. Die gute Frau Blume ahnte indessen nichts davon, was Elisabeth um ihretwillen gelitten, freundlich und hilfbereit wie immer hatte ihr das junge Mädchen bei der festlichen Ausschmückung des kleinen Zimmers und bei der Bereitung des Festessens beigestanden. Wie hätte sie auch nur durch eine Klage oder durch einen traurigen Ausdruck die Freude der alten Frau stören mögen, deren Antlitz vor Glück strahlte! Feierte Frau Blume doch heute die Rückkehr ihres Sohnes, den sie so lange hatte entbehren müssen, und der ganz unerwartet in vergangener Woche mit den Feltons zurückgekehrt war. Der Gedanke, daß sie heute ihr liebes Fräulein mit ihrem Sohne bekannt machen werde, trug nicht wenig dazu bei, die fröhliche Stimmung Frau Blume's noch zu erhöhen. Waren doch Fritz und Elisabeth ihr die beiden liebsten Wesen, die sie auf der Welt besaß.

„Heute zu diesem Festtage wäre ich gekommen, und wenn sich die ganze Welt dagegengesetzt hätte,“ entgegnete Elisabeth in heiterem Tone auf die vorherige Bemerkung Frau Blume's. „Und wer weiß, meine liebe alte Freundin, ob ich später, wenn ich erst in dem fremden Hause bin, überhaupt noch werde zu Ihnen kommen können?“

„Nun, das wollen wir doch nicht fürchten, Fräulein Elisabeth,“ rief die alte Frau und ergriff zärtlich des jungen Mädchens Hände.

„An mir soll's nicht liegen,“ war Elisabeth's Antwort, „das wissen Sie ja!“ Dann die Unterhaltung auf ein angenehmeres Gebiet lenkend, setzte sie rasch hinzu: „Wie freue ich mich, Ihren Sohn kennen zu lernen, meine liebe Frau Blume. Alles, was Sie mir von ihm erzählt, ist so brav und gut.“

„Und brav und gut ist er auch,“ rief Frau Blume mit leuchtenden Augen, „daß eine Mutter wohl ihre Freude an ihm haben kann. Auch mein Fritz ist begierig, Sie kennen zu lernen; ich habe ihm viel von Ihnen erzählen müssen, und was wird Dr. Kiesling, der gute Paul, wie mein Sohn ihn immer nennt, sagen, was wird er für Augen machen, wenn er Sie hier findet, Fräulein Elisabeth!“

Elisabeth lächelte.

„Er mag keine Ahnung davon haben,“ sagte sie, „wie nahe Sie mir stehen.“

„O doch! Neulich, als er mit meinem Sohne hier war — ich kenne den Doktor von seinen Studentenjahren her, — nannte ich zufällig Ihren Namen; da hätten Sie nur sehen sollen, wie er hoch aufhorchte. Nicht genug konnte ich ihm von Ihrem und unserm gemeinsamen Leben hier erzählen, und wie war er Ihres Lobes voll. Ja, ja, Fräulein Lieschen, den Doktor Paul haben Sie ganz bezaubert."

Elisabeth erröthete, neckisch hielt sie der alten Frau den Mund zu.

„Will meine gute Freundin mich eitel machen?"

Im selben Augenblick wurde die Glocke draußen gezogen. Frau Blume drängte Elisabeth in's Zimmer. „Hier in der Küche darf man Sie nicht antreffen, das wäre schön!" rief sie, und noch einen Blick auf sich und die untadelhaft weiße Schürze werfend, die sie zum Schutz über das schwarzseidene Staatskleid gebunden, eilte sie in den Korridor, den Ankömmlingen zu öffnen.

Erwartungsvoll blickte Elisabeth nach der Thür. Der gute, der liebe, der kluge Doktor Fritz war der Stolz der Mutter, war ja Frau Blume's stete Unterhaltung gewesen und oft in den Abendstunden, wenn die kranke Frau von Gleissenberg in Schlummer gesunken, hatte die alte Frau Elisabeth von der Jugendzeit ihres Fritz erzählt, wie er von Anfang an so auf's Lernen gewesen, daß sie nicht anders gekonnt, als ihr Letztes zu opfern, um ihn studiren zu lassen. „Hätte der Vater gelebt, hatte sie dann hinzugefügt, „dann wäre er nimmer ein so studirter feiner Herr geworden; denn er haßte alles Wissen und alle Gelehrsamkeit und alle die Vornehmen, die von dem Schweiße des Arbeiters leben. Handwerk hat einen goldenen Boden, pflegte er immer zu sagen, ein Kind aus dem Volke fühlt sich nie wohl unter den Vornehmen, es ist nicht Fisch nicht Fleisch, und überall ist seine Stellung eine schiefe. Nun mein Fritz hat das nie erfahren, er hat seine besten Freunde unter den Vornehmen, und er ist überall stets gern gesehen gewesen."

Jetzt trat der Vielbesprochene ins Zimmer.

Elisabeth hatte die Photographie des jungen Mannes oft genug gesehen, um sich ein bestimmtes Bild von seiner Persönlichkeit machen zu können. Dennoch war sie von seiner Erscheinung überrascht. Neben dem kleinen zierlich gewachsenen Kiesling, mit dem er zusammen gekommen, erblickte sie eine hohe, kräftige, fast athletische Gestalt. Seine Züge hatte die Photographie allerdings treu wiedergegeben. Aber der Ausdruck der Kraft, des Ernstes, die Klarheit der grauen, tiefblickenden Augen, das Bedeutende des ganzen Kopfes hatte sie nur in verblaßtem Lichte gezeigt. Elisabeth war einige Schritte vorgetreten, dem Sohn ihrer alten Freundin die Hand zu reichen; aber befangen blieb sie stehen. Eine ihr sonst nicht eigene Scheu erfaßte sie — erleichtert schaute sie auf, als Frau Blume die Vorstellung mit großer Rührung und noch größerem Stolze vollendet hatte und Doktor Kiesling jetzt freundlich auf sie zutrat, sie als alte Bekannte begrüßend.

Der gute Doktor mit seinem freundlichen, liebenswürdigen Wesen half bald über die erste Befangenheit der neuen Bekanntschaft fort.

Frau Blume's schmackhafte Gerichte und der Johannisberger, den ihr Fritz geschenkt, wie sie sogleich berichtete, thaten das Ihrige, die Stimmung zu animiren. Elisabeth überwand die Scheu vor dem ernsten Manne, und antwortete in ihrer einfach treuherzigen Weise auf die theilnehmenden Fragen, die Fritz Blume in Bezug auf ihre Zukunft an sie richtete.

Doktor Kiesling horchte auf, als das Gespräch sich zu diesem Gegenstand wandte.

„Wie, Sie wollen das Haus Ihrer Frau Tante verlassen?“ fragte er überrascht.

„Das eiserne Muß zwingt mich dazu,“ entgegnete Elisabeth, „ich darf meiner Tante, die um ihre eigene Existenz mit Sorgen kämpft, nicht zu lange zur Last fallen.“

„Ich hätte in Ihrer Stelle,“ bemerkte Fritz Blume, „lieber ein anderes Auskunftsmittel gesucht, meine Existenz zu sichern, als unter Fremde in ein fremdes Haus zu gehen.“

„Etwas Anderes?“ fragte Elisabeth erstaunt. „Was bleibt mir Anderes übrig? Ich bin froh, daß meine geringen Kenntnisse und Fähigkeiten ausreichen, eine Stelle, wie sie mir angeboten ist, auszufüllen.“

„Sie sind noch jung, Fräulein von Gleissenberg,“ fuhr Fritz Blume fort, „Sie können noch Alles lernen.“

Eine helle Röthe stieg in Elisabeth's Wangen auf, es lag etwas Strenges in dem Ton seiner Stimme, das sie fast verletzte.

„Was einer Frau zu wissen geziemt,“ nahm Doktor Kiesling vermittelnd das Wort, „das, glaube ich, hat Fräulein von Gleissenberg gewiß gelernt und sich zu eigen gemacht.“

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein,“ wandte sich Fritz Blume an seine junge Nachbarin, „wenn ich so unartig bin, meinem Freunde hierin zu widersprechen. Ein junges Fräulein Ihres Alters hat nach meiner Ansicht niemals genug gelernt, selbst wenn sie in den glänzendsten Verhältnissen lebend, an weiter nichts, als an einen Eheschluß zu denken hätte. Etwas ganz Anderes ist es noch, wenn die Mittel der Existenz durch eigene Kraft erworben werden müssen. Es ist das kein Tadel gegen Sie, den ich ausspreche, es ist leider der allgemeine Mangel der weiblichen Erziehung, die oberflächlich abschließt, ohne gründlich zu bilden. Ich bin überzeugt, daß, so Vielerlei Sie auch gelernt haben mögen, all Ihr Wissen und Können es Ihnen nicht ermöglicht, sich durch Ihre eigene Arbeit zu ernähren.“

„Sie haben leider nur zu recht,“ sagte Elisabeth, die Lider beschämt zur Erde senkend.

„Aber Fritz!“ kam es vorwurfsvoll zugleich aus dem Munde Kiesling's und Frau Blume's.

„Mach' dem Kinde doch das Herz nicht so schwer!“ rief die alte Frau. Trotz ihrer mütterlichen Zärtlichkeit grollte sie ihrem Sohne, daß er ihr liebes Fräulein, wenn auch in guter Absicht, kränkte. „Fräulein Elisabeth weiß genug, das kann ich Dir versichern. Freilich schicken sich für ein Fräulein von Gleissenberg nicht die Arbeiten, die sich für unsereins schicken. — Meine Tochter könnte wohl in die Häuser gehen und schneidern, oder Hüte und Hauben für Geld anfertigen — das kann aber Fräulein Elisabeth nicht.“

„Und doch,“ fuhr Fritz Blume ruhig fort, „ist jede freie Arbeit besser als Abhängigkeit, selbst wenn die Ketten, die man tragen muß, goldene wären.“

„Du,“ dächte ich, „hättest am wenigsten von diesen Ketten gespürt!“ rief Frau Blume.

„Ich habe Dir nur das Gold schauen lassen und das Klirren der Ketten zu verbergen gewußt,“ erwiderte Fritz in halb scherzendem Tone, obwohl ein

tiefer Ernst aus demselben hervorklang. „Jetzt, da ich das Haus des Herrn Felton verlassen, kann ich im stillen Kreise daheim wohl offener sein und Sie, mein Fräulein, können aus dem, was ich Ihnen mittheilen werde, lernen, daß man sich von äußerem Glanz und Flimmer, so bestrickend er oft auch erscheint, nicht blenden lassen darf. Je länger ich in dem Hause dieser reichen, beneideten Familie gelebt, desto mehr habe ich den Segen einer einfachen Erziehung in beschränktem häuslichen Kreise kennen gelernt. Was haben diese Menschen von all' ihrem Gelde, von all' den Genüssen, von all' dem Glanz, der sie umgibt? Das Schönste verliert seinen Reiz, wenn es uns unaufhörlich in gleichem Maße umgibt, der Genuß ist keiner mehr, wenn jeder aufflammende Wunsch befriedigt werden kann."

„Darin," rief Paul Kiesling, „hat Fritz nur zu recht, auch ich möchte mit diesen reichen Uebersättigten nicht tauschen. Uns gibt ein warnendes Beispiel schon unser Freund Edwin v. Berg. Wäre er nicht so mit äußeren Glücksgütern gesegnet, er wäre an innerem Frieden vielleicht reicher!"

„Sicher!" fiel Fritz ein, „so glänzend auch seine Gaben, so anerkennenswerth sein Wissen, bezweifle ich doch fast, daß etwas Bedeutendes aus ihm werde. Zu rasch hat der Erfolg ihn verwöhnt. Nicht durch angestrengtes Mühen und ernsten Fleiß hat er sich Anerkennung errungen, sondern die Lorbeeren sind ihm in den Schooß gefallen, noch ehe er nach ihnen griff. Ein Erstlingswerk, er selbst nennt es Studien und Skizzen — allerdings mit Geist und Witz geschrieben, wie man es von einem so gebildeten Manne wie Edwin erwarten kann, hat unverdientes Aufsehen gemacht. — Warum? weil Edwin v. Berg als ein reicher Mann zahlreiche Freunde hat, die sogleich bereit waren, für ihn in die Posaune des Ruhmes zu stoßen. So wurde er mit einem Schlage, ohne viel Arbeit, ein berühmter Mann."

„Und bei alledem," fügte Kiesling hinzu, „obwohl die Gaben des Glückes ihn fast überschütten, ist er doch weder zufrieden noch glücklich. Seine Ruhelosigkeit wirkt oft störend im Kreise der Freunde."

„Auch ich fand ihn seltsam verändert!" sagte Fritz Blume.

„Dabei verdirbt ihn die immer wachsende Gunst der Frauen noch mehr," fuhr Doktor Kiesling fort. „Sein unruhiges, ungleiches Wesen scheint gerade auf die Frauen einen besonderen Reiz auszuüben."

„Wie bekannt," warf Fritz ein, „haben oft die zerfahrensten Männer, besonders wenn ihre weltschmerzliche Zerrissenheit durch ein angenehmes Aeußere gehoben wird, die größten Erfolge bei den Frauen aufzuweisen."

„Ein schlechtes Zeugniß, das Sie unserm Geschlechte ertheilen," rief Elisabeth.

Fritz und Paul Kiesling zuckten die Achseln.

„Leider aber nur zu wahr," sagte Paul. „Natürlich sind die edlen weiblichen Naturen davon ausgenommen. Sie selbst aber, Fräulein von Gleissenberg, waren ja an jenem Abend bei Ihrer Frau Tante Zeugin, wie Edwin von den Damen verwöhnt wird. Denken Sie nun, daß ihm fast überall so begegnet wird. Muß er da nicht übersättigt werden vom Zuviel des Glückes? Dazu kommt noch, daß er der Bräutigam des reichsten und schönsten Mädchens unserer Residenz ist!"

„Des süßesten Geschöpfes, das ich je kennen gelernt," setzte Fritz Blume hinzu. „Editha Felton ist eine Blume von so kindlicher Naivetät und Reinheit, wie sie selten in der Treibhausluft der Salons aufblüht, obwohl auch

sie durch diese Treibhausluft angekränkelt ist. Sie bedarf des Gärtners, der sie vor jedem rauhen Luftzug bewahrt. Dem schützenden Dache entzogen, draußen dem Wechsel der Witterung ausgesetzt, wird sie der erste Sturm zerknicken und vernichten."

„Das verhüte Gott, daß sie ein solcher Sturm treffe," rief Frau Blume, die, als sie ihren Sohn vor seiner Reise besucht, von Editha mit freundlicher Liebenswürdigkeit empfangen worden war und dafür derselben seitdem in ihrem Herzen ein warmes Dankgefühl bewahrte. „Der Mann, der dies holde Fräulein heimführt, wird nur zu glücklich sein, sie weiter behüten und bewahren zu können, wie sie daheim von Vater und Mutter bewahrt worden ist."

„Edwin v. Berg ist wohl kaum der Mann, der eine zarte Pflanze zu pflegen und zu entwickeln versteht," sagte Fritz. „Er bedürfte selbst eines kräftigen Anstoßes von Außen, der ihn in die richtige Bahn lenkte, und Harmonie und Ruhe in sein nach allen Richtungen hin vergeblich nach Befriedigung haschendes Wesen brächte. Jemand, der selbst einer Stütze bedarf, kann keine Stütze für einen Andern werden. Wäre Editha anders erzogen, in anderen Kreisen aufgewachsen, hätte sie gelernt, das Glück nicht von Andern zu erwarten, es nicht außer sich, sondern allein in sich zu suchen, sie würde vielleicht durch die Macht ihrer Liebe und ihres liebenswürdigen Wesens die Dämonen vertreiben, die Edwin v. Berg beherrschen — so aber sehe ich nichts Gutes für diese Ehe voraus."

„Woran aber Editha Felton am wenigsten Schuld sein wird," rief Paul Kiesling, während seine sonst so heitere Stirn sich bewölkte. „Die Schwächen Editha's, die Du eben nanntest, sind die Schwächen des weiblichen Geschlechts überhaupt. Die meisten Frauen halten die gänzliche Hingabe, das völlige Aufgehen ihres Seins in das des geliebten Mannes für ihre Lebensaufgabe. Und welcher Mann wollte leugnen, daß gerade in dieser weichen Schmiegsamkeit der höchste Reiz des Weibes liegt."

„Aber auch die höchste Schwäche!" fiel ihm Fritz Blume in's Wort. „Das Schicksal der Frau liegt gänzlich in den Händen des Mannes, den sie erwählt, oder der öfter noch für sie erwählt wird. Und wehe ihr, wenn sie nicht in die richtigen Hände kommt. Gewiß bin ich kein Freund jener Frauen, die, ihr Geschlecht gänzlich vergessend, sich zum Manne machen wollen, aber bei den jetzigen sozialen Verhältnissen ist diese anerzogene Unselbstständigkeit ein Unglück für das weibliche Geschlecht. In schwierigen, ernsten Lebenslagen, wie sie jetzt so oft auch an die Frauen herantreten, in denen sie auf eigene Thatkraft angewiesen sind, stehen sie rath- und hülflos dem Schicksal gegenüber, ja gehen in vielen Fällen zu Grunde, weil sie nicht die Kraft und die Mittel in sich finden, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen. Die moderne Gesellschaft müßte ernstlich darauf sinnen, dem Uebel abzuhelfen und eine bessere Erziehungsmethode für das weibliche Geschlecht zu finden."

Elisabeth hatte mit innerer Erregung der Unterhaltung der beiden jungen Leute zugehört — ein banges Ahnen durchbebte sie. Auch an sie traten jetzt ernste, schwierige Verhältnisse heran; würde sie die Kraft, die Befähigung gewinnen, dieselben zu überwinden? Denn daß sie bis jetzt diese Befähigung nicht besaß, hatte sie selber nur zu schmerzlich schon empfunden.

Mit großen, ernsten Augen schaute sie Fritz Blume an. „Wie Recht

haben Sie!“ rief sie, „manch' armes verwaistes Mädchen würde nicht so trostlos und verlassen in der Welt dastehen, wenn ihr durch die Erziehung die Mittel gegeben wären, sich auf irgend eine, wenn auch bescheidene Weise ihr Brod selbst zu verdienen.“

Ein warmer Blick Fritz Blume's traf das junge Mädchen. „Wer von Natur so begabt ist wie Sie, Fräulein von Gleissenberg, und ein so edles Streben und klares Urtheil hat, wird wohl auch ohne Schulung den richtigen Weg durch das Labyrinth des Lebens finden.“

„Das walte Gott,“ sagte Elisabeth in tiefer Bewegung.

„Hoffentlich kommen Sie in ein gutes Haus, Fräulein von Gleissenberg?“ wandte Doktor Kiesling sich voll theilnehmenden Interesses an das junge Mädchen.

„Nun, ein zu vornehmes ist es nicht!“ warf Frau Blume mit bedächtigem Kopfschütteln ein, „ich hatte erwartet, daß die stolze Geheimräthin es unter einem Grafenhaus nicht thun würde, und nun ist es ein simples Musikantenhaus geworden.“

Paul Kiesling schaute fragend auf.

„Wie, Sie gehen doch nicht etwa zu Frau Beermann?“

„Ganz Recht, zu Beermann's,“ sagte Elisabeth, durch den Ton des Doktors aufmerksam geworden.

„Was befremdet Sie dabei?“

In des Doktors gutherzigen blauen Augen blitzte es unwillig auf.

„Gerade in diesem Hause hätte ich Sie am wenigsten gern gesehen,“ rief er. „Und Fräulein Söburg kennt dort Alles, sie ist die Busenfreundin Frau Anna Beermann's, es ist unverantwortlich, daß man ein so junges, unerfahrenes Mädchen wie Sie, mein Fräulein, das zum ersten Male unter Fremde geht, in so außergewöhnliche Verhältnisse bringt.“

Doktor Kiesling hatte sich förmlich in Zorn gesprochen, voll banger Erwartung hingen Elisabeth's und Frau Blume's Blicke an dem Unheil Verkündenden. Nur Fritz war ernst und ruhig geblieben.

„Deine Besorgnisse, Paul, scheinen mir übertrieben,“ sagte er. „Allerdings habe ich mancherlei über das Beermann'sche Haus gehört, das nicht gerade günstig ist, aber Fräulein von Gleissenberg wird immer, wenn sie unter Fremde gehen will und gehen muß, und es ist vielleicht gut für sie, daß sie auch diese Erfahrung macht, Verhältnisse der verschiedensten Art kennen lernen müssen und wer weiß, ob sie nicht noch in schlimmere hätte kommen können, als in die des Beermann'schen Hauses. Uebrigens wird der Hauptfaktor Deines Bedenkens, wie Du weißt, in nächster Zeit gehoben werden!“

Doktor Kiesling schüttelte unmuthig das Haupt.

„Es kann besser werden, es kann aber auch vielleicht noch schlimmer werden,“ rief er, „ich ahne von der ganzen Sache nichts Gutes. Jedenfalls steht soviel fest, daß Edwin gerade nicht als Prototyp eines glücklichen Bräutigams erscheint.“

„Das mag sein,“ entgegnete Fritz. „Aber bei aller Zerfahrenheit ist Berg kein verdorbener, unedler Mensch. Wenn er Editha überhaupt heirathet, was doch ziemlich sicher ist, wird er, so bin ich überzeugt, mit der Vergangenheit brechen.“

„Wenn er die Kraft dazu hat!“

„Herr Gott, schwirrt das in meinem Kopfe!" unterbrach Frau Blume die Unterhaltung der beiden jungen Leute. „Ihr sprecht ja in lauter Räthseln — so erklärt Euch doch wenigstens deutlich und beunruhigt mir mein gutes Kind nicht so!"

„Du hast Recht, liebe Mutter," sagte Fritz, „es thut mir in der That leid, daß dieses Thema vor den Ohren Fräulein von Gleissenberg's verhandelt worden ist. Paul hat es gut gemeint; aber es wäre besser gewesen, er hätte geschwiegen und Sie nicht damit beunruhigt, gnädiges Fräulein."

„Besonders," setzte Doktor Kiesling hinzu, „da ich Ihnen eine nähere Erklärung nicht zu geben vermag."

„Aha, da gesteht er ja selbst, daß er sich in die Patsche geritten'" rief Fritz, einen scherzhaften Ton anschlagend. „Lassen Sie sich, mein liebes Fräulein, durch solche vagen Beängstigungen nicht Ihre Unbefangenheit und Ihren guten Muth nehmen. — Denken Sie daran, daß mein geschätzter Freund ein junger, ehrgeiziger Doktor ist, der nicht allein als Körper-, sondern auch als Seelenarzt sich sobald wie möglich einen Ruf erwerben möchte, und deßhalb oft mehr sieht, oder zu sehen glaubt, als andere Leute!"

„Ich muß schuldbewußt seinen Spott geduldig tragen," rief der Doktor in komischer Verzweiflung, mit der Hand durch den blonden Bart fahrend, „und doch will ich gern noch mehr von dem scharfen Witz meines alten Freundes erdulden, wenn er Recht hätte, und ich zu schwarz gesehen!"

„Fräulein von Gleissenberg wird selbst prüfen," fuhr Fritz ruhig fort, „und findet sie es bei Beermann's so schlimm, als Du ahnst und meinst, nun dann ist noch immer nicht viel verloren. Nichts kann sie dann hindern, das Haus zu verlassen, sobald ihr der Ton desselben mißfällt!"

„Dieser Gedanke beruhigt mich auch!" sagte Elisabeth, und sich zu dem noch immer mit sich selbst zürnenden Doktor wendend, setzte sie freundlich hinzu: „Jedenfalls werden mir Ihre Andeutungen nützlich sein, Herr Doktor, und Sie brauchen sich keine Vorwürfe deßhalb zu machen, ich werde dadurch vorsichtig werden und das Terrain nach allen Seiten rekognosziren."

Die Hausfrau erhob sich und gab dadurch das Zeichen zum allgemeinen Aufstehen.

Auf dem kleinen Tisch vor dem Sopha stand schon die Kaffeemaschine; Frau Blume schickte sich an, den Kaffee zu bereiten. Doktor Kiesling ging immer noch erregt im Zimmer auf und nieder, Fritz trat zu Elisabeth, die in ernstes Sinnen versunken am Fenster stand.

„Muth, Fräulein Elisabeth!" rief er dem jungen Mädchen mit weichem Tone zu, während er der ernst zu ihm Aufschauenden theilnehmend in die Augen blickte. „Gehen Sie getrost Ihrem Schicksal entgegen. — Sie sind nicht verlassen, und wenn Sie Freunde gebrauchen, so wissen Sie, wo treue Herzen und hilfreiche Hände immer für Sie bereit sein werden."

Gerührt reichte Elisabeth dem jungen Manne die Hand.

„Ich weiß es," sagte sie, „und ich danke Ihnen. Vielleicht kommt nur zu bald die Zeit, wo ich Sie an Ihr Wort erinnern werde."

---

8. Kapitel.

Das Konzert, das letzte der Saison, war beendet. In dem Vestibül des großen Hauses drängte sich eine glänzende Menge. Vor dem Seitenausgang, der zur Benutzung der mitwirkenden Künstler bestimmt war, stand eine Equipage.

Dicht in Mantel und Bashlik gehüllt trat eine Dame aus der Thür, mit raschen entschiedenen Schritten ging sie die Stufen hinunter, ohne die hilfreich dargebotene Hand des neben ihr gehenden Herrn anzunehmen.

Dienstfertig öffnete der Herr die Thüre des Wagens, die Dame stieg ein — sie streckte ihm die Hand zum Abschied entgegen, er aber, ohne dieser Bewegung zu achten, sprang zu ihr in den Wagen, rief dem Kutscher einige Worte zu und schloß die Thür hinter sich.

„Sie sind seltsam, Edwin," sagte die Dame, sich so weit wie möglich von ihm entfernt in die Ecke ihres Wagens drückend. „Was soll dies Benehmen nur wieder heißen? Wollen Sie, daß die Welt noch mehr über uns medisirt, als es jetzt schon geschieht?"

Auch er saß scheinbar ruhig in seiner Ecke.

„Ich wollte — ich mußte noch einmal mit Ihnen reden, Anna."

„Und dazu wählten Sie gerade diese späte Abendstunde, da ich ermattet von der Anstrengung des Singens allein nach Hause fahre? — Sie wissen ja, mein Haus steht Ihnen immer offen, warum kommen Sie nicht zu einer Zeit, die zum Empfange gebräuchlich ist?"

„Sie sind grausam, Anna, es scheint, Sie finden ein Vergnügen daran, mich zu quälen. Ich soll zu Ihnen kommen, und doch haben Sie — wahrscheinlich um nicht mehr in die Verlegenheit zu kommen, mit mir allein sein zu müssen — eine Dame engagirt."

„Ein liebenswürdiges Mädchen, das, wie Sie selbst sagten, Ihre Theilnahme besitzt, wie die meine — ich dächte, die Anwesenheit dieses blühenden, anmuthigen Geschöpfes müßte die Anziehungskraft meines Hauses vermehren, nicht vermindern."

Edwin biß sich auf die Lippen, er erwiderte nichts; der Wagen hielt.

„Hier werden wir uns nun doch trennen müssen," sagte Anna Beermann, als der Kutscher vom Bock gesprungen und die Thüre des Wagens geöffnet hatte. „Sie werden mir doch nicht zumuthen wollen, daß ich, während mein Mann verreist ist, Sie allein am späten Abend in meinem Hause empfange?"

„Ich weiß, daß Sie mich bei sich nicht empfangen können, aber —"

Ein Ausruf des Staunens unterbrach ihn —

„Wo sind wir? wo haben Sie mich hinfahren lassen?"

Der Kutscher des Miethwagens, der unterdessen wieder auf seinen Bock gestiegen, war eben im Begriff, davon zu fahren.

„Halt, Kutscher!" rief die Dame mit befehlender Stimme.

Edwin ergriff ihren Arm und drückte ihn heftig.

„Jetzt keinen weiteren Widerstand, wenn Sie mich nicht zum Aeußersten bringen wollen. Sie wissen, Sie sind in den Händen eines Mannes von Ehre" — und zum Kutscher sich wendend: „Es ist gut — es war ein Irrthum — wir sind zur Stelle!"

Der Wagen rollte davon.

„Wollen Sie die Gnade haben, mir Ihren Arm zu geben?"

„Nicht eher, als bis Sie mir sagen, wohin Sie mich führen wollen."

„Sie sehen es ja!" Er deutete auf die erleuchteten Fenster eines eleganten Restaurants, desselben, in dem wir zuerst Edwin's Bekanntschaft gemacht. „Dieser Ort wird nur von guter Gesellschaft besucht, Sie haben also nichts zu fürchten. Niemand wird Sie sehen, Niemand erkennen."

„Und was wird Elisabeth sagen, wenn ich so spät komme?"

„Sollte es Ihnen an einer Ausrede fehlen? Gibt es nicht hundert Dinge, die Sie aufgehalten haben können?"

Anna Beermann erwiderte nichts mehr; sie folgte ihrem Führer, der einige Worte mit dem Kellner wechselte, worauf dieser, den großen Restaurationssaal vermeidend, die Gäste einen Korridor entlang führte.

Zu beiden Seiten dieses Korridors lagen elegant möblirte Kabinete, die für diejenigen bestimmt waren, die allein mit einander zu soupiren wünschten. Das Lokal war Frau Beermann bekannt, sie hatte es mit ihrem Gatten oft nach Beendigung des Theaters oder Konzerts im Verein mit Freunden und Bekannten aufgesucht, um nach gehabtem Kunstgenuß den Abend heiter zu beschließen. Dichter zog sie das Bashlik um das Antlitz, sie fürchtete erkannt zu werden. Erst als der Kellner sich entfernt und die Thür des Kabinets hinter sich geschlossen hatte, schob sie die beengende Umhüllung zurück und schaute sich um. Die Ausstattung war bei allen Kabineten die gleiche. Dunkelrothe Tapeten, von goldumrahmten Spiegeln durchbrochen, bekleideten die Wände, das helle Gaslicht wurde durch matt geschliffene Glocken von weißem Glase gedämpft. In der Mitte des Raumes stand ein für zwei Personen gedeckter Tisch, auf dem kalte Speisen, eingemachte Früchte und einige Flaschen Champagner in Eis standen. Frau Beermann's Stirne runzelte sich, sie warf Edwin einen vorwurfsvollen Blick zu. Jetzt erst begriff sie, daß Alles überlegt und vorbereitet worden und daß kein augenblicklicher Einfall Edwin zu diesem seltsamen Verfahren gegen sie bewogen. Auch er stand bleich und wortlos vor ihr. Sein Blick streifte mit unterdrückter Gluth die schöne Gestalt seiner Begleiterin, die jetzt den Mantel abgelegt und in ihrer eleganten Konzerttoilette vor ihm stand. Ein durchsichtiges rosafarbenes Gewand mit weißen Rosen bestreut, bauschte sich um die vollen Glieder. Ihr dunkles Haar, gleichfalls mit weißen Rosen geschmückt, fiel in reichen Locken auf den Nacken, die hohe Stirn war frei, das Antlitz von jener warmen Farbe, für welche die Maler schwärmen. Unter fein- aber festgezeichneten schwarzen Brauen blickten tiefdunkle Augen mit seelenvollem Feuer. Die Züge, wenn auch der Regelmäßigkeit entbehrend, waren doch anziehend und interessant. Der Ausdruck ihres Gesichts wechselte fortwährend, sie war jede Minute eine Andere, immer aber von jenem geistigen Hauch überweht, der ein tiefempfindendes Gemüth verkündet. Jedenfalls war die Erscheinung Frau Anna Beermann's keine gewöhnliche und wohl geeignet, die Blicke auf sich zu ziehen.

Jetzt wickelte sie den weißen Shawl fester um die entblößten schön gerundeten Schultern, und sich auf einen der Stühle niederlassend, richtete sie ihre dunklen schönen Augen fest auf ihren Begleiter.

„Nun?" fragte sie.

Er setzte sich ihr gegenüber, vergeblich versuchte er das innere Beben seines Körpers zu verbergen.

„Was soll ich sagen," begann er und faßte eine der auf dem Schooße liegenden Hände Anna's. „Wissen Sie denn nicht längst schon Alles, Alles, was ich Ihnen sagen könnte! Ihr Herz muß Ihnen verkünden, was ich leide! Ich liebe Sie, Anna."

Hastig entzog sie ihm ihre Hand; „Edwin," unterbrach sie ihn, während ihre Stimme vor Schmerz und Unwillen bebte. „Was thun Sie? — O, ich ahnte es, daß diese Stunde uns Unheil bringen würde. Ich vermied es, mit Ihnen allein zu sein, Sie haben mich dazu gezwungen. Welch' ein Dämon treibt Sie, mir jetzt, jetzt von Ihrer Liebe zu sprechen? Jahrelang haben wir als Freunde mit einander verkehrt, als Freunde haben wir uns geliebt und geschätzt, ja ich gestehe es Ihnen offen, daß diese Freundschaft ein Hauptreiz meines Lebens war. Aber ich glaubte in Ihnen eine Andern gefunden zu haben, als es sich jetzt erweist."

Er fuhr auf: „Anna!"

„Ja, sehen Sie mich nur mit Ihren großen Augen so starr und drohend an. Ich fürchte sie nicht. Die Wahrheit sollen und müssen Sie hören. Sie wollen heirathen! Sie waren bereits verlobt, als Sie in mein Haus kamen, unsere Freundschaft hat das nicht gestört, warum nun jetzt diese Aufregungen, diese Scenen? Warum sollte Ihre Ehe unsere Freundschaft stören?"

„Und glauben Sie wirklich, Anna, daß eine Ehe mit den Gefühlen, die ich für Sie hege, vereinbar ist?"

Sie sah ihn fest an: „Gewiß! Editha ist meine Freundin, das Band um uns wird sich noch enger schlingen, wenn Sie vernünftig sind!"

Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen. „Unmöglich, unmöglich!" stöhnte er. „O, wüßten Sie, was ich leide unter dem Zwiespalt meiner Seele, Sie würden Mitleid mit mir haben. Editha's süße Zärtlichkeit peinigt mich, ich kann dem holden Kinde sie nicht erwidern, wie sie es verdient. Zwischen ihr und mir steht Ihr Bild, Anna!" Er blickte auf und schaute in ein in Thränen schimmerndes Auge. In Wonne erschauernd brannte sich sein Blick in den ihren, er schien in ihren Augen zu lesen.

„Anna," bebte es noch einmal von seinen Lippen. „Anna, sei barmherzig! Brich Deine Fesseln und ich breche die meinen, sei mein und ich bin Dein, Dein allein!"

Sanft drängte sie ihn von sich.

„Sie reden im Fieberwahn, Edwin! Weder Sie noch ich können die Fesseln, die uns binden, lösen, wenn wir Menschen von Ehre bleiben wollen. Seien Sie stark, lassen Sie sich an Stärke von einem Weibe nicht übertreffen. Wir können uns niemals angehören — niemals! Fassen Sie das wohl? Wäre es da nicht Thorheit von Ihnen, ein Herz, das Sie liebt, zu betrüben?"

Er sprang auf; noch düsterer brannte es in seinen Augen.

„Sie wollen nicht?" sagte er.

„Ich kann, ich darf nicht!"

„So war es doch Täuschung, was ich in Ihren Augen zu lesen glaubte? Sie lieben mich nicht, sonst würden Sie keine Schranken anerkennen, es würden weder für Sie noch für mich solche vorhanden sein."

Ihr Busen hob sich in heftiger Bewegung.

„Das Wort Liebe sollte nach meinem Willen niemals Ihnen gegenüber über meine Lippen kommen," rief sie, „aber auch ich bin nur ein schwaches

Weib. Ihr Mund hat das verhängnißvolle Wort ausgesprochen. Wohlan, so hören Sie auch von mir Alles, Alles!"

Sie lehnte sich hochaufathmend in ihren Stuhl zurück, sein brennendes Auge hing an ihren Lippen.

„Meine Ehe kennen Sie," fuhr sie leise fort. „Sie wissen, ich bin keine glückliche Frau. Die Gründe, warum ich es nicht bin, sind Ihnen bekannt, darum schweige ich über dieselben. Eines aber wissen Sie vielleicht nicht, daß ich meinem Manne Alles verdanke, was ich bin, — ja ihm mehr verdanke, als das Leben. Doch hören Sie! Arm und hilflos, ein Kind des Volkes, fand er mich, als mein Vater, ein armer Musikant, der in den Kneipen für wenige Groschen zum Tanz aufspielte, zum ersten Male mich an diese ekeln Orte mitgenommen, um durch meinen Gesang etwas zu seinem geringen Verdienste hinzuzufügen. Die Mutter lag daheim sterbenskrank. Gram und Elend hatten sie auf's Krankenbett geworfen. Der Vater verbrauchte für sich das Meiste von dem Gelde, das er verdiente. Die Mutter, und mit ihr drei Kinder, mußten darben. Da brach zu allem Ungemach noch das Scharlachfieber in unserer armseligen Wohnung aus; die Ansteckung war nicht zu verhüten, alle drei lagen wir da, die Mutter pflegte uns mit Aufopferung ihrer selbst, sie entzog sich das Nöthigste, um uns die verschriebenen Medicamente reichen zu können. Aber ihre Aufopferung war vergebens; ich allein genas, mein Bruder und meine jüngere Schwester starben. In einen Sarg wurden sie gelegt, hinausgetragen, vergraben; ihr Grab, um das sich Keiner kümmern konnte, ist eingesunken. Niemand weiß es mehr zu finden."

Sie sah mit düsterem Ausdruck zu Boden.

Edwin schaute ihr stumm in das zuckende Antlitz.

„Seit jenem Tage," fuhr Frau Anna mit vor Erregung bebender Stimme fort, „als man die Hüllen meiner Geschwister vor den Augen der kraftlos am Grabe Niedersinkenden in die Erde verscharrt hatte, war meine Mutter krank und erholte sich nie wieder. Zuletzt lag sie gelähmt, regungs- und bewegungslos auf ihrem Lager; selbst bei meinem Anblick, dem des einzigen ihr gebliebenen und so heiß geliebten Kindes war der Ausdruck ihres gelblich bleichen, abgezehrten Antlitzes der gleiche theilnahmlose. Sie war dem Ende ihrer kummervollen Laufbahn nahe, als ich in jener Kneipe, wie ich schon erzählt, die Aufmerksamkeit des Musikdirektors Beermann auf mich zog, der zufällig, aus Neugier, wie er sagte, diese Spelunke betreten. Ihm gefiel meine Stimme, vielleicht auch meine Gestalt. Gerade im Begriffe, ein Konservatorium für Gesang zu errichten, machte er meinem Vater den Vorschlag, meine Stimme in seinem Institute unentgeltlich auszubilden. Das war nun recht schön und gut, aber mein Vater, durch Elend und Noth, vielleicht auch durch Charakterlosigkeit dem Laster des Trunkes ergeben, brauchte mehr, als er zur Befriedigung seiner Leidenschaft verdienen konnte, und hatte auf meine Einnahme schon bedeutend gerechnet. Der Vorschlag des Musikdirektors kam ihm deßhalb kaum gelegen, auch ich zeigte wenig Lust. Das Elend, das ich im Hause sah, hatte mich abgestumpft. Ich hatte nur einen Wunsch: so rasch wie möglich etwas zu verdienen, um meine arme Mutter besser pflegen zu können, und das, hatte mir der Vater gesagt, wäre nur möglich, wenn mein Gesang etwas Erkleckliches einbrächte. Beermann drang nicht weiter in uns, gab uns aber die Adresse seiner

Wohnung mit dem Bemerken, daß ich nur zu ihm zu kommen und mich zu melden brauche, wenn ich auf seinen Vorschlag eingehen wollte."

Wieder athmete Frau Anna tief auf.

„Fast ein Jahr war vergangen, ehe ich mich bei dem Musikdirektor Beermann meldete. Die Mutter war in der Zeit gestorben, ich hatte sie in namenlosem Schmerze beweint, mit ihr verlor ich Alles, was ich an Liebe auf der Welt besessen. Aber der Arme hat keine Muße, dem Leid und der Trauer nachzuhängen. Der Vater trieb mich immer von Neuem zum Erwerb, und dieser stieg von Tage zu Tage; denn ich war jetzt sechszehn Jahre alt geworden, eine Jungfrau, die zwar bleich, aber nicht häßlich genug war, um nicht begehrliche Blicke auf sich zu ziehen.

„Erlassen Sie mir," wandte sie sich mit einem unsagbaren Ausdruck des Schmerzes an Edwin, „Ihnen die Episode zu erzählen, die mich zur Verzweiflung und in Folge derselben in die Hände meines Gatten führte. — Was mir geschehen, geschieht Tausenden armen Geschöpfen, die wie ich, ohne redliche Arbeit, ohne etwas Ernstes gelernt zu haben, auf ihren eigenen Unterhalt angewiesen sind. Mein Vater war ein verkommener und grundsatzloser Mensch; für Geld, für die Mittel, seine Leidenschaft zu befriedigen, war ihm Alles feil — er hatte meine Ehre verkauft, rettungslos schien ich verloren. Da leuchtete mir wie ein Rettungsstern in die dunkle Nacht, die mich umgab, die Erinnerung an jenes Anerbieten, das mir bei meinem ersten öffentlichen Auftreten gemacht worden. Zum Glück fand ich die Adresse noch, die uns der Musikdirektor damals aufgeschrieben. — Ich ging zu ihm, — ohne Scheu erzählte ich dem freundlich mich ermuthigenden Manne Alles; er schien gerührt. Noch einmal prüfte er meine Stimme, dann erklärte er sich bereit, mich in sein Konservatorium aufzunehmen und zu unterrichten. — Das Andere wissen Sie!"

„Ja ich weiß!" rief Edwin. „Sie wurden ausgebildet und waren bereits eine berühmte Sängerin, als der Musikdirektor Beermann Sie zu seiner Gattin machte!"

„Mit welcher Mühe hat er mich aber zu dem gemacht, was ich bin. Alles, Alles mußte ich ja erst lernen. Die gewöhnlichste Bildung fehlte mir. Ihm danke ich mich selbst."

„Vergessen Sie nicht, daß Ihr Gemahl durch seine Heirath, wenn auch kein Kapital an Geld, so doch an Gaben gewann. Erst durch Ihre Erfolge hat sein Konservatorium Ruf bekommen, und Ihre Einnahme als Konzertsängerin und Lehrerin ermöglichen ihm allein, ein sorgenfreies Leben zu führen und sich mit dem Komfort zu umgeben, den er liebt. — Und was gibt er Ihnen dagegen für Alles das, was Sie ihm gebracht?"

„Lassen Sie das, lassen Sie das!" rief Anna heftig mit der Hand winkend. „Ich muß manches vergessen, will ich nicht den klaren Blick für das Rechte verlieren. Er ist und bleibt unter allen Umständen mein Lebensretter; was wäre mein Loos gewesen ohne ihn?"

Sie erschauerte. Auch Edwin schwieg, er wußte hierauf nichts zu erwidern.

„Jetzt wissen Sie Alles!" rief Anna nach einer Pause und wandte ihr schönes zu Boden geneigtes Antlitz Edwin voll wieder zu; „jetzt werden Sie mich verstehen. Sie ahnten es schon lange, daß ich aus Liebe den Gatten nicht gewählt — denn zwischen mir und ihm fehlen alle Sympathieen — leer wäre mein Leben, da Gott mir selbst das Glück versagt hat, Kinder

zu besitzen, hätte ich nicht die Kunst. Aber rein muß sie in reinem Herzen wohnen, soll sie das Leben ganz auszufüllen vermögen. Auch ich, glauben Sie mir, fühle das Sehnen nach Liebe in meiner Brust, auch in meinem Herzen ist das Gefühl für Sie, das ich anfangs nur für Freundschaft hielt, ein wärmeres geworden. Aber mit allen Kräften meiner Seele habe ich dagegen angekämpft, und jetzt flehe ich Sie an, schonen Sie mich — rauben Sie mir nicht das einzige Glück, das ich besitze, das Gefühl der Reinheit!"

Sie sah ihn bittend an — ein Stöhnen entrang sich seiner Brust.

„Anna, Anna!" rief er, „Sie fordern zu viel von mir — zu viel."

„Nur das, was ich von einem edlen Manne fordern muß. Zeigen Sie mir, daß Sie ein solcher sind!" Sie hielt zögernd inne.

„Sprechen Sie, Anna, sprechen Sie!" bat er.

Thränen schimmerten in ihren schönen Augen.

„Stellen Sie Ihre Ehe als Schutzwehr zwischen uns und unsere Liebe; das holde Mädchen, das Sie heirathen, wird, so Gott mein Gebet erhört, Sie ganz und voll befriedigen, mir aber, Edwin, bewahren Sie die Freundschaft, die uns bisher verbunden, die geistige Sympathie, die uns zusammengeführt; lassen Sie mich nicht ganz, ganz vereinsamt im Leben zurück!"

Er fuhr auf; wie um die Gedanken zu sammeln, strich er mit der Hand über die bleiche Stirn. „Tollkühnheit, Tollkühnheit!" murmelte er. Da traf sein Auge die weich hingegossene schöne Gestalt, die flehend zu ihm aufblickte. Und noch einmal bat sie: „Seien Sie groß, seien Sie edel! — Wenn ich jetzt oft rauh und kalt war, ich war es mit blutendem Herzen; aber ich hoffte, wenn das unselige Wort nicht gesprochen, mir Ihre Freundschaft erhalten zu können, ich zitterte, diese Freundschaft zu verlieren. Jetzt aber, da Sie Alles vergeblich gemacht, da Sie den Schleier von der Wahrheit fortgerissen, jetzt wende ich mich bittend an den Mann, den ich liebe, — liebe, weil ich ihn für besser, begabter, edler als alle anderen Männer halte. Andere vermöchten das nicht zu erfüllen, was ich von Ihnen begehre. Sie, Edwin, Sie können es. Lassen Sie mir den Lichtstrahl des Glückes, der durch Sie in mein verödetes Herz gekommen."

Lange schaute er sie an, es wirbelte ihm in Kopf und Hirn, aber konnte er diesen süßen, geliebten Augen widerstehen? In tiefster Erregung, kaum wissend, was er that, reichte er ihr beide Hände hin.

„Alles, Alles will ich thun, was Du wünschest!" rief er, „und sollte ich selbst dabei zu Grunde gehen."

Mit dem Ausdruck unendlicher Freude preßte sie seine Hände an ihr Herz.

„Ich danke Ihnen, Edwin, ich danke Ihnen!" rief sie, „glauben Sie mir, Ihr edler Entschluß wird Ihnen Glück bringen, Sie werden glücklich sein. Die Zeit wird unseren Gefühlen Ruhe, Ihrer Liebe für Editha das Feuer geben, das ihr noch fehlt. — Sie sehen, ich neige nicht zur Eifersucht," setzte sie mit wehmüthigem Lächeln hinzu, „ich bin zufrieden, ja überglücklich, wenn mir abgesondert von der großen Liebe zu Ihrem Weibe ein kleines Plätzchen in Ihrem Herzen bleibt, wenn ich Ihre Gegenwart nicht ganz entbehren darf."

„Wir werden uns sehen, so oft sehen, als wir uns bisher gesehen haben, Anna!" rief er, „ich verspreche es Ihnen."

Sie jauchzte auf, das stolze Weib war zum glücklichen Kinde geworden.

„Jetzt, jetzt erkenne ich meinen Freund, meinen Edwin wieder. Jetzt habe ich keine Sorge, keine Scheu mehr. Kommen Sie, lassen Sie uns diese Stunde heiteren Zusammenseins wie sonst genießen, als Freunde in zwanglosem Verkehr. Kein Verlangen, keine Leidenschaft wird uns mehr stören, nicht wahr, mein Freund?"

Sie rückte ihren Stuhl zum Tisch und sah zu ihm mit süßem bezaubernden Lächeln auf, mit jenem Lächeln, das ihn zuerst gefangen, das ihn festgehalten hatte in ihren Banden. Diesem Lächeln hatte er nie widerstehen können, und jetzt? Lange hatte sie ihn nicht so angesehen, kalt und zurückhaltend war sie seit Monaten gewesen. Diese Kälte hatte seine Leidenschaft gesteigert, ihre liebliche Natürlichkeit sänftigte wieder die Flamme in seiner Brust. Warum sollte sie nicht Recht haben? warum sollte ihre Freundschaft sie nicht gegenseitig beglücken können, trotz der anderweitigen Bande, die sie fesselten? Seine Phantasie begann geschäftig zu werden: daheim sah er die holde Editha für seine Behaglichkeit, sein Wohl im Hause sorgen, draußen trank er aus den Augen der schönen Anna Entzücken und schwang sich mit ihr vereint zum Himmel der Kunst auf, deren reine Priesterin sie war.

Er setzte sich ihr gegenüber, sie scherzte in übermüthig neckender Laune. Ihre braunen Augen strahlten ihn an gleich lachenden Sonnen.

Leichter kreiste das Blut in seinen Adern. Die Dissonanz seines Lebens schien ihm gelöst, die herrliche Frau hatte Alles geebnet, alle Unruhe gebannt. Der Champagnerkork sprang in die Höhe, perlend schäumte der Wein in den Gläsern.

„Auf unsere Freundschaft denn, wenn's nicht anders sein kann!" rief Edwin, mit Frau Anna anstoßend, „und daß sie grünen und blühen möge!"

„Ewig!" setzte Frau Anna hinzu.

„Ewig!" wiederholte auch er und drückte seine Lippen auf ihre Hand.

---

9. Kapitel.

Einige Tage darauf in der Abendstunde wandelte Elisabeth mit leichten Schritten und heiterm Herzen der Wohnung ihrer alten Freundin zu. Es war Sonntag, und der Nachmittag dieses Tages ihr seit dem Antritt ihrer Stellung von der gütigen Frau Beermann freigegeben.

Seit einem Monat schon befand sich Elisabeth in ihrer neuen Stellung. Bangend war sie in das Haus Frau Beermann's eingetreten; die Bedenken, welche Fritz Blume und Paul Kiesling an jenem Mittage ausgesprochen, hatten sie beunruhigt, der Aufenthalt im Hause der Tante sie an ihren Fähigkeiten zweifeln gelehrt. Einer dunklen Zukunft ging sie entgegen; aber der feste Wille beseelte sie, mit aller Anstrengung ihren Pflichten zu genügen, und selbst in schwieriger Lage muthvoll zu bestehen.

So mit Entschlüssen gewappnet suchte sie die nöthige Sicherheit zu gewinnen, die ihr die Verhältnisse geraubt. Aber wie anders war Alles gekommen, als sie erwartet. Frau Anna Beermann war ihr nicht wie eine Herrin, nicht mit lächelndem Spotte wie Hedwig, nicht mit strengen Forderungen wie die Tante entgegen getreten, wie eine theilnehmende Freundin hatte sie Elisabeth empfangen, und so das junge Mädchen völlig für sich

eingenommen. Zum ersten Male fand Elisabeth das zarte Wohlwollen, das sie so lange vermißt, eine komfortable Umgebung, wie sie sie in der Kindheit gewöhnt gewesen.

Sie athmete erleichtert auf, alle Besorgnisse und Beängstigungen, die ihr Herz erfüllt, schwanden wie ein böser Traum — ihr ganzes Wesen belebte sich, die geistige Frische, die künstlerische Begabung der genialen Frau eröffneten ihr eine neue Welt der Freude, des edeln Genusses. Um so dankbarer empfand sie die ganze Wohlthat ihrer veränderten Lage, als ihr Leben jahrelang düster unter dem Druck der peinlichen Sorgen dahin geflossen war.

Sie war ja im Frühling ihres Lebens, und wenn auch der Frost über die Blüthen desselben hingefahren — der erste warme Sonnenstrahl weckte sie wieder zum Leben und öffnete sie auf's Neue dem Lichte. Eins beunruhigte Elisabeth doch noch zuweilen, und das war der Gedanke an den Herrn des Hauses, den sie noch nicht kannte. Herr Beermann war schon vor dem Antritt ihrer Stellung auf einer Geschäftsreise begriffen und noch immer nicht zurückgekehrt. Alle Frühjahr unternahm der Direktor mit seiner Gemahlin eine Kunstreise, das Arrangement der Konzerte in den verschiedenen Städten besorgte er vorsorglich vorher, und auf solcher Ausflucht befand er sich auch jetzt.

Vor Herrn Beermann empfand Elisabeth einige Scheu. Dieses und Jenes, was von den Leuten über ihn geurtheilt wurde, war ihr zu Ohren gekommen; so viel war gewiß: seiner Gemahlin glich er keineswegs an Liebenswürdigkeit und Wohlwollen. War Frau Beermann von Allen im Hause geliebt und verehrt, so sprach man von dem Herrn nur mit Scheu, ja manchmal sogar mit Mißachtung. Er war nach der Schilderung der Dienstboten jähzornig, tyrannisch, selbst gegen seine Gattin, dabei ausschweifend in seinem Lebenswandel und wenig zu stillen häuslichen Freuden geneigt. Sobald er nach Hause kam, ging ein lärmendes Treiben an — nur die Zeit, wenn er sich im Konservatorium aufhielt, das abgesondert von der Wohnung in einem ausgedehnten Hintergebäude sich befand, war es so still und friedlich in dem Hause wie jetzt. Er liebte die Geselligkeit, aber nicht die stille anheimelnde im kleinen Kreise, wo der Geist im Austausch der Gedanken sich erweitert, sondern die großen lärmenden Gesellschaften, wenn eine Schaar von Leuten sich in seinen Räumen drängte und seinen und seiner Gattin musikalischen Leistungen den gewünschten Beifall spendete.

Sein Haushalt kostete viel Geld — früher hatte es oft daran gemangelt, und einmal hatte schon ein völliger Bankerott seinem Unternehmen gedroht. Seit seiner Verheirathung hatten sich aber seine Verhältnisse nicht allein gebessert, sondern sogar glänzend gestaltet. Verstand er es doch meisterlich, aus der Stimme seiner Frau Kapital zu schlagen. Herrn Beermann's Rückkehr wurde jeden Tag erwartet; aber wenn diese Erwartung Elisabeth auch ab und zu mit Unruhe erfüllte, den heutigen schönen Abend wollte sie sich nicht durch dieselbe verderben lassen. Wie freute sie sich immer auf die schönen Stunden, die sie bei Frau Blume in gemüthlichem Kreise zubrachte. Fritz Blume war wie Elisabeth der stete Sonntagsgast der Mutter, und auch Doktor Paul, wie er dort immer genannt wurde, fehlte an den Sonntag-Abenden selten.

Stets war Elisabeth in der trauten kleinen Stube ihrer alten Freundin

von heiteren Gesichtern begrüßt worden, heute aber schien noch etwas Besonderes Mutter und Sohn freudig zu erregen. — Noch waren Beide allein. — Doktor Kiesling kam gewöhnlich erst später als Elisabeth.

„Ich sehe," rief Elisabeth, als sie sich ihres Hutes und ihres Mantels entledigt hatte und in das strahlende Antlitz Frau Blume's blickte, „ich komme zur glücklichen Stunde. Lassen Sie mich, meine theure Freundin, Ihr Glück theilen."

Frau Blume zog Elisabeth statt aller Antwort zu sich auf's Sopha, und dann auf ihren Sohn blickend, der neben ihr Platz genommen, sagte sie: „Erzähle Du, Fritz!"

Elisabeth's Augen richteten sich fragend auf den jungen Mann, dessen ernste Stirn heute von innerer Befriedigung leuchtete.

„Lassen Sie sich nicht zu neugierig machen!" wandte er sich lächelnd zu Elisabeth. „Ich habe die Stelle am Gymnasium, um die ich mich beworben, jetzt erhalten, das ist Alles, und der Grund der Freude meiner guten Mutter."

„Aber noch mehr!" fiel Frau Blume dem Sohn rasch in's Wort, „mein lieber Fritz wird sich jetzt eine selbstständige Wirthschaft einrichten, und seiner alten Mutter wird das Glück zu Theil werden, ihre letzten Tage noch mit ihrem Kinde zusammen leben, für dasselbe sorgen und schaffen zu können."

Thränen der Rührung waren in Frau Blume's Augen getreten, auch Elisabeth war bewegt. Stumm reichte sie dem Sohne die Hand. Er hielt sie einen Augenblick fest in der seinen — fühlte er doch, daß dieser Händedruck ihm mehr sagen sollte, als Worte zu sagen vermocht hätten.

Der Eintritt Doktor Kiesling's unterbrach die feierliche Stimmung. Der Doktor wußte bereits um das angenehme Ereigniß, auch er wünschte seinem Freunde herzlich Glück!

„Es freut mich um so mehr, daß Du diese Stellung erhalten," sagte er, „da sie Dir Zeit genug läßt, um Deinen literarischen Bestrebungen Dich zu widmen. Jetzt wehe Edwin v. Berg, er bekommt einen gefährlichen Konkurrenten auf dem Felde der schönen Literatur."

„Hoffentlich hat die Welt Platz für uns Beide," warf Fritz lachend ein.

Elisabeth hatte staunend aufgeblickt, von der literarischen Thätigkeit Fritz Blumes hatte sie bis jetzt nichts gehört.

„Sie sind Schriftsteller," rief sie, „und ich kenne noch nichts von Ihren Schriften?"

„Meine Schriften kennen zu lernen, wäre Ihnen auch schwer geworden," entgegnete Fritz Blume in scherzhaftem Ton, „denn dieselben sind bis jetzt noch nicht gedruckt."

„Als wenn er hier an den gemüthlichen Sonntag-Abenden uns nicht auch etwas Geschriebenes vorlesen könnte!" rief Doktor Kiesling. — „Auch seine ältesten und besten Freunde kennen noch fast gar nichts von seinen geistigen Produkten."

„Und doch posaunst Du mich schon für einen geistreichen Konkurrenten Edwin v. Berg's aus."

„Nun, weil ich Dir etwas Tüchtiges zutraue! Ich hoffe, nächsten Sonntag theilst Du uns eines Deiner Erzeugnisse mit?"

„Wenn Du befiehlst!"

„Ja, ich befehle im Namen Deiner Mutter und Fräulein Elisabeth's,

die Beide, wie ich sicher glaube annehmen zu können, vor Begierde brennen, etwas aus Deinen Werken zu hören" —

„Und es nur nicht auszusprechen wagten," setzte Frau Blume hinzu. „Ich meinestheils werde vielleicht wenig genug von dem Schönen verstehen, was Du geschrieben, mein kluger Sohn, aber freuen werde ich mich deßhalb doch an Deinem Werke."

„Du bist zu bescheiden, meine gute Mutter!" rief Fritz Blume und küßte der alten Frau die Hand. „Für einen so klaren Verstand und ein so warmes schönes Herz wie das Deine muß ein Dichter immer verständlich sein oder er ist eben kein Dichter."

„Da wir nun einmal beim Dichten sind," nahm Doktor Kiesling das Wort, „sprechen wir gleich einmal über das neueste Werk Berg's! Hast Du es gelesen, Fritz?"

„Du meinst doch die Novelle in Versen?"

„Dieselbe, wie hat sie Dir gefallen?"

„Die Verse sind schön, die Sprache von bezauberndem Reiz — der Inhalt aber hat mir durchaus mißfallen. Ich bin ein Feind dieser ganzen Richtung, die uns aus Frankreich überkommen und bedaure aufrichtig, daß ein so talentvoller Mann wie Berg sich derselben zugewandt."

„Die ganze Welt ist aber Lobes voll über diese Novelle."

„Das glaube ich gern — mir aber erscheint trotz des Feuers der Darstellung Alles darin krank und unnatürlich. Warum überhaupt solch' einen Stoff sich wählen?"

„Die Erklärung liegt wohl sehr nahe!" warf Kiesling hin. „Haben Sie die Novelle noch nicht gelesen, Fräulein Elisabeth," wandte er sich dann an das junge Mädchen, „Frau Beermann hat doch sicher ein Exemplar derselben von Berg erhalten?"

„So viel ich weiß, nicht!" entgegnete Elisabeth, „Doktor Berg ist lange nicht bei uns gewesen, — doch erzählen Sie mir den Inhalt der Novelle, jedenfalls wird es Frau Beermann interessiren, wenn ich ihr darüber berichte."

„Der Inhalt," nahm Fritz Blume statt seines Freundes das Wort, der sich etwas verlegen auf die Lippen biß, ist ziemlich einfach. Es ist die Geschichte der unglücklichen Leidenschaft zweier Menschen, die bereits anderweitig gebunden sind. Das Ende ist natürlich ein tragisches. Beide gehen an ihrer Liebe zu Grunde."

„Möge das kein prophetisches Wort sein!" murmelte der Doktor.

Elisabeth schwieg. Ihr war das Gebiet der Leidenschaft noch zu fremd, als daß sie über dieselbe auf Erörterungen hätte eingehen können.

„A propos," wandte sich Kiesling plötzlich an Elisabeth, „wie ist das erste Zusammentreffen mit dem gefürchteten Direktor Beermann ausgefallen?"

„Herr Beermann ist noch nicht zurückgekehrt."

„Noch nicht zurückgekehrt?" rief der Doktor überrascht. „Und doch sah ich Frau Beermann neulich, es war am Abend nach dem Konzert, in später Nachtstunde am Arme eines Herrn nach ihrer Wohnung zurückkehren? Allerdings waren Beide so vermummt, daß man sie schwer erkennen konnte. Aber ich hörte Frau Beermann's Stimme, und welch' ein Bewohner der Residenz kennt nicht die weiche, sonore Altstimme Anna Beermann's?"

Elisabeth erröthete, sie wußte nicht, weßhalb.

Frau Beermann kam den Abend erst sehr spät zurück," entgegnete sie,

„ein Bekannter wird sie nach Hause geleitet haben. Ich selbst war schon in Sorge um sie gewesen und wartete ihrer noch, da sie sonst immer gleich nach dem Konzerte heimzukehren pflegt, aber sie lachte mich meiner Aengstlichkeit wegen aus und bat mich, in Zukunft meiner Nachtruhe mich nicht zu berauben, wenn nochmals so etwas Unerwartetes vorkommen sollte.“

„Wie gütig!“ sagte Frau Blume. „Nach Allem, was Sie mir erzählen, Fräulein Lieschen, muß Frau Beermann eine liebe prächtige Dame sein!“

„Ja, das ist sie,“ rief Elisabeth warm, „und eine große Künstlerin dazu. Ich wünschte, Sie könnten sie einmal singen hören, meine alte Freundin.“

„Nun, dieser Herzenswunsch ließe sich noch befriedigen,“ lächelte Fritz Blume, während sein Auge in herzlicher Theilnahme sich auf das vor Begeisterung glühende Antlitz Elisabeths senkte.

„Wenn Sie erst wieder in Konzerte gehen, Fräulein Elisabeth, nehmen Sie wohl einmal mein Mütterchen mit?“

„Ach und wie gern!“ rief Elisabeth. „Aber Sie, Herr Blume, werden Sie nicht auch Ihre Mutter begleiten? Lieben Sie nicht die Musik?“

„O doch! Ich bin sogar ein warmer Verehrer Frau Beermann's, aber ich fürchte, meine Zeit wird bald sehr in Anspruch genommen werden. Wenn ich erst im Amte bin, dann sind die Abendstunden die einzigen, die mir noch für meine eigenen Arbeiten bleiben.“

„Ja, ja, Fräulein, Elisabeth,“ nahm Kiesling das Wort. „Da sehen Sie, wie die großen Geister es machen; alle anderen Interessen gehen in dem Einen auf, in dem Interesse des eigenen Schaffens. Die Kunst absorbirt gänzlich den Menschen, der sie übt.“

„Die Kunst erhebt und erweitert die Interessen,“ unterbrach ihn Fritz Blume. „Nicht die Interessen des Einzelnen, die Interessen der ganzen Menschheit müssen sich in der Seele des Künstlers konzentriren, sein Auge muß auf das Große, Allgemeine gerichtet sein.“

„Und im Aufschauen zu dem Großen, Allgemeinen vergeßt Ihr des Einzelnen, des Kleinen, das doch in Wahrheit das Glück und der Schmuck des Lebens ist. Deßhalb auch sind Künstler so selten befähigt, im stillen häuslichen Kreise sich beglückt und befriedigt zu fühlen.“

„Das sage ich nicht! Allerdings wird dem Künstler der häusliche Kreis nicht die Hauptsache, der Hauptzweck seines Lebens sein — ja er wird die häuslichen Freuden, sobald sie ihn in seinem Streben beschränken, entbehren können, entbehren müssen. Die Lebensgefährtin eines Künstlers muß nicht allein selbstlos genug sein, ihr eigenes Bild nicht im Herzen des Gatten obenan über die Kunst stellen zu wollen, sie muß ihn auch verstehen, erfassen, ihm ein treibendes, kein hinderndes Moment im Schaffen werden.“

„Und findet er ein solches Weib nicht?“ fragte Kiesling.

„Dann bleibe er lieber unbeweibt!“

„Und doch äußertest Du neulich selbst, daß Du es unehrenhaft finden würdest, wenn Berg Editha Felton nicht heirathen sollte. Glaubst Du, daß dieses weiche Kind Edwin's Geistesfluge zu folgen vermag?“

„Das ist eine andere Sache! Edwin hat sein Manneswort einmal verpfändet — vorher hätte er sich das Alles überlegen sollen. Ich räume keinem Menschen auch nicht dem Begabtesten das Recht ein, um eine vorübergehende Laune zu befriedigen, das Glück eines anderen Wesens zu zerstören. Berg

hat sich bemüht, das Herz Editha Feltons zu gewinnen, und es ist ihm gelungen. Editha liebt ihn so unbeschreiblich, daß es ihm ein Leichtes sein wird, das junge, bildsame Geschöpf nach seinen Wünschen zu modeln."

„Ein Weib, das ihn völlig zu befriedigen vermag, wird, fürchte ich, Editha nie."

Elisabeth hatte aufmerksam dem Gespräche der beiden jungen Männer zugehört. Sie fühlte, daß Fritz Blume Recht habe, und dennoch war es ihr, als griffen seine Worte ihr kalt an's Herz. Das Aussprechen dieser strengen Konsequenz, wenn auch im Prinzip richtig, schien ihr doch in dieser Entschiedenheit hart. Wie würde ein Weib den Ansprüchen eines solchen Mannes, der so bewußt sich vom Verstand, nicht vom Herzen leiten läßt, jemals genügen können? —

Frau Blume hatte während dessen den Thee bereitet, und die Unterhaltung lenkte sich bald auf andere Gegenstände.

Um die gewohnte Stunde trat Elisabeth den Heimweg an. Die beiden jungen Männer geleiteten sie. Paul Kiesling war heiter und gesprächig, der Doktor war kein Freund ernster Stimmungen und selbst immer frisch und froh in's Leben sehend, hatte er die Gabe, auch Anderen von seiner Frische mitzutheilen. Heute war es ihm indessen nicht so ganz nach Wunsch gelungen; Elisabeth und Fritz Blume waren auffallend still. Wenn auch Elisabeth gefällig zu den Scherzen des Doktors lächelte, so prallten doch dieselben bei dem Freunde dieses Mal gänzlich ab. Der junge Mann schien von seinen eigenen Gedanken ganz eingenommen und schritt schweigend neben dem Plaudernden einher.

Vor dem Beermann'schen Hause trennten sich die jungen Leute von Elisabeth.

„Auf Wiedersehen am nächsten Sonntag!" sagte Fritz Blume, des Mädchens Hand herzlich drückend, und seine Stimme klang dabei innig und weich.

„Aber nicht ohne das versprochene Manuskript in der Tasche," scherzte der Doktor.

Elisabeth athmete erleichtert auf.

„Ja," er hatte doch ein warmes Herz, der strenge Mann, wenn auch diese Wärme von der Energie des Verstandes gelenkt und beherrscht wurde.

Die Fenster der Beermann'schen Wohnung waren noch hell erleuchtet, als Elisabeth in das Haus eintrat.

Oben fand sie Alles in großer Bewegung, und das Stubenmädchen raunte der Eintretenden rasch zu:

„Heute ist kein gut' Wetter, der Herr ist zurückgekehrt!"

Noch schwankte Elisabeth, ob sie, um das nach längerer Trennung wieder vereinigte Ehepaar nicht zu stören, sogleich auf ihr Zimmer gehen, oder ob sie noch heute sich dem Herrn des Hauses vorstellen solle, als das Mädchen rasch hinzusetzte:

„Sie werden im Salon erwartet, Fräulein! — Der Herr Direktor wünscht Sie kennen zu lernen.

Das Herz Elisabeth's klopfte beklommen hoch auf, als sie in den hell erleuchteten Salon trat. Frau Beermann gegenüber, in nachlässiger Stellung auf einer Chaiselongue ruhend, erblickte sie einen großen breitschulterigen Mann, der sich bei ihrem Eintritt erhob und mit dem Ausrufe: „Ah, Fräulein von Gleissenberg!" eine grüßende Handbewegung machte.

Die Manier, in der er das that, sollte vornehm sein, sie erschien indessen Elisabeth — die in dem Hause ihres Vaters mit der wirklichen Aristokratie verkehrt hatte, wie ein unrichtiges Spiegelbild, das selbst die anmuthigsten Formen verschoben wiedergibt. Die Gestalt des Musikdirektors war knochig und ohne Grazie, sein Antlitz zeigte nichts weniger als aristokratische Züge. Den starken Kopf mit den langen, hinter die Ohren gestrichenen, schon etwas ergrauten Haaren trug er etwas vorgebeugt — als strenge er sich an, genau zu hören — eine Angewöhnung in Folge des Jahre langen Dirigirens. Unter der niedrigen Stirn blickten ein Paar tiefliegende scharfe spähende Augen hervor, die Nase war stark und gebogen, und der breite Mund mit der etwas hängenden Unterlippe gab dem ganzen Gesicht einen unangenehmen sinnlichen Ausdruck. Dennoch hatte Herr Beermann in seiner Jugend für einen schönen Mann gegolten, was er indessen wohl mehr seiner kraftvollen Bildung, als der Schönheit seiner Formen zu danken gehabt. Auch mochte in der Jugend der zugleich lauernde und grob sinnliche Ausdruck seines Gesichts nicht so scharf hervorgetreten sein als jetzt.

Auf Elisabeth machte der Gatte Anna Beermann's einen durchaus ungünstigen Eindruck, und als ihr Blick sich jetzt auf die ihr freundlich entgegentretende Sängerin richtete, vermochte sie nicht ein Gefühl des Wehes zu unterdrücken, das ihr Herz zusammenzog. Wie paßte die schöne, geniale Frau zu diesem Manne?

„Wir haben Sie erwartet," sagte Frau Anna, Elisabeth zu sich auf's Sopha ziehend, „mein Mann war schon begierig, die Bekanntschaft unserer neuen Hausgenossin zu machen."

„Meine Frau hat mir so viel Günstiges über Sie geschrieben," nahm der Direktor artig das Wort, „und doch glaube ich, ist die Beschreibung hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben."

Der lächelnd musternde Blick des Hausherrn sagte Elisabeth mehr, als die eben ausgesprochenen Worte. Erröthend senkte sie die Lider.

Frau Anna's Hand legte sich weich auf die ihre. „Sie müssen sich schon daran gewöhnen," sagte sie, und ihr Blick traf vorwurfsvoll ihren Gatten, „in meinem Mann einen so warmen Bewunderer der Damen zu finden, daß er es nie unterlassen kann, denselben Schmeicheleien zu sagen — selbst wenn diese nicht immer am rechten Orte sind."

„Und Du kannst es nie unterlassen, mich zu hofmeistern!" rief der Direktor mit gerunzelter Stirn.

Eine peinliche Pause entstand — Frau Anna unterbrach dieselbe zuerst.

„Mein Mann," sagte sie, „beabsichtigt, uns schon nach kurzer Zeit wieder zu verlassen.

„Was Dir wahrscheinlich sehr angenehm sein wird," brummte der Gemahl dazwischen."

Frau Anna biß sich auf die Lippen, doch als hätte sie nichts gehört, fuhr sie zu Elisabeth gewendet fort:

„Wir werden daher unsere Gesellschaftssaison rasch abmachen müssen, und die nächste Zeit, liebe Elisabeth, wird daher auch für Ihre zarten Kräfte sehr anstrengend werden."

„O, ich bin nicht schwach!" rief Elisabeth und sah freundlich zu Frau Anna auf, „bis jetzt konnte ich Ihnen ja nur meinen guten Willen zeigen.

Ich freue mich, wenn ich mich Ihnen jetzt wirklich werde nützlich erweisen können! Wenig habe ich bis jetzt geleistet."

„So zarte Händchen, wie die Ihren, mein Fräulein, müssen geschont werden," sagte der Direktor, „zum Arbeiten haben wir ja grobe Hände genug, die daran gewöhnt sind. Ihre Funktionen als Gesellschaftsdame sind ja auch, wie mir meine Frau explizirt hat, ganz anderer Art. Meine berühmte, bewunderte Gemahlin wünschte in Ihnen sich einen Schirm gegen die übelwollenden, verläumderischen Zungen der Neider zu schaffen. Was auf eine einzelne Frau zuweilen ein zweifelhaftes Licht wirft, wird für zwei als erlaubt gehalten."

„Beermann!" rief Frau Anna auffahrend.

Ein eigenthümlich höhnisches Lächeln machte den breiten Mund des Direktors noch unangenehmer.

„Irre ich etwa?" rief er wie zweifelnd. — „Mir war es doch so, als wäre dieses Thema von Dir und Fräulein Söburg gründlich in meiner Gegenwart behandelt worden, als Du meine Einwilligung zum Engagement des Fräulein v. Gleissenberg nachsuchtest? — Aber ich habe allerdings so viel im Kopfe, es kann eine Täuschung gewesen sein."

Frau Anna war erblaßt, ihre Lippen zitterten.

Mit einem Blicke der Befriedigung erhob sich Herr Beermann. Offenbar war es seine Absicht gewesen, seine Gemahlin zu kränken — es war ihm gelungen.

„Jedenfalls war das meine eigene Meinung bei der Sache, die ich vielleicht fälschlich Andern in den Mund gelegt," fuhr er, sich zu Elisabeth wendend fort, während seine Augen noch immer lauernd auf seiner Frau ruhten. „Zu meinem großen Erstaunen habe ich daher vernommen, daß Sie meine Frau während meiner Abwesenheit bei ihren Ausgängen nicht immer begleitet haben. Ich bitte dringend darum, daß das fernerhin geschehe. Ich erlaube mir, Ihnen das gleich bei unserem ersten Zusammensein mitzutheilen, da ich in jedem Verhältnisse Klarheit liebe!"

Er verneigte sich leicht, und ohne eine Antwort abzuwarten, verließ er mit einem raschen: „Gute Nacht, meine Damen!" das Zimmer.

Elisabeth blickte ihm mit großen Augen nach, sie hatte etwas erwidern, hatte sich damit entschuldigen wollen, daß ihre Trauer sie an der Begleitung Frau Anna's gehindert, aber die Worte waren ihr auf den Lippen geblieben beim Blick in das höhnisch verzogene Antlitz des Direktors. Auch Frau Anna hatte sich erhoben, sie sah sehr bleich aus.

„Sie werden müde sein," wandte sie sich in dem gewohnten milden Tone an Elisabeth, „und auch mir thut Ruhe Noth." Sie lächelte, aber das Lächeln war ein so gezwungenes, trauriges, daß Elisabeth's Herz voll Mitleid erbebte. Sie neigte sich über die Hand, die Frau Beermann ihr zum Abschiede reichte, und drückte sie innig an die Lippen. An diesem Abend begann sie zum ersten Male zu begreifen, daß die Andeutungen Doktor Kiesling's keine unbegründeten gewesen, daß ihre Stellung in dem Beermann'schen Hause eine sehr schwierige sein würde!

---

10. Kapitel.

Als Elisabeth am andern Morgen in's Frühstückszimmer trat, fand sie Frau Anna wie gewöhnlich auf dem Sopha sitzen. Sie war allein, der Gemahl hatte in seinem Zimmer das Frühstück eingenommen. Es war dies nichts Ungewöhnliches; denn der oft die Nacht Durchschwärmende mied des Morgens gern die beobachtenden Blicke der Gattin.

Frau Anna sprach zu Elisabeth als wäre nichts geschehen — mit keinem Worte erwähnte sie der gestrigen Vorfälle.

„Sie werden heute gleich einen Auftrag für mich ausrichten müssen," sagte sie in ihrer gewöhnlichen sanften Weise zu Elisabeth. — „Mein Mann ist der Familie Felton sehr verpflichtet und wünscht daher dem jungen Brautpaar zu Ehren eine Feierlichkeit zu veranstalten. Er hat früher schon zu ähnlichen Zwecken eine Art Festspiel komponirt und will es zu dieser Feier von Neuem einstudiren. Natürlich fällt auch mir ein Theil der Aufgabe zu, und" — sie zögerte einen Augenblick und sah Elisabeth mit wehmüthigem Ausdruck an — „Sie wissen, daß meine Gesundheit nicht die festeste ist. Ich fühle mich heute besonders sehr angegriffen. Die gute Hedwig Söburg ist mir in solchen Fällen immer eine Stütze gewesen, ich wollte Sie deßhalb bitten, liebe Elisabeth, zu Ihrer Cousine zu gehen und dieselbe zu ersuchen, noch heute, wenn es ihr möglich ist, zu mir zu kommen."

Frau Anna hatte sehr rasch und scheinbar ruhig gesprochen; dennoch glaubte Elisabeth an ihr eine ungewöhnliche Erregung zu bemerken, die wohl noch eine Folge des gestrigen Abends sein mußte.

Elisabeth erklärte sich sofort bereit, den ihr ertheilten Auftrag auszuführen.

Sie fand Hedwig Söburg noch zu Hause, aber eben im Begriff auszugehen, um eine Musikstunde zu geben.

Hedwig schien sehr erfreut über die Mittheilungen Elisabeth's, freundlicher als sonst geleitete sie ihre Cousine zu der Mutter, sich selbst mit dem Versprechen verabscheidend, sobald sie ihre Stunde gegeben, Frau Beermann aufzusuchen.

Der Empfang der alten Dame war noch steifer und kälter als sonst, sie brachte das Gespräch sogleich auf Elisabeth's Stellung in dem fremden Hause, und äußerte ihr Mißbehagen darüber, daß Elisabeth alle Sonntage zu der Schneiderwittwe gehe, um dort mit den jungen Männern zusammenzutreffen. „Ich halte es für meine Pflicht," so schloß sie, „Dir mitzutheilen, wie die Welt über Deine Sonntagsvergnügungen denkt und spricht. Der junge Blume sowohl wie der Doktor Kiesling sind beide nicht verschwiegen genug, um das Interesse zu verbergen, das sie jeden Sonntag zu der alten Frau Blume führt."

„Ich kenne beide jungen Männer zu genau," rief Elisabeth mit gerötheten Wangen, „um zu glauben, daß sie irgend etwas über mich äußern würden, was ungünstig gedeutet werden könnte. Geschieht das dennoch, so ist mir das nur ein Zeichen, wie auch das Unschuldigste in böswilliger Weise zum Unrecht gestempelt werden kann, und daß man deßhalb nie die Welt, sondern nur sein Gewissen fragen soll, das doch immer allein Richter über das Recht und Unrecht der eigenen Handlungen bleibt."

Die Geheimräthin zuckte die Achseln.

„Du willst niemals Rath annehmen, nun gut, so gehe Deinen Weg allein, doch das kann ich Dir aus Erfahrung sagen, daß eine Frau sich noch niemals straflos über das Urtheil der Welt hinweggesetzt hat."

Elisabeth erwiderte nichts mehr, sie nahm von der Tante Abschied und trat den Heimweg an. Obwohl sie eben mit solchem Muthe ihre Sonntagsfreuden vertheidigt hatte, fühlte sie doch, daß ihr der reine Genuß verdorben, daß ein Wermuthstropfen in denselben gefallen sei, der nicht mehr zu entfernen.

Frau Anna ruhte noch in ihrem Zimmer, als Elisabeth zurückkehrte, sie wollte die Leidende nicht stören und ging in das Wohnzimmer, sich an die Stickerei zu setzen, die sie für Frau Anna ausführte. Kaum hatte sie sich niedergesetzt, da öffnete sich die Thür, und der Direktor trat herein. Das Tageslicht, das hell auf seine harten Züge fiel, ließ ihn noch ungünstiger erscheinen als am Abend vorher. Elisabeth suchte den Schreck, den sie bei seinem Eintritt empfand, zu verbergen. So ruhig als möglich bot sie ihm einen „guten Morgen." Er grüßte sie ernst, keine Spur von der gestrigen Galanterie war in seinen Bewegungen und Mienen. War er vielleicht nur in Gegenwart Frau Anna's so auffallend galant gegen fremde Damen?

Sich auf einen Stuhl zu dem jungen Mädchen setzend, begann er mit vollkommen ruhigem Tone:

„Ich glaube, mein Fräulein, es ist nöthig, daß ich Ihnen eine Erklärung über meine gestrigen Aeußerungen gebe. Sie halten mich gewiß für einen recht bösen, tyrannischen Ehemann — wie?"

Er blickte sie forschend an. Elisabeth stotterte verlegen einige Worte, ohne zu wissen, was sie darauf erwidern sollte.

„Ich kann Sie indessen versichern, daß ich meine Frau auf's Zärtlichste liebe und ehre!" fuhr Herr Beermann fort, während ein seltsames Lächeln seinen Mund umspiegelte, das Elisabeth, die den Kopf auf ihre Arbeit gebeugt hatte, indessen nicht bemerkte. „Anna versteht es nur nicht, mit mir umzugehen, ich bin heftig und leicht gereizt."

Elisabeth blickte auf: War dieser Mann, der so ruhig und vernünftig sprach, wirklich derselbe, der gestern Abend in so höhnischer Weise seine Gattin zu kränken gesucht?

„Sie sehen mich staunend an," lächelte der Direktor, „Sie wundern sich wohl, daß ich meine Schwächen so ohne Rückhalt bekenne. — Aber welcher Mensch hätte keine Schwächen? Meine Frau hat mir soviel zu verdanken, daß sie auch auf meine Schwächen Rücksicht nehmen müßte!"

Der gute Eindruck, den der Direktor anfänglich auf Elisabeth gemacht, begann zu schwinden. Dieses Hervorheben seiner Verdienste um seine Frau kam Elisabeth unwürdig vor. Gibt die Liebe nicht gegenseitig? — und was Herr Beermann auch für seine Gattin gethan haben mochte — hatte die schöne begabte Frau ihm durch die Hingabe ihrer selbst nicht das Höchste gegeben, was ein Weib zu geben vermag? — Doch dies waren nur Gedanken, denen das junge Mädchen weder Worte geben durfte noch konnte. Die Augen des Direktors ruhten forschend auf ihr, er beobachtete genau den Eindruck, den das Gesagte auf Elisabeth gemacht, und las einen Theil der Wahrheit auf ihren offenen, der Verstellung ungewohnten Zügen.

„Beurtheilen Sie mich nicht falsch, mein Fräulein," rief er rasch — und sich vorbeugend, um ihr in die Augen zu sehen, setzte er mit möglichst weichem Tone hinzu: „Ich möchte gerade von Ihnen nicht mißverstanden werden!"

„Sie kennen meine Frau nicht," fuhr er nach kurzer Pause in gedämpftem Tone fort, „und wissen daher nicht, daß ich nicht allein das Recht, sondern auch die Pflicht habe, sie auf's Strengste zu bewachen. Je mehr ich meine Frau liebe, desto mehr muß ich sie hüten — Sie können daher begreifen, welch' eine Beruhigung es für mich ist, eine so gebildete und wohlerzogene Dame wie Sie es sind, Fräulein von Gleissenberg, bei meiner Frau zu wissen. Ich hoffe, Sie werden jetzt ohne eine weitere Erklärung die Gründe verstehen, die mich bewogen haben, Sie gestern zu bitten, meine Frau bei jedem ihrer Ausgänge zu begleiten."

Elisabeth war in peinlichster Verlegenheit. Ihr Gesicht hatte sich mit dunkler Röthe gefärbt, es schien ihr unwürdig, die Verdächtigungen weiter mit anzuhören, die der Gatte gegen seine Gattin auszustoßen beliebte, aber sie fand keine Worte der Erwiderung.

Obwohl von der völligen Grundlosigkeit dieser Verdächtigungen überzeugt, hatte sie doch zu wenig Einblick in die Verhältnisse und in das frühere Leben Frau Beermann's, um dieselbe mit Erfolg vertheidigen zu können. Noch peinlicher wurde ihre Verlegenheit, als der Direktor, seinen Stuhl immer näher an den ihrigen heranrückend, ihre Hand zu fassen suchte und in demselben halblauten Tone fortfuhr:

„Wollen Sie sich mit mir vereinen, die Frau, die Sie — ich weiß es — lieb gewonnen haben, wie Jeder sie lieb gewinnt, der in ihrer Nähe weilt, vor den Versuchungen ihres leidenschaftlichen Temperamentes zu bewahren?"

Elisabeth entzog dem Direktor hastig ihre Hand und sprang auf. Sie wollte sprechen, aber die Antwort wurde ihr erspart, die Thüre öffnete sich und Hedwig trat herein. Der Direktor wandte sich sofort der Eintretenden zu, ohne weiter auf Elisabeth zu achten. Mit chevaleresker Galanterie begrüßte er Hedwig, indem er ihre Hand an die Lippen drückte.

„Willkommen in der Heimath, Herr Direktor!" rief Hedwig, offenbar durch den liebenswürdigen Empfang sehr geschmeichelt.

„Seien Sie mir gegrüßt, meine musikalische Freundin!" entgegnete der Direktor. — „Wenn Sie erscheinen, geht meinem Hause erst die Sonne auf. Unter der Aegide Ihrer schützenden Flügel wird auch meine beabsichtigte Aufführung gelingen. Schon fürchtete ich, die zarte Gesundheit meiner Frau würde hindernd zwischen meine Pläne treten, aber Anna fühlt sich zu meiner Freude wieder recht wohl!"

Elisabeth horchte überrascht auf: Wie gut wußte der Direktor den liebenden Ehemann zu spielen!

„Und wo ist die liebe Anna?" wandte sich Hedwig fragend an Elisabeth, der sie nur flüchtig zum Gruß die Hand gereicht.

„Ich werde Frau Beermann von Deiner Ankunft benachrichtigen." Eifrig ergriff Elisabeth die Gelegenheit, sich entfernen zu können. Sie mußte die peinliche Erinnerung des eben Durchlebten erst überwunden haben, ehe sie wieder frei und ruhig dem Hausherrn zu begegnen vermochte.

Im Nebenzimmer trat ihr schon Frau Anna entgegen:

„Ich weiß bereits — Hedwig ist hier," nickte sie dem jungen Mädchen zu und schritt an ihr vorüber ins anstoßende Gemach.

Erst bei Tisch begegnete Elisabeth wieder den beiden Gatten — sie fand Hedwig Söburg noch bei ihnen.

Das Gespräch drehte sich fortwährend um die beabsichtigte Aufführung. Elisabeth, die sich schon vor einem Alleinsein mit den Eheleuten gefürchtet hatte, athmete erleichtert auf. Nach eingenommenem Kaffee verabschiedete sich Hedwig. Frau Anna zog sich zur Ruhe zurück, und Elisabeth ging auf ihr Zimmer. Erst gegen Abend wurde sie von dem Mädchen wieder zu Frau Beermann beschieden. Zu ihrem Erstaunen trat ihr diese in glänzender Gesellschaftstoilette entgegen, die seltsam mit den sehr bleichen Wangen und dem krankhaften Aussehen der Dame kontrastirte.

„Sie wollen ausgehen?" fragte Elisabeth fast erschreckt.

„Wir sind zu Baron v. Körber geladen," entgegnete Frau Beermann, „man wünscht mich dort singen zu hören. So lange mein Mann abwesend war, hatte ich Grund, diese leidigen Gesellschaften abzulehnen, jetzt darf ich es nicht."

„Aber Sie sind nicht wohl!" rief Elisabeth theilnehmend. „Sie sehen leidend aus."

„Finden Sie das wirklich? Ich fühle mich indessen ganz gesund. Uebrigens", setzte sie nach kurzer Pause hinzu, „wird mir Zerstreuung gut thun. Und nun, liebe Elisabeth, betrachten Sie mich einmal, ob sie meine Toilette würdig genug finden für die hochadelige Gesellschaft. Es ist das ja Ihr Element!"

Elisabeth, die sich sonst immer so kindlich an dem glänzenden Schmucke Frau Anna's gefreut hatte, fand heute keine Worte der Anerkennung, obwohl das blaue Seidenkleid, das die schöne Frau trug, ihr besonders gut stand.

„Kein einziges Wörtchen, meine liebe Elisabeth?" rief Frau Anna und drückte einen Kuß auf des jungen Mädchens Stirn. — „Oh, vertheidigen Sie sich nicht," unterbrach sie die beginnende Antwort Elisabeth's, „ich weiß, was Sie denken, und habe Sie um dieser Gedanken willen nur noch lieber. Sie bedauern mich, gutes Kind."

Das Mädchen kam herein, um Frau Beermann zu benachrichtigen, daß der Wagen vorgefahren sei. Sie ließ sich ihren Mantel umgeben, und Elisabeth die Hand zum Abschied hinreichend, sagte sie herzlich:

„Ich werde noch einmal so gern in Gesellschaft gehen, wenn Sie erst Ihre Trauer abgelegt haben und mich begleiten können."

Frau Anna war fort. Elisabeth blieb allein im Zimmer; sie hatte freie Disposition über die Bibliothek Frau Anna's erhalten und musterte jetzt die Bücherreihen, um sich eine Lektüre für den einsamen Abend auszuwählen. Ihr Auge fiel auf ein auf dem Tische liegendes geöffnetes Buch, in dem Frau Anna eben gelesen haben mußte, sie schlug das Titelblatt auf:

„Verloren!" las sie, „Erzählung in Versen von Edwin Berg."

Elisabeth hatte schon so viel von diesem neuesten Werke Berg's gehört, daß sie neugierig darin blätterte. Plötzlich aber legte sie das Buch wieder an seinen Platz. Eine kurze Widmung, von des Dichters Hand geschrieben, stand auf dem ersten Blatte. Ohne zu denken, daß sie dadurch eine Indiskretion beginge, hatte Elisabeth die vierzeilige Strophe gelesen:

Was Du gewollt, ich habe es geschworen,
Kühn denkst der stolzen Kraft Du zu vertrau'n,
In diesem Lied' wirst Du uns selber schau'n,
Und wirst erkennen, daß wir doch verloren!

Elisabeth fühlte sich tief erschüttert; was bedeutete das? Sie gedachte dessen, was Fritz Blume ihr von dem Inhalte erzählt, und jetzt wurde ihr Alles klar: die Andeutungen Kiesling's, die eifersüchtige Sorge des Direktors. So war diese Sorge doch nicht so unbegründet gewesen, wie sie geglaubt.

Elisabeth bedeckte das Gesicht mit den Händen, sie litt unter den sie bestürmenden Gedanken. Sie hatte Frau Anna so verehrt, so hoch gehalten, und jetzt? — Aber nein, war die unglückliche Frau nicht tief, tief zu beklagen? Wer durfte sie verurtheilen? Ihr Herz, das an der Seite des Gatten unmöglich Befriedigung finden konnte, hatte sich in seinem Bedürfniß nach Liebe verirrt. — Oh, sie war gewiß, Frau Anna würde diese Neigung besiegen, würde sich selbst wieder finden. War das nicht schon in der zweiten Zeile der Widmung ausgesprochen? Noch einmal öffnete sie das Buch und las die Widmung, ja, da stand es: „Kühn denkst der stolzen Kraft Du zu vertrau'n." War das nicht eine Bestätigung dafür, daß Anna des Unseligen Liebe zurückgewiesen?

Aber, wie es auch sei — was sollte, was konnte aus dem Allen werden? Dunkel und unheilvoll erschien ihr die Zukunft. Sie gedachte an das Leben Anna's an der Seite des ungeliebten, widerwärtigen Mannes und dann an Editha — an die Braut Edwin v. Bergs. Sie hatte so viel Liebenswürdiges von dem Mädchen gehört, daß sie Interesse für sie faßte, ohne sie zu kennen. O Gott, — welch ein Loos stand der Ahnungslosen bevor! Sie wiegte sich in den Träumen bräutlichen Glückes, und schon stand das Schicksal drohend über ihr. — Wo war da ein Licht, wo ein Ausweg zu finden? — Ach, vielleicht hatte er nur zu sehr recht, der Bejammernswerthe, der so viel geliebt wurde, und der an der Fülle der ihm gespendeten Liebe zu Grunde ging.

Verloren war er, verloren die beiden Frauen, die ihn liebten. Rettungslos riß er sie mit sich, dem Abgrund entgegen, dem er, ein Träumender, zueilte. Der Eintritt des Mädchens schreckte Elisabeth aus ihrem düstern Grübeln auf.

„Sie noch hier, Fräulein von Gleissenberg?" rief die Erstaunte.

Elisabeth erhob sich verwirrt:

„Ich hatte hier noch etwas für Frau Beermann auszurichten," sagte sie dann mit rasch wiedergewonnener Besonnenheit.

Ihr Blick fiel von Neuem auf das Buch Edwin v. Bergs. — Welche Unbesonnenheit! dachte sie — das Buch könnte gefunden und dem Direktor übergeben werden! Sie traute dem Mädchen nicht, wenigstens hatte sie Grund, an der aufrichtigen Gesinnung desselben für seine Herrin zu zweifeln. Rasch entschlossen nahm sie das Buch und legte es, ohne auf den staunenden Blick Rosetten's — so hieß das Mädchen — zu achten, in einen offen stehenden Schrank, zog den Schlüssel ab und steckte ihn zu sich.

„Aha, mein Fräulein," murmelte Rosette, als Elisabeth hinausgegangen war, „wir sind also auch schon ins Vertrauen gezogen? Das giebt ja einen neuen Bericht an den Herrn, der gut honorirt werden muß."

Verschmitzt lächelnd löschte sie die Lampen bis auf eine Nachtlampe und entfernte sich gleichfalls.

---

11. Kapitel.

„Wie angegriffen sehen Sie aus, Fräulein Elisabeth!" so rief Frau Blume am folgenden Sonntag, als ihre junge Freundin neben ihr auf dem Sopha Platz genommen. Auch Fritz Blume und Doktor Kiesling, der dieses Mal der Verspäteten eine ganze Weile zuvorgekommen war, blickten theilnehmend auf das junge Mädchen.

„Macht Ihnen der garstige Direktor so viel zu schaffen?" scherzte der Doktor. „Ich muß gestehen, wäre ich verurtheilt, immer in der Nähe dieses Mannes zu leben, ich würde wie Sie meine gute Laune und mit ihr die rothen Wangen einbüßen."

Aller Augen richteten sich auf das frische Gesicht des Doktors. Die von Gesundheit strotzenden Wangen ließen eine so zarte Empfindlichkeit komisch erscheinen.

„Welch' ein Mann muß das sein," lachte Fritz Blume, „der Dir die Laune zu verderben vermöchte?"

„Ein Mann wie Beermann vermag das sicher! Schon der Anblick allein dieser unangenehmen lüsternen Physiognomie kann mich verstimmen. Und nun erzählen Sie, gnädiges Fräulein, was Ihnen der Bösewicht gethan. Sie sehen hier zwei Ritter vor sich, die bereit sind, ihr Leben für Sie einzusetzen, wenn man wagen sollte, Ihnen auch nur ein Haar zu krümmen."

War es des Doktors Absicht, Elisabeth zu erheitern, so war ihm das nach Wunsch gelungen. Das komische Pathos, mit dem er seine Tirade gesprochen, rief auch auf Elisabeths Lippen ein Lächeln hervor. Es war ihr, als wenn sie aus dem beängstigenden Dunkel der Nacht jetzt in das sonnige Tageslicht getreten, als müßten hier unter diesen guten Menschen all' die qualvollen Träume von ihr weichen, die in der Finsterniß sie beunruhigt.

Wie von einem peinigenden Alpdrücken befreit, athmete sie erleichtert auf, und ihren Gedanken Ausdruck gebend, rief sie mit innigem Aufblick zu Frau Blume: „Sie wissen gar nicht, welch' eine Wohlthat für mich die Stunden sind, die ich bei Ihnen zubringen darf! Ach ohne sie würde ich die Kraft nicht finden, die ich so nöthig brauche."

„Aber jetzt machen Sie mir wirklich Angst, Fräulein Lieschen!" rief Frau Blume. „Was ist denn mit Ihnen geschehen? Sonst so heiter und froh, und jetzt wieder das alte traurige Gesicht, das ich gar nicht mehr wieder zu sehen hoffte! Auch ich rufe jetzt mit Doktor Paul: Berichten Sie rasch, was Ihnen die bösen Leute angethan?"

Elisabeth blickte befangen zu Boden; zum ersten Male fühlte sie die Nothwendigkeit, auch der treu bewährten Freundin gegenüber zu schweigen. Ach sie litt ja nicht für sich, sie litt um Frau Anna's willen, für sie empfand sie die Angst und Sorge, die sie niederdrückte, um ihretwillen wollte sie sich die Kraft erringen, in dieser schweren Zeit neben ihr zu stehen, als

eine feste Stütze, auf die sich die unglückliche Frau vertrauensvoll zu lehnen vermöchte.

Eine unruhige Woche lag hinter Elisabeth.

Proben zu dem Festspiel und Soireen und Bälle hatten Tag für Tag Frau Anna's ganze Zeit in Anspruch genommen. Elisabeth sah sie jeden Morgen bleicher und matter, und doch war sie jeden Abend wieder die heitere, glänzende Sängerin, die durch ihren Geist und ihr Talent Alles bezauberte und hinriß. Mit welch übermächtiger Anstrengung Frau Anna diesen äußeren Schein aufrecht erhielt, das ahnte von Allen, die sie sahen, Elisabeth allein. Sie wußte, daß Frau Anna fast in allen Gesellschaften, die sie besuchte, Edwin mit seiner Braut antraf. Waren ja doch die meisten derselben dem Brautpaar zu Ehren gegeben. Welch ein Begegnen mußte das sein nach dem Bekenntniß Edwins, das er Frau Anna bei Uebersendung seines Buches zu machen gewagt? Und daß er es gewagt, war das nicht ein Zeugniß dafür, daß er seine Gefühle von Frau Anna getheilt wähnte?

Hier hielt Elisabeth stets mit ihrem Gedankengange inne, sie wagte nicht weiter zu denken, ihr schien das Alles wie ein Labyrinth, aus dem, sobald der erste Schritt hinein gethan, kein Ausweg mehr zu finden sei. Eines sah sie nur zu deutlich, daß Frau Anna litt, und das genügte ihr, der unglücklichen Frau ihre ganze Theilnahme zuzuwenden.

Fritz Blume's Blick ruhte einen Moment prüfend auf dem niedergebeugten Antlitz des jungen Mädchens, er schien die Gedanken, die Elisabeth so tief bewegten, aus ihren Zügen zu lesen.

„Du bedenkst gar nicht, liebe Mutter," wandte er sich an die alte Frau, die erwartungsvoll auf Elisabeth schaute, „daß Fräulein von Gleissenberg sich jetzt in einem fremden Hause aufhält. Ueber die Verhältnisse dieses Hauses mit Dir zu plaudern, wie früher über ihre eigenen Angelegenheiten, verbietet ihr die Pflicht, die sie durch die Aufnahme in dieses Haus übernommen. — Deßhalb laß es lieber unsere Sorge sein, Fräulein Elisabeth so viel als möglich aufzuheitern — aber beunruhige sie nicht noch mehr durch Fragen, die sie nicht beantworten kann und darf."

Elisabeth schaute mit einem warmen Dankesblicke zu Fritz Blume auf.

Die Mutter bewegte etwas verdrießlich den Kopf. Diese Art zarter Rücksicht verstand sie nicht, aber stets bereit, sich der größeren Einsicht des Sohnes zu fügen, schwieg sie und rückte bereitwillig die Lampen zurecht, damit ihr Sohn die versprochene Vorlesung beginnen könne.

Es war ein historisches Drama in gebundener Sprache aus der Zeit des Mittelalters, das Fritz Blume vortrug.

Hätte auch ein strenger Kritiker an demselben manchen Tadel finden können, so waren ihm bedeutende Vorzüge gleichwohl nicht abzusprechen. Die Sprache war schön und schwungvoll, die Handlung einfach und gehalten, die Effekte natürliche.

Elisabeth fühlte sich besonders durch die poetische Auffassung der Liebe tiefbewegt, deren Macht Fritz Blume rührend und doch gewaltig zu schildern gewußt. Mit warmen Worten sprach sie dem Dichter, als er zu Ende gelesen, ihren Dank und ihre Anerkennung aus. Frau Blume saß mit gefalteten Händen da, die schönen Verse, deren Autor ihr eigener geliebter Sohn war, erfüllten sie mit Ehrfurcht vor ihm. Kiesling allein äußerte

einige Bedenken, fand Manches zu lyrisch gehalten, und das Ganze nicht so kräftig, als er es seinem verstandesstarken Freunde Fritz Blume zugetraut.

„Verzeihe," rief er, „wenn ich als Mann und als Dein Freund nicht in die volle Bewunderung der beiden Damen einstimmen kann. — Nach meiner offenen Meinung hast Du bei aller dramatischen Begabung, die man in Deiner Arbeit erkennt, doch nichts mit ihr geschaffen, was irgendwie durchzuschlagen vermöchte."

„Es ist ein Erstlingswerk," entschuldigte sich Fritz Blume, „ich selbst erkenne die mannigfachen Fehler in demselben; oft habe ich den Ausdruck für das, was ich gewollt, nicht gefunden — die Effekte sind nicht so herausgearbeitet, wie sie es sein mußten. Aber ich lasse mich durch diese Erkenntniß nicht entmuthigen. Ich werde Besseres leisten, wenn ich erst mehr Zeit auf meine Dichtungen werde verwenden können. Erscheint das Drama Dir übrigens zu weich, so tragen wohl die Verhältnisse daran Schuld, in denen es entstanden ist. Italiens weiche Luft regt eher zu süßer Ruhe als zu kräftigem Handeln an, und offen gestehe ich, daß ich bei der Schilderung meiner Heldin an Editha Felton gedacht habe, deren liebreizendes Wesen mich entzückte, obgleich mir wohl bewußt war, daß ich der Gestalt meiner Einbildungskraft mehr Kraft und Energie einhauchen mußte, als mein leibliches Vorbild davon besitzt. Ist mir das nicht gelungen, wie ich gewollt, so gib nicht meinem Wollen, sondern meinem Können Schuld, denn auch das Können muß erst erlernt werden."

„Aha! Also ist Dein Drama eine Huldigung für Editha Felton!" rief Kiesling heiter. „Dann allerdings muß man Dir Manches verzeihen. Welches Mannes Herz könnte auch in jahrelangem Verkehr mit einem so reizenden Geschöpfe kalt bleiben?"

„Du irrst, wenn Du glaubst, ich habe für Editha Felton geglüht," entgegnete Fritz Blume ruhig. „Selbst wenn sie mir hätte gefährlich werden können, hätte ich ein solches Gefühl schon im Entstehen unterdrückt. Eine Thorheit würde ich nie begehen — von der Leidenschaft mich nie verblenden lassen — dazu gehören Naturen wie die Berg's; ich besitze keine Befähigung dazu, mich und Andere unglücklich zu machen."

War es Zufall, war es die Folge eines bestimmten Gedankenganges, daß Fritz Blume's Augen sich bei seinen letzten Worten auf Elisabeth richteten? Sie begegnete seinem Blick, und wieder empfand sie das erkältende Gefühl, das schon neulich ihr Herz zusammengepreßt hatte. Indessen ihrer Bewegung rasch wieder Herr werdend, suchte sie in unbefangener Weise das Gespräch weiter fortzusetzen.

„Immer neugieriger werde ich," rief sie, „Editha Felton kennen zu lernen. Wenn sie auch nur eine theilweise Aehnlichkeit mit der Heldin Ihres Dramas hat, so muß sie immerhin zu den liebenswürdigsten Frauennaturen gehören, die es gibt."

„Unbedingt gehört sie dazu!" rief Fritz Blume, „selbst ihre Schwächen haben etwas Liebenswürdiges. Doch wie ich schon gesagt, gerade diese Naturgaben können in unserm Zeitalter, das selbst von den Frauen Thatkraft und Energie verlangt, für die Inhaberin gefährlich werden. Die ganze Erscheinung Editha Felton's paßte meiner Ansicht nach so sehr in den Rahmen eines mittelalterlichen Bildes, daß ich einen glücklichen Griff gethan zu haben glaube, indem ich sie in meinem Drama als holdes Burgfräulein dar=

stellte. Auf keine Dame unserer modernen Salons würden die Lieder der Minnesänger so passen, wie auf Editha. Dagegen glaube ich aber auch, daß sie dem Manne der Neuzeit mit seinen vielseitigen, unruhigen Bestrebungen bei allem Liebreiz kaum zu genügen im Stande sein wird."

„Du gehst zu weit!" rief Kiesling. „Es gibt noch immer Männer genug, die gerade das in den Frauen suchen, was Editha an Anmuth und echter Weiblichkeit besitzt. Uebrigens, Fräulein Elisabeth, werden Sie bald selbst urtheilen können. Das große Fest zu Ehren des Brautpaares im Beermannschen Hause, von dem ja die ganze Welt schon spricht, muß doch in nächster Zeit vor sich gehen."

„In der Mitte der kommenden Woche!" bestätigte Elisabeth.

„So können Sie uns gewiß schon etwas von dem bevorstehenden Zauberfeste erzählen?"

„Gern! obwohl da wenig zu erzählen ist. — Die Musik ist die Hauptsache, und diese kann ich nicht wiedergeben. Die Komposition, obwohl ein Werk des Ihnen so unangenehmen Direktors, hat mir gefallen."

„Er wird sie irgendwo gestohlen haben!" unterbrach der Doktor Elisabeth mit großer Bestimmtheit. „Beermann ist weiter nichts als ein Plagiator, der sich nicht scheut, die Sahne von der Milch Anderer abzuschöpfen und mit dem Ertrag derselben seine Taschen zu füllen."

„Du kannst doch nie einen Menschen ausreden lassen," drohte Fritz Blume lachend dem in seiner Antipathie sich immer mehr Erhitzenden. „Erzählen Sie weiter, Fräulein Elisabeth, was ist der Inhalt des Feenspiels?"

„Der Inhalt ist unbedeutend: Ein Elfenzug, mit der Elfenkönigin an der Spitze, spendet dem Brautpaar seine Gaben und Wünsche."

Dacht' ich's mir doch!" rief der Doktor. „Da hat sich's der Herr Direktor recht bequem gemacht; etwas aus Weber's Oberon, etwas aus Mendelssohn's Sommernachtstraum zu einem Gericht zusammengemengt und sein Festspiel war fertig!"

„Wenn es nur seinen Zweck erfüllt und dem Brautpaar Freude macht!" warf Fritz Blume ein.

„Und Frau Beermann singt die Elfenkönigin?" fragte der Doktor weiter.

Elisabeth bejahte es.

„Nun," rief Frau Blume, „wenn die Hausfrau selbst mitspielt, dann kann ich mir denken, daß die Hauptlast an jenem Abend auf Ihre Schultern fallen wird, Fräulein Liesdien! — Strengen Sie sich aber nicht zu sehr an, liebes Kind — Ich will hoffen, daß Ihre Wangen künftigen Sonntag wieder so rosig und ihr Gesichtchen so heiter ist wie früher."

„Seien Sie unbesorgt, meine gütige Freundin, die Arbeit ist es nicht, die mich drückt."

„Um so schlimmer, wenn es etwas Anderes ist!"

„Doch auch das muß ertragen und überwunden werden!" Elisabeth erhob sich.

„Wie, wollen Sie heute schon so früh aufbrechen? Das wäre aber recht böse von Ihnen!" rief Frau Blume fast erschreckt.

„Frau Beermann ist heute allein, es gelang ihr, sich für diesen Abend frei zu machen — sie war der Ruhe so bedürftig. Der Direktor wollte es mir erst gar nicht gestatten, seine Gemahlin zu verlassen, da er selbst nicht bei ihr bleiben konnte. Erst die Bitten Frau Beermann's erwirkten mir

diese wenigen Stunden, doch nur unter der Bedingung, daß ich früh zurückkehre!"

„So darf man Sie nicht länger zurückhalten!" sagte Fritz Blume. „Ich kenne diese Abhängigkeit. Auch Sie werden es bald erfahren, daß man jede Freiheit, jede Selbstständigkeit aufgegeben, sobald man seine Person für Geld Anderen geliehen hat."

„Nun, warum nicht gleich verkauft?" scherzte der Doktor.

Elisabeth machte sich zum Gehen bereit. Trotz aller Gegenwehr vermochte sie nicht den galanten Doktor davon abzuhalten, sie nach Hause zu geleiten. Fritz Blume erklärte, daß er noch bei seiner Mutter bleiben werde, — so trennte man sich.

---

12. Kapitel.

Hell erleuchtet war die Fensterreihe des Beermann'schen Hauses, der lange besprochene, lange vorbereitete Festabend war endlich gekommen. Wagen nach Wagen fuhr vor und entlud eine Schaar glänzender Kavaliere und geschmückter Damen.

Elisabeth stand inmitten des hell erleuchteten Saales, um an Stelle der Wirthin, die als Mitwirkende nicht gleich anwesend sein konnte, die Honneurs zu machen. Sie hatte für diesen Abend die schwarze Trauerkleidung abgelegt und dafür ein weißes Mullkleid gewählt. Aber so einfach dieses Kleid auch war, so sehr es auch abstach gegen den Reichthum der um sie entfalteten Toiletten, es kleidete sie vorzüglich gut.

Der Diener meldete eben: Doktor Edwin v. Berg und Fräulein Editha Felton, — Elisabeth's Herz klopfte höher auf, mit gespannter Erwartung sah sie den Kommenden entgegen. Sie wagte es nicht, Edwin v. Berg anzublicken, dennoch glaubte sie es zu empfinden, wie seine dunklen Augen mit eigenthümlich forschendem Ausdruck auf ihr hafteten.

Elisabeth's volle Aufmerksamkeit richtete sich indessen bald auf das liebliche Mädchen, das an Edwin's Arme hing, lächelnd, glücklich, unbefangen, in den Augen die kindliche Freude der Erwartung all der schönen Dinge, von denen sie hier überrascht werden sollte. Editha Felton, dem Geschmacke ihres Bräutigams Rechnung tragend, war einfacher gekleidet als die meisten anderen Damen, schon das zeichnete sie aus; aber wie sie auch gekleidet sein mochte — so dachte Elisabeth — ob im einfachen blauen Krepkleide, ein blaues Band durch die blonden Locken geschlungen, wie sie sich heute trug, ob in modernster glänzendster Tracht, immer wußte sie reizend und anmuthig zu erscheinen. Welcher Mann konnte das Herz haben, dieses holde Geschöpf zu betrüben, die Liebe, die es ihm spendete, zu verrathen? Unwillkürlich richteten sich Elisabeth's Augen wieder auf Edwin, der, obwohl etwas bleich, ihr doch ruhiger erschien als sonst. Erleichtert athmete sie auf. Vielleicht hatte auch er schon seine unselige Leidenschaft besiegt und es würde Alles noch gut werden.

Unterdessen stand Frau Beermann in ihrem Boudoir, als Elfenkönigin geschmückt, eben war sie aus den kunstreichen Händen Rosettens entlassen worden. Im Nebenzimmer, dessen Thür festgeschlossen war, tönten viele

lachende Frauenstimmen durcheinander, ja einzelne Chorstellen wurden gesungen und geträllert. Die Sängerin schien nichts von dem Allen zu hören. Ihre Augen waren sinnend auf den Boden gerichtet, als suchten sie dort etwas zu entziffern oder als wolle sie das, was ihrer Seele vorschwebte, in einem Bilde vor sich fixiren. Seltsam kontrastirte das bleiche Antlitz, die schlaff herabhängenden Arme zu dem Schmucke, den man ihr angelegt. Die herrlich schöne Gestalt, von einem klaren rosigen Gewande umflossen, war von Blumenketten umschlungen, Blumen wanden sich durch das schwarze, in leichten Locken bis tief auf den Rücken herabwallende Haar, eine zierliche Goldkrone schmückte den am Hinterkopf künstlich geschlungenen griechischen Knoten.

Vielleicht war Frau Anna Beermann noch unkleidsamer geschmückt gewesen als heute, und sie liebte es, sich schön geschmückt zu sehen — heute aber hatte sie kaum einen flüchtigen Blick in den Spiegel geworfen; die Blumenketten, die sie umschlangen, deuchten ihr schwer; sie stand gebeugt, als würde ihre kräftige Gestalt durch die Last derselben niedergedrückt. — Plötzlich fuhr sie aus ihrem Sinnen, es pochte an die Thür — die großen schwarzen Augen flammten auf mit einem Ausdruck unendlicher Bangigkeit.

„Die Elfen harren ihrer Königin," hörte sie hinter der verschlossenen Thüre eine ihr wohlbekannte Stimme — es war die Hedwig Söburg's. — „Der Herr Direktor wünscht zu beginnen!"

„Ich komme gleich!" antwortete Anna rasch. Jetzt trat sie vor den Spiegel — sie erschrak vor der Blässe ihres Antlitzes. — „Wenn ich erst singe, wird es besser werden," tröstete sie sich dann mit wehmüthigem Lächeln. „Es ist ja alle Tage gegangen, auch dies muß überwunden werden. — Er darf nicht sehen, daß und wie ich leide. Vorwärts denn!"

Sie preßte die Hände wie ermuthigend auf das stürmisch pochende Herz — dann ging sie mit entschlossenen Schritten auf die Thür zu und öffnete dieselbe. Eine Schaar weißgekleideter, wie sie, mit Blumen geschmückter Mädchen umringte sie jubelnd.

Eine der ersten, Hedwig Söburg, trat ihr entgegen; obgleich die Dame älter als die Andern war, ließ ihre schwächliche Gestalt sie doch noch jugendlich genug erscheinen, um unter ihren Gefährtinnen nicht gerade unangenehm abzustechen.

Herr Beermann hatte Hedwig Söburg's sicheren Alt im Chor nicht missen wollen, und da sie nichts dagegen eingewendet, sich für einen Abend in eine jugendliche Elfe zu verwandeln, so hatte auch er sich über alle sonstigen Bedenken fortgesetzt, die eine Elfe von dreißig Jahren in ihm erregen mußte.

Der Direktor stand bereits an seinem Dirigentenpult, eine aus seinen Konservatoriumsschülern zusammengesetzte Kapelle bildete das Orchester.

Der Vorhang öffnete sich, die Vorstellung begann. In der Mitte des Saales auf zwei alleinstehenden, mit Blumenguirlanden geschmückten Sesseln saß das Brautpaar. Editha hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu; die ihr zu Ehren veranstaltete Feier schien ihr ein großes Vergnügen zu bereiten. Edwin dagegen sah sehr ernst, ja fast düster aus. Auf seiner hohen Stirn lag eine Wolke, und seine Augen flammten in verhaltenem Unmuth.

Am Schluß des Festspiels brachten die Elfen dem Brautpaar ihre Blumenspenden dar, während die Königin auf das lockige Haupt der Braut einen Kranz frischer Rosen drückte.

Frau Anna beugte sich über Editha. Ein paar heiße Tropfen fielen auf die reine Stirn des jungen Mädchens. Rasch sprang Editha auf und drückte die von ihr so verehrte Lehrerin und Freundin innig bewegt an das Herz.

Edwin hatte während dieser ganzen Szene regungslos neben seiner Braut gesessen. Finsterer und finsterer zogen sich die schwarzen Brauen zusammen, die Lippen zuckten, aber kein Wort kam über dieselben.

Da umringten ihn jubelnd die Elfen, Hedwig Söburg an ihrer Spitze. Sie schlangen Blumenketten um ihn. Vergeblich wehrte er sich gegen die zarten Fesseln, seine musikalische Freundin hielt ihn diesmal sicher fest — es war kein Entrinnen mehr.

„Gefangen, gefangen!“ scholl es aus der lachenden Mädchenschaar, Edwin ergab sich in das Unvermeidliche. „Erlösung!“ bat er.

„Erst versprechen,“ rief ein übermüthiges, schwarzäugiges Kind, „niemals wieder neben der freundlichen Braut ein so finsteres Gesicht zu machen wie jetzt!“

Edwin mußte wohl oder übel auf den Scherz eingehen.

„Ich werde mich auslösen,“ entgegnete er, „möge man mir eine gnädige Strafe auferlegen. Was soll ich thun?“

„Unserer Königin zum Danke die Hand küssen,“ war die rasche Antwort.

Edwin erhob sich und trat auf Anna zu —

Ein leichtes Roth flog über der Sängerin bleiche Wangen — bebend reichte sie ihm ihre Hand hin, einen Augenblick schauten sich Beide Auge in Auge, dann drückte er einen raschen Kuß auf die ihm dargereichte Hand und ließ sie langsam wieder niedergleiten.

„Jetzt aber, lieber Edwin,“ rief Editha und schlang ihren Arm in den ihres Bräutigams, „laß uns zu dem Komponisten gehen und ihm danken für die reizende Ueberraschung.“

Eilig zog sie ihn fort; zwischen ihn und Anna drängte sich ein Kreis eleganter Herren und Damen — überall tönten der Elfenkönigin Ausrufe der Anerkennung entgegen. Mit gewohnter Anmuth empfing Frau Beermann das Lob — sie hatte sich in die Rolle einer gefeierten Sängerin schon so hineingelebt, daß sie bereits mechanisch zu erwidern, zu lächeln, sich zu verbeugen verstand, wenn auch Herz und Gedanken ganz wo anders weilten. — Wer sie jetzt die Reihen entlang schreiten sah, mit Diesem und Jenem einige verbindliche Worte wechselnd, liebenswürdig, freundlich wie immer, der hätte unmöglich ahnen können, welch' ein Sturm in diesem Augenblick in ihrem Herzen tobte. Anna litt doppelte Qualen; die Qualen einer heißen, sie verzehrenden Leidenschaft und die Qualen der Reue. Der Aufschwung ihrer Seele an jenem verhängnißvollen Abend, als sie um Edwin's Freundschaft gebeten, nachdem das Geständniß der Liebe bereits über Beider Lippen gekommen, war dem niederdrückenden Bewußtsein gewichen, daß sie, die sich so stark geglaubt, eine Thorheit begangen, eine Thorheit, die nimmer gut zu machen war. Unausgesprochen wäre die unselige Leidenschaft zu bekämpfen, zu besiegen gewesen, sie hätte sich vielleicht, wie Anna es so heiß gewünscht, in ruhige Freundschaft verwandeln können. Jetzt war die einzige schwankende Brücke, das letzte Bindemittel zwischen ihr und Edwin abgebrochen; ein tosender, wild daher brausender Strom trennte sie. Verzweifelnd standen sie am Ufer. Edwin's Verzweiflungsschrei, den er ihr in und mit

seinem Buche ausgesprochen, drang immer gewaltsamer, immer unabweislicher in ihr Ohr: „Verloren, — verloren!“ Ein Leben ohne einander — was würde es sein? — ein jammervolles Hinschleppen der Tage. Ein Leben mit einander! — O Gott, sie wagte es nicht zu denken, die Schuld war der brausende Strom, in den sie sich stürzen, in dem sie in der Verzweiflung untergehen mußten.

Das Souper war lange vorüber, heitere Tanzmusik scholl aus dem Saale, in dem sich die anmuthigen Gestalten der Elfen jetzt am Arme eleganter Kavaliere in rhythmischer Bewegung wiegten. Elisabeth hatte ihrer Trauer wegen jede Aufforderung zum Tanze abgelehnt. Müde von der Arbeit des Tages, zog sie sich in ein einsames Kabinet zurück, ein lauschiges, blumengeschmücktes Eckzimmer, das an einer Seite in den Saal mündend, mit der andern an das Rauch- und Spielzimmer der Herren stieß. Die Portièren, die zu diesem letzteren Zimmer führten, waren geschlossen, dennoch drangen zu Elisabeth die Stimmen der beim Wein sitzenden Herren, die es vorzogen, statt am Tanze theilzunehmen, mit einem reelleren Genusse die Festfreuden zu beschließen.

Elisabeth hörte das rauhe, unangenehme Organ des Direktors oft die Stimmen der Anderen übertönen, und jedes Mal folgte seinen Worten ein schallendes Gelächter. Der Direktor war bei solchen Gelegenheiten stets der allgemein beliebte Schnurrenerzähler, der selbst für die blasirtesten Gaumen die Genüsse, die er präsentirte, noch schmackhaft zu machen verstand. Für die Ohren eines jungen Mädchens waren diese Erzählungen allerdings nicht berechnet. Elisabeth wurde indessen nicht durch sie berührt; zu sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, achtete sie der nebenan geführten Reden nicht. In der Fensternische, halb von den Vorhängen, halb von den Blumen versteckt, ruhte sie auf dem niedrigen Sessel, den Kopf in ernstem Sinnen in die Hand gestützt.

Das Nahen hastiger Schritte ließ sie aufblicken. Mit einem Ausruf des Schreckens sprang sie auf — vor ihr — mit gerötheten, von Leidenschaft entstellten Zügen stand Edwin.

„Welch’ ein glücklicher Zufall, daß ich Sie hier allein treffe!“ sagte er rasch, ohne Elisabeth’s Erschrecken zu bemerken, „aber ich muß, muß Sie um eine kurze Unterredung unter vier Augen bitten.“

„Herr Doktor!“ stammelte Elisabeth abwehrend.

Ohne darauf zu achten, nahm er einen Stuhl und setzte sich zu ihr:

„Sie sind eine Freundin Frau Beermann’s,“ fuhr er in leisem Tone fort. „Sie lieben sie, ich habe es in Ihren Augen gelesen; deßhalb habe ich das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie das, was ich Ihnen sagen will, nicht mißbrauchen, daß Sie meine Bitte erfüllen werden.“

„Herr Doktor v. Berg,“ wehrte Elisabeth noch einmal ernst ab, „ich bitte Sie dringend, mir dieses Vertrauen nicht zu schenken — ich kann, ich darf es nicht annehmen —“

„Sie können, ja Sie müssen es annehmen, wenn ich Ihnen sage, daß Sie — Sie allein vielleicht im Stande sind, zwei Menschen vom Untergange zu retten. Hören Sie mich an und dann entscheiden Sie selbst. Ich liebe Anna —“

Elisabeth bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, die Röthe der Scham trat in ihre Wangen. Mußte sie dieses unselige Bekenntniß anhören?

„Ich flehe Sie an," rief sie, und suchte sich von Neuem zu erheben, „verschonen Sie mich mit Weiterem!"

Er drückte sie fast gewaltsam auf den Stuhl wieder zurück.

„Sie," rief er, „sind die Einzige unter Allen, die Anna nahe stehen, der ich genug Reinheit der Empfindung, genug Liebe für Anna zutraue, um, wenn es sich um ihr Wohl handelt, über kleinliche Vorurtheile fortzusehen. Sie brauchen nicht vor dem, was ich Ihnen sagen will, zu erröthen, Anna ist rein und edel, sie verdient Ihre ganze Hingabe, Ihr ganzes Mitleid."

„Ich weiß es!" flüsterte Elisabeth.

„Nun denn — Sie wissen es!" fuhr er fort, und ein seltsames Lächeln flog über seine Lippen. „Sie dürfen ja auch nur einen Moment dorthin hören," er zeigte nach dem Zimmer hin, aus dem abermals ein lautes Gelächter und schallendes Bravo ertönte, „um zu wissen, welch' ein Mann das ist, der dieses herrliche Weib sein nennt. Können Sie es unter solchen Umständen verdammen, wenn ich Anna zu retten versuche, Anna, von der ich weiß, daß Sie mich liebt und trotzdem aus übertriebenem Pflichtgefühl auf alle meine Bitten nur ein grausames „Nein" hat?"

„Und Sie?" unterbrach ihn Elisabeth, „Sie sprechen nur von Frau Beermann und ihrer unglücklichen Ehe. Doch auch Sie sind Verpflichtungen eingegangen, die Sie nicht lösen können, nicht lösen dürfen. Durch heilige Bande sind Sie an ein Mädchen geknüpft, das Sie mit vollem Vertrauen und innigster Hingebung liebt. Würden Sie es über das Herz bringen können, dieses Vertrauen zu täuschen, Ihrer Braut das gegebene Wort zu brechen?"

Er sah finster zu Boden.

„Ich habe das Alles erwogen, tausendmal erwogen," entgegnete er, „dennoch ist das Resultat dieser Erwägungen immer das Gleiche geblieben. Es ist besser, wenn ich Editha jetzt den Schmerz bereite, sie über meine Gefühle aufzuklären, als wenn ich ihre Zukunft für immer an die meine fessele unter Voraussetzungen, die von ihrer Seite auf einer Täuschung beruhen. Glauben Sie mir, ich weiß den Werth eines Mädchens, wie Editha es ist, ganz zu schätzen, ja ich wäre vielleicht noch wie in früheren Zeiten ihr zärtlichster Bewunderer, wenn ich Anna nicht kennen, nicht lieben gelernt hätte. Deshalb, ich wiederhole Ihnen das, was ich schon einmal Anna gesagt: bin ich bereit, selbst mit dem Bewußtsein, eine Schuld auf mich zu laden, ohne Zaudern mit der Vergangenheit zu brechen, sobald Anna ein Gleiches mir zu thun verspricht."

„Und was — was hat Ihnen Frau Beermann damals, als Sie ihr dieselbe Frage vorlegten, geantwortet?" fragte Elisabeth.

„Was?" — ein dunkles Feuer leuchtete in seinen Augen auf. — „Ich will es Ihnen völlig der Wahrheit gemäß berichten. — Sie sprach ein entschiedenes „Nein" aus gegen jeden gewaltsamen Bruch, sowohl von ihrer, als von meiner Seite, sie forderte, daß ich Editha meine Treue bewahren, ihr aber der Freund bleiben solle, der ich ihr bis dahin gewesen."

„O, die Unselige!" bebte es von Elisabeth's Lippen.

„Ja, die Unselige!" wiederholte er, „Freundschaft wollte sie noch da festhalten, wo die Flammen der Leidenschaft schon verzehrend zusammengeschlagen. Einen Augenblick theilte ich selbst ihren Wahn — wer hätte sich von der überzeugenden Gewalt, mit der sie sprach, mit der sie das Unmög-

liche als möglich darstellte, nicht täuschen lassen? Es war ein Irrthum, den wir Beide grausam gebüßt. Wir sahen uns, sahen uns fast täglich — sie wünschte es — sie glaubte, Editha so zu lieben, daß sie in der Freundschaft für uns Beide sich neidlos unseres Glückes freuen könne. Aber wenn sie auch die Welt zu täuschen vermochte, wenn auch das kindliche Herz Editha's von jedem Argwohn frei blieb, wenn sie auch mir gegenüber mit unglaublicher Standhaftigkeit die Maske vorzubehalten sich bestrebte — ich habe dennoch durch diese Maske hindurch geschaut, ich weiß, daß Anna leidet, leidet wie ich leide!"

Elisabeth neigte das Haupt, sie wußte, er hatte nur zu sehr Recht.

„Und nun heute diese Farce!" — fuhr er leidenschaftlich fort, „die sie gezwungen war uns vorzuspielen! Vom Glück sang sie uns, und wußte, wie Jammer mir die Seele zerriß! Es war entsetzlich! Nicht viel hätte gefehlt und ich wäre dem alten Musiknarren in's Orchester gefahren, hätte ihm den Taktstock entrissen und die ganze lustige Komödie auseinandergejagt. Auf meinen Armen hätte ich das bleiche gequälte Weib hinaustragen mögen, fort von der Stätte ihrer Marter, aus der Nähe dieses verhaßten Mannes, weit, weit fort, wo kein Auge uns sehen, kein Arm uns erreichen kann. Ich hoffte auch, Anna hege dieselben Gefühle; sah ich doch das Weh ihres Herzens sich in jeder Bewegung wiederspiegeln, hörte ich es doch aus jedem Tone ihres Gesanges. Aber vergeblich habe ich bis jetzt auf das befreiende Wort ihres Mundes geharrt; sie flieht mich! Trotz meines Bemühens gelang es mir nicht, auch nur auf einen Moment sie allein zu sprechen. Sobald ich sie festhalten wollte, entwich sie, und glückte es mir, doch ein Wort an sie zu richten, dann schaute sie mich mit so traurig bittenden Blicken an, als wollte sie sagen: „Schone mein!" daß ich gebannt, wortlos stehen blieb, während sie hastig weiter eilte. Aber das kann, das darf nicht so fortgehen. Auch Sie, Fräulein von Gleissenberg, werden einsehen, daß eine Aenderung des bisherigen Verhältnisses eintreten muß, sollen wir nicht Beide körperlich und geistig zu Grunde gehen. Deshalb suchte ich Sie auf, deshalb bitte ich Sie, Anna Alles zu wiederholen, was ich Ihnen eben mitgetheilt. Sagen Sie ihr, daß ich zu Allem bereit bin."

Verwirrt, beängstigt blickte Elisabeth nieder. Gewaltsam war sie jetzt in das Labyrinth hineingedrängt, vor dem sie sich so lange schon in banger Ahnung gescheut; wie sie gefürchtet, geschah ihr jetzt, sie konnte den Faden nicht finden, der sie aus den Irrgängen der Gedanken herausführte, in die Edwin sie hineingelockt.

„Eine der Unseren hat also den Bräutigam gefangen gehalten?" rief in diesem Augenblicke eine scharfe, Elisabeth nur zu wohlbekannte Stimme.

Es war Hedwig Söburg; sie zog Editha mit sich, einige Herren und Damen streckten neugierig die Köpfe in das Zimmer.

Editha sah etwas bleich aus, aber als sie Elisabeth erkannte, lächelte sie beruhigt.

„Verzeihung, daß ich störe," sagte sie mit ihrer süßen Stimme. „Aber es war nicht mein Wille, Fräulein Söburg zog mich hinein!"

Hedwig Söburg blieb starr vor Erstaunen einen Augenblick stehen, als sie ihre Cousine Elisabeth erkannte. Sie hatte Jemand anders in Edwin's Gesellschaft vermuthet, und nur deshalb hatte sie so eifrig Editha bei ihrem Suchen beigestanden, in der ihr selbst vielleicht unbewußten, sie doch aber

treibenden Begierde, den ungetreuen Freund, der sie seit einiger Zeit bedeutend vernachlässigte, in einige Verlegenheit zu bringen. Sie hatte nicht mehr als einen harmlosen Scherz darin gesehen, der durch Editha's nur zu offen gezeigte eifersüchtige Anwandlung sehr belustigend zu werden versprach. Daß aber Elisabeth die Bevorzugte Edwin's war, das drückte Hedwigs ganze Heiterkeit mit einem Male darnieder. Den Sieg, den Elisabeth über sie in der Gunst Edwin's davongetragen, gönnte sie der hochmüthigen Cousine nicht.

„Ah, Elisabeth!“ rief die Dame deshalb in einem Tone, der scherzhaft sein sollte, aus dem man aber die Gereiztheit deutlich genug heraushörte. „Du also bist der Wolf in Schafskleidern, der Fräulein Felton so große Sorgen bereitet!“

Elisabeth war aufgesprungen, ein dunkles Roth brannte auf ihren Wangen. Aber kein Wort der Vertheidigung kam über ihre festgeschlossenen Lippen, was konnte, was sollte sie sagen?

Auch die Portieren des andern Zimmers wurden jetzt zurückgeschlagen. Durch die lauten Stimmen im Nebenzimmer herbeigelockt, blickten die Zecher neugierig auf die vor ihren Augen und Ohren sich abwickelnde pikante Szene. In erster Reihe unter den Zuschauern befand sich der Herr des Hauses.

Elisabeth schaute in das vom Genusse des Weines noch höher als sonst geröthete Antlitz des Direktors. Die kleinen Augen desselben flimmerten vor innerer Lust, um den breiten Mund spielte ein Lächeln der Befriedigung. Elisabeth wurde immer verwirrter.

Nicht mehr wissend, was sie that, ergriff sie Editha's Hände, und innerlich ganz noch mit dem vorher Gehörten beschäftigt, rief sie mit vor Aufregung bebender Stimme:

„Verzeihung!“

Dann, ohne sich weiter umzusehen, eilte sie flüchtigen Schrittes hinaus. Edwin, der wortlos dem ganzen Vorgang zugeschaut, war bei diesen an seine Braut gerichteten Worten zusammengezuckt; drohte es nicht ihn vor der Zeit zu verrathen?

Die Augen der Anwesenden, die erst staunend Elisabeth gefolgt, richteten sich jetzt noch mit größerem Staunen auf Edwin. Niemand wußte mehr recht, was er von dem Vorfall denken sollte. Editha schaute in augenscheinlicher Erregung zu Boden, war es ein Wunder, daß sie an Elisabeth, die sie kaum kannte, zu zweifeln begann?

Edwin fühlte, daß dieser Szene ein rasches Ende gemacht werden müsse. Er gab seiner Braut den Arm und führte sie nach dem Saal zurück.

---

13. Kapitel.

Edwin befand sich die Tage darauf in der qualvollsten Aufregung. Er hatte weder Augen für die bleichen Wangen, noch für das stille, ungewöhnlich zurückhaltende Wesen seiner Braut; nur Eines beschäftigte ihn, der Gedanke, was wird Anna mir antworten? Aber die ersehnte Antwort kam nicht. Edwin selbst wagte nicht, sich schriftlich an Frau Beermann zu

wenden. Er kannte den Direktor zu genau, um nicht mit ziemlicher Bestimmtheit voraussehen zu können, daß er die Briefe an seine Gemahlin erst untersuche, vielleicht gar öffne. — Schon erwog er, ob er sich nicht an Elisabeth schriftlich wenden solle, — aber eine gewisse achtungsvolle Scheu hielt ihn zurück, das junge, seinetwegen so schon schuldlos verdächtigte Mädchen noch in weitere Ungelegenheiten zu bringen. — So entschloß er sich denn zu warten, bis er Frau Beermann, wenn auch nur in Gesellschaft, wiedersehen würde. Diese Aussicht stand ihm schon an einem der nächsten Abende bevor. Er wußte, daß Frau Beermann eine Soiree, zu der auch er und Editha geladen waren, besuchen würde. Ein Briefchen seiner Braut hatte ihn zwar benachrichtigt, daß sie unwohl sei und ihn nicht begleiten könne, das hielt ihn indessen nicht ab, selbst hinzugehen. Im Gegentheil, Editha's Absage kam ihm sehr gelegen — so hoffte er, würde er um so eher Gelegenheit finden, Anna zu sprechen, sie allein zu sprechen, und sie dann, wenn nicht anders, zu einer bestimmten Antwort zu zwingen. Aber seine Erwartung wurde getäuscht — er fand das Beermann'sche Ehepaar nicht in der Gesellschaft — auf seine Frage an die Hausfrau hörte er, der Direktor selbst sei dagewesen, um sich und seine Gemahlin zu entschuldigen, da eine eilige Geschäftsreise ihn abriefe.

Edwin athmete auf — der Direktor war verreist; Anna blieb allein — begünstigte das nicht die Ausführung seiner Pläne? kam er dadurch seinen glühenden Wünschen nicht immer näher? — In Abwesenheit des Gemahls ließen sich alle die nöthigen Schritte auf's Beste anordnen. — Eine heimliche Flucht, so dachte er, würde die geeignetste Maßregel sein, Anna von dem Gatten erst in Person, dann durch das Gesetz trennen zu lassen. Sobald es ihm der Anstand gestattete, verließ er die Gesellschaft wieder. — Jedermann fand seinen frühen Aufbruch natürlich, da seine Braut nicht mit ihm erschienen war. Den Kopf voll wirrer Pläne und Gedanken betrat er sein Schlafzimmer. Die silberne Nachtlampe brannte auf dem Nachttisch, ein Briefchen lag daneben. Edwin nahm es auf, er sah die Adresse, ein Zittern der Erwartung durchflog seinen Körper — er erkannte Anna's Handschrift. Rasch riß er das Couvert ab und durchflog das Schreiben.

Immer bleicher wurden seine Züge, immer heftiger zitterte die Hand, in der er das Papier hielt; endlich entsank es seinen Fingern, das Gesicht mit den Händen bedeckend, stöhnte er in bitterer Verzweiflung auf:

„Vorbei, vorbei — für immer!"

Anna's Brief lautete:

„Sie wünschen eine Entscheidung von mir, Edwin — so sei es. Auch ich kann diesen Zustand nicht länger ertragen. Ja Sie haben recht gesehen, ich habe gelitten, furchtbar gelitten, vielleicht mehr gelitten als Sie. Denn ich, erfahrener als Sie, hätte wissen müssen, daß, sobald das Wort der Liebe zwischen uns ausgesprochen, nur Eines uns vor der Schuld noch zu bewahren vermochte: die Trennung. Ich hatte nicht den Muth, diese Trennung zu fordern, ich glaubte sie nicht ertragen zu können. Ich schmeichelte mir mit trügerischen Hoffnungen; ich wollte mir den letzten Sonnenstrahl bewahren, der mein Leben erhellte, ich glaubte mich sicher, sobald ich Ihre Braut an Ihrer Seite sah. Ach ich ahnte nicht, daß das einmal über die Lippen gekommene Wort wie ein Feuerstrahl in die Seele dringen und unauslöschlich verzehrende Flammen darin entzünden würde. Ich glaubte, Sie ruhig

neben einer Andern sehen zu können, aber seitdem ich wußte, daß Sie mich mehr als diese Andere lieben, verzehrte mich die Eifersucht, als ich Ihre Braut die Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit von Ihnen fordern sah, die mir gehörte.

Nein, Edwin, wir können nicht Freunde sein, Liebende aber dürfen wir nicht sein, so greifen wir zu dem letzten Rettungsmittel, das uns noch bleibt: Trennen wir uns!

Wenn dieser Entschluß auch zu spät kommt, um die vergangenen Schmerzen auszulöschen, so kommt er doch, so Gott will, zeitig genug, um uns vor den größeren Schmerzen eines schuldbewußten Gewissens zu bewahren.

Morgen in aller Frühe reise ich in Gesellschaft meines Mannes und Elisabeth's ab. Das edle Mädchen ist mir Trost und Stütze in meinem schweren Kampfe. Leben Sie wohl, und lassen Sie mich hoffen, daß, wenn wir uns wiedersehen, Sie an Editha's Seite die Ruhe und Befriedigung gefunden haben werden, die Ihnen jetzt fehlt. Machen Sie Editha glücklich!

Anna."

Am Vormittage des folgenden Tages trat Edwin mit bleichen, übernachten Zügen in Editha's Zimmer. Das junge Mädchen sprang auf und eilte ihm mit dem sorgenden Ausrufe entgegen: „Mein Gott, Edwin, Du bist krank!"

Er lächelte matt:

„Nein, mir fehlt nichts, aber Du, Editha, schriebst Du mir nicht, daß Du unwohl seist?"

„O, mir ist heute schon wieder ganz wohl!" rief Editha, und in der That, ihre Wangen blühten wieder in der alten Frische. Auch sie hatte heute Morgen einige Abschiedszeilen von Anna Beermann erhalten. Die Mittheilung, daß Elisabeth Frau Beermann begleiten werde, hatte das aufgeregte Gemüth des jungen Mädchens vollständig beruhigt. Die junge Seele hatte sich nur mit Widerstreben dem Mißtrauen gegen den heißgeliebten Mann geöffnet, wie sollte sie jetzt noch trüben Gedanken nachhängen, da der Gegenstand der Eifersucht entfernt war, für lange Zeit entfernt bleiben würde?

Zärtlich wie sonst zog sie Edwin mit sich auf das Sopha und schmiegte ihr Köpfchen an seine Brust.

„Beermann's sind heute abgereist," sagte sie dann nach einigem Zögern, und richtete sich wieder auf. „Du weißt es wohl schon?"

Er nickte bejahend.

„Fräulein von Gleissenberg begleitet Frau Beermann," fuhr sie erröthend fort.

„Auch das weiß ich."

„Und was sagst Du dazu?"

„Was ich dazu sage? Ich freue mich, daß Frau Beermann nicht allein sein wird."

Er hatte das so ruhig, so unbefangen gesagt, daß Editha's liebliches Gesichtchen immer heiterer und glücklicher strahlte.

„O, ich wußte es gleich," rief sie erregt, „daß es nicht wahr sei, was die Leute sagen."

„Und was sagen die Leute?" fragte Edwin, während seine Augen sich tief und forschend in die Editha's senkten.

„Sie sagen, daß Du Dich für Fräulein von Gleissenberg interessirst,“ entgegnete sie rasch.

„Für Fräulein von Gleissenberg?“ wiederholte Edwin — wieder trat das matte Lächeln auf seine Lippen — „welche Thorheit!“

„Es war aber auch zu seltsam,“ fuhr Editha lebhaft fort, „daß Du mit ihr so lange allein in dem Kabinet gewesen und dann — dann,“ sie zögerte.

Er sah sie fragend an.

„Dann bat sie mich um Verzeihung; hätte sie das gethan, wenn sie sich nicht im Unrecht gegen mich gefühlt?“

„Welche kindische Kombination,“ fuhr er auf, und seine Stirne zog sich in düstere Falten. „Nur zu bereit seid Ihr Frauen alle, selbst den Reinsten und Unschuldigsten Eures Geschlechts unlautere Motive unterzulegen, wenn sie vielleicht einmal gegen die Konvenienz gefehlt.“ Er war aufgesprungen und ging heftig im Zimmer auf und ab.

„Ich kann Dir das, was ich mit Fräulein von Gleissenberg gesprochen, nicht mittheilen,“ fuhr er fort, „aber ich versichere Dich, daß der Inhalt unseres Gespräches der jungen Dame persönlich ganz fern lag.“

Editha blickte Edwin lange sinnend an:

„Und doch dieses Wort Verzeihung?“ warf sie, ihrem Gedankengange Ausdruck gebend, von Neuem ein, „wie willst Du das erklären?“

Zornig fuhr Edwin auf:

„Bist Du noch nicht mit der Erklärung zufrieden, die ich Dir gegeben?“ rief er. „Ich fordere Vertrauen, ein unbedingtes Vertrauen von dem Weibe, das mir angehören soll.“

In Editha's Augen waren Thränen getreten. Sie flog auf Edwin zu und umschlang seinen Hals.

„Vergib mir!“ rief sie, „vergib mir, wenn ich Dich gekränkt habe. Fehlte ich, so fehlte ich doch nur aus Liebe zu Dir, weil der Gedanke mich tödten würde, daß Du eine Andere lieben könntest, mehr lieben als mich.“

Edwin blickte voll Staunen auf das in höchster Erregung zu ihm aufblickende Mädchen. So leidenschaftlich erregt hatte er Editha noch nicht gesehen. Ein peinliches, beängstigendes Gefühl preßte sein Herz zusammen, war es das Bewußtsein der Schuld, die er gegen dieses liebende Herz bereits begangen, oder die Vorahnung eines noch schwereren Leides, das er über dasselbe bringen werde? Lange hielt er die jungfräuliche Gestalt in seinen Armen, dann neigte er seine Lippen auf ihre Stirn und berührte sie leicht.

„Mein armes Kind!“ sagte er dann leise, „sei ruhig. Ich will Dich ja lieben, soviel, als ich vermag.“

Mit verklärtem Lächeln schaute sie zu ihm auf: „Ich danke Dir, mein Edwin, ich danke Dir!“

---

14. Kapitel.

Elisabeth an Frau Blume.

Dresden, den 6. April.

Sie wünschten, meine theure mütterliche Freundin, von mir und meinen Erlebnissen während der Reise zu hören, wie gerne komme ich diesem Wunsche nach!

Die Ueberschrift dieses Briefes sagt Ihnen, daß wir in Dresden sind. Herr Beermann geleitete uns hierher, er miethete uns in einem Hotel der Neustadt einige Zimmer. Dann reiste er weiter, um seine Geschäfte abzumachen, und seine Gemahlin dann zu der vorbereiteten Konzerttour abzuholen. Vierzehn Tage können wir noch in stiller Zurückgezogenheit die Schönheiten Dresdens genießen. — Bis jetzt habe ich noch nichts gesehen, nur von den Fenstern des Hinterzimmers aus überblickte ich die Elbe und die schöne breite Brücke — dahinter die katholische Kirche mit ihrem geschnörkelten Thurm, und das alte schmucklose Schloß. Gegenüber liegt die berühmte Brühl'sche Terrasse, aber die Bäume auf derselben sind noch kahl, kaum sprossen die ersten Knospen auf denselben, und dazu gießt der Regen in Strömen hernieder und hüllt die Ferne in grauen Nebel. — Es ist Sonntag — drüben von der katholischen Kirche klingen die Glocken feierlich herüber, um mich ist es still. Frau Anna ruht in ihrem Zimmer, sie ist noch immer sehr angegriffen, aber trotz ihres Leidens mild und gütig wie immer. Rosette sitzt im Nebenzimmer und näht etwas an der Toilette ihrer Herrin. Die Jungfer gefällt mir nicht, doch weiß ich kaum weshalb? Sie ist stets freundlich und aufmerksam auch gegen mich; aber ich habe das Gefühl, als wenn sie es nicht ehrlich mit Frau Beermann meinte. Doch lassen wir das auf sich beruhen. — Vierzehn Tage sind es her, meine liebe Frau Blume, seit ich Abends bei Ihnen in Ihrem Stübchen saß, und wir uns an der Dichtung Ihres Sohnes erfreuten. — Was hat sich in der kurzen Zeit Alles verändert. Die Reise wurde so plötzlich beschlossen, daß ich kaum Zeit fand, Ihnen ein flüchtiges Lebewohl zu sagen, weder von Ihrem Sohne noch von dem guten Doktor Paul konnte ich persönlich Abschied nehmen; Sie haben es übernommen, meine Grüße an die werthen Freunde zu bestellen. Jetzt bin ich schon viele, viele Meilen fort von Ihnen. Sie sind während dessen wohl schon in ihr neues Daheim eingezogen und genießen der Freude, mit Ihrem Sohne zusammen zu wohnen. Sie wollten ein kleines Fest zur Einweihung dieser glücklichen Veränderung geben, es sollte, irre ich nicht, diesen Sonntag stattfinden — wie freute ich mich darauf! Jetzt kann ich nicht mehr dabei sein, nur in Gedanken werde ich unter Ihnen weilen und an Ihrer Freude theilnehmen. Damals, als Sie die Rückkehr Ihres Sohnes festlich begingen, konnte ich Ihnen hilfreiche Hand leisten, wie gern thäte ich das auch jetzt! Werden Sie denn in der Freude Ihres Zusammenseins auch an mich denken? Doch was frage ich. Unser kleiner Kreis war so eng verbunden, daß ein fehlendes Glied desselben wohl eine Lücke machen muß! Und gewiß, Sie alle behalten mich ein wenig lieb, und wenn ich heimkehre, nehmen Sie mich in Ihre Mitte wieder auf und lassen mich Ihres traulichen Verkehrs wie sonst erfreuen. Wann wird diese Zeit aber kommen? Lange, lange werde ich fern bleiben, lange Ihr liebes, treues Antlitz nicht schauen, meine gütige Freundin, dafür aber werde ich ein Stückchen Erde mehr kennen lernen, und wie ich hoffen will, mit Nutzen. An Wissen und Erkenntniß bereichert sollen Sie mich in Ihre Arme schließen, wenn ich wieder nach der Residenz komme. Der Arzt, den Frau Beermann gleich nach ihrer Ankunft hier konsultiren mußte, da ein beängstigender Nervenanfall sie überfiel, rieth dringend, sobald die Konzerttour beendet sei, nach der See zu gehen. Ich konnte einen Ausruf freudiger Ueberraschung nicht unterdrücken, als ich das hörte — ach! es war ja so lange schon, seit meiner

Kindheit der brennendste Wunsch meiner Seele, das Meer kennen zu lernen, jetzt wird dieser Wunsch mir erfüllt werden, ehe ich es geahnt. Frau Beermann sah mich bei dem lautem Ausbruch meiner Freude mit einem so lieben, gütigen Lächeln an. „Freut Sie das so, liebe Elisabeth?“ fragte sie mich freundlich, „nun dann ist ja mein Leiden doch zu etwas gut!“

O, meine liebe alte Freundin, ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, wie ich Frau Beermann von Tag zu Tag lieber gewinne! Welch eine Frau! Wie groß und schön ist all ihr Empfinden und Denken, wie edel und selbstlos ihr Handeln. Könnte ich Ihnen Alles erzählen, Alles, was ich in einer verhängnißvollen Stunde aus ihrem Munde gehört und erfahren, Sie würden sie lieben und verehren wie ich, und wie ich auch im tiefsten Grunde des Herzens bemitleiden. Und dabei wird Frau Beermann oft von der Welt verkannt und angegriffen; der Neid sucht sie herabzuziehen, weil man den Reichthum ihrer Seele nicht versteht, weil sie nur selten Jemandem einen Einblick in ihr Inneres gestattet. Für die Welt ist sie die gefeierte, liebenswürdige Sängerin, man bewundert sie um ihrer Talente willen, und sollte sie doch mehr noch um der Eigenschaften ihres Geistes und Gemüthes willen bewundern. Und nun, meine würdige Freundin, denken Sie sich neben dieser Frau mit der warmen, für alles Schöne und Edle begeisterten Seele einen Mann, der das volle Gegentheil von ihr ist, roh in seinen Gedanken und Empfindungen, rücksichtslos, unzart und niederen Charakters, der alles Bessere im Menschen bespöttelt, und die Ideale belacht und in den Staub zieht. Oft, wenn ich jetzt in Frau Beermann's schöne, bleiche Züge schaue, erhebt sich wieder vor mir das Bild meiner dahingeschiedenen Mutter. So traurig, so unendlich traurig sah auch sie oft aus. Und ist Beider Geschick sich nicht in Vielem so gleich? Nur zu wahr ist es, was Ihr Sohn einst zu mir sagte. Das Schicksal der Frau liegt in den Händen des Mannes, den sie sich erwählt, und ein Unglück für sie, wenn diese Hände unwürdige sind! Jetzt, wo ich schon zum zweiten Male in den Jammer einer unglücklichen Ehe hineinschauen muß, drängt sich mir so oft der Gedanke auf, wie doch wir Mädchen zumeist viel zu leicht über den wichtigen Schrit einer Eheschließung denken. Man glaubt, wenn man seinem Herzen folgt, eine genügende Sicherheit für die Zukunft zu haben, und doch — wie oft mag auch das Herz sich täuschen? — Jedenfalls ist ein einsames Leben, so viel der Entbehrungen der besten Freuden es auch auferlegt, immer noch beneidenswerth gegen das Loos eines unglücklich Verheiratheten. Das wiederhole ich mir so oft und lerne dadurch mit Ruhe in die Zukunft sehen. Da tauchen dann tausend Pläne in mir auf, wie ich mir die Zukunft gestalten will, und oft denke ich dabei der Worte Ihres Sohnes, der Freiheit und Selbständigkeit über Alles stellte. Je länger ich unter Fremden weile, desto mehr empfinde ich, wie Recht er hat. Gibt es auch vielleicht nicht überall so zerstörte eheliche Verhältnisse wie im Beermann'schen Hause, so wird man doch überall Schwierigkeiten finden, die man überwinden muß, und oft in Lagen kommen, die ohne eigene Schuld in Zweifel, Angst und Versuchung stürzen. So reift auch immer mehr der Entschluß in mir, wenn ich Frau Anna verlasse, mir eine Existenz allein zu gründen. Allerdings muß ich dazu noch lernen, aber ich bin ja noch jung und zu irgend etwas, das mir den Broderwerb sichert, werde ich doch Talent haben! — Allerdings kann ich für's Erste nicht daran denken, dieses Haus zu verlassen. Ich weiß, daß ich jetzt Frau

Beermann nöthig bin, sie braucht eine liebende Seele, der sie sich vertrauen kann! Doch diese Nothwendigkeit wird aufhören, ihre durch Umstände, die ich Ihnen nicht mittheilen kann, augenblicklich gestörte Ruhe wird wiederkehren — ich glaube und hoffe es fest — und dann, meine liebe alte Freundin, dann bin ich frei und will frei bleiben, sofern Gott mir seinen Beistand nicht versagt.

Dresden, den 1. Mai.

Ich habe Ihren Brief erhalten, meine verehrte Freundin. Er hat mich zugleich beglückt und betrübt. Beglückt durch die Liebe und den Glauben, den Sie an mich haben, betrübt über das Benehmen meiner Verwandten. Also Hedwig, die sonst so sehr den weiten Weg nach Ihrer abgelegenen Wohnung scheute, hat Sie jetzt aufgesucht, um mich bei Ihnen zu verklagen! — Sie am besten muß wissen, wie unschuldig ich bei dieser so viel besprochenen Szene mit dem Doktor Berg war, wenigstens mußte sie es wissen, da sie mich kennt, und Niedrigkeiten mir nicht zutrauen sollte. Und was bezweckte sie dabei, gerade Ihr liebes, gutes Herz mit solch' einem Berichte zu beunruhigen? Will sie mir die letzte Stätte rauben, die mir bei Ihnen noch geblieben? oder ist's nur der Hang zum Klatschen, — ja anders vermag ich's nicht zu nennen, was sie zu Ihnen getrieben? — Tausend, tausend Dank, meine mütterliche Freundin, für Ihre tapfere Vertheidigung!

Daß Sie so fest an mich glauben, hat mich unendlich beglückt. Sie wünschen eine Aufklärung von mir, meine liebe Frau Blume! Leider darf ich Ihnen eine solche nicht geben. Was Herr Doktor Berg zu mir an jenem Abend unter vier Augen gesprochen hat, berührte nicht mich, sondern Jemand Anderen. Sie werden daher begreiflich finden, daß ich auch Ihnen gegenüber schweigen muß.

Was Sie mir über die Hochzeitsfeier im Felton'schen Hause mitgetheilt, hat mich sehr interessirt. Daß Ihr Sohn wenig Gefallen an so geräuschvollen Festen findet, begreife ich sehr wohl, da ich seine, mehr nach Innen gekehrte Natur kennen gelernt. Aber er wird doch Freude daran gehabt haben, zu sehen, wie Editha, der er so innige Theilnahme zollt, nach Ihrem Berichte so froh und selig in den Ehestand getreten ist. Gott gebe, daß ihr Glück von Dauer sei, und daß die leuchtenden Augen der jungen Frau nie durch Seelenleid getrübt werden mögen. Jetzt also befindet sich das junge Paar auf dem Wege nach der Schweiz? Wie schön muß es sein, wenn zwei junge Gatten so vereint sich des Schönen, dessen die Erde so viel bietet, freuen können. Das ungestörte stille Beisammenleben inmitten einer erhabenen Natur muß die Seelen näher zu einander führen, die gegenseitige Neigung erheben und veredeln. Dann, denke ich, müssen auch die Dissonanzen, wenn solche vorhanden, sich lösen und in der Vereinigung harmonisch ausklingen.

Sie schreiben mir nichts von dem dichterischen Schaffen Ihres Sohnes und doch ist er jetzt gewiß mit voller Kraft an die Arbeit gegangen. Denken Sie daran, liebe Frau Blume, welch eine Freude Sie mir bereiten, wenn Sie mir Alles schreiben, was innerlich und äußerlich den Freundeskreis bewegt. Vielleicht werde auch ich ein wenig verständiger und urtheilsfähiger geworden sein, wenn ich heimkehre. Ich beschäftige mich jetzt viel mit der Kunst. Frau Beerman läßt mir gern Zeit dazu. Während ich am Reißbrett sitze und zeichne, übt sie sich im andern Zimmer im Gesange. Wenn

dann die Dämmerung hereinbricht und ich den Stift fortlege, dann hört auch sie mit den Uebungen auf; leise gehe ich dann in ihr Zimmer und am Fenster verborgen, den Blick auf die farbigen Tinten des Abendhimmels gerichtet, dessen Widerschein ich in der Elbe sehe, lausche ich den wunderbar schwermüthigen Liedern, die sie singt. Zuweilen bemerkt sie mich gar nicht, ihre Stimme wird oft immer leiser und verklingt zuletzt wie ein Hauch. Still wie ich gekommen, schleiche ich wieder hinaus; ich weiß, daß sie dann weint, und sie liebt es nicht, daß ihr Leid von den Augen Anderer gesehen wird. Kehre ich darauf ins Zimmer zurück, sobald Rosette die Lampe auf den Tisch gestellt, dann lächelt sie mich so freundlich an, als wäre nichts geschehen. Ich darf nichts davon merken lassen, daß ich von ihren heimlichen Thränen etwas weiß, sie wäre sonst für den ganzen Abend verstimmt, und doch drückt es mir das Herz ab, daß sie so leidet, so wortlos und klagelos leidet. Manchmal fasse ich Muth und nehme mir vor, sie zu bitten, durch Aussprechen ihr Leid zu erleichtern, weiß ich doch nur zu gut, was sie niederdrückt. Aber stets mahnt eine innere Stimme mich davon ab. Ein solches Leid, wie das Frau Beermann's, muß im Innern allein ausgekämpft werden, da kann kein Mensch, da kann nur Gott helfen.

Schreiben Sie nur, meine liebe verehrte Freundin, an mich wieder nach Dresden. Wir kehren nach beendeter Konzerttour hierher zurück. Frau Anna hofft dann kräftig genug zu sein, um die Tour in die sächsische Schweiz unternehmen zu können, sie will mir so gern die Schönheiten derselben zeigen. Von Dresden geht es dann weiter nach dem Seestrande hin! Was werde ich nicht Alles kennen lernen. Mein Herz jubelt in dem Gedanken auf. Wenn nur meine gütige Beschützerin erst wieder heiterer blickte, ihre bleichen Wangen machen mir Sorge.

Für heute schließe ich, bald hören Sie mehr von mir.

Dresden, den 15. Juni.

Wie oft setzte ich mich hin, um an Sie zu schreiben, meine theure Freundin, aber immer entsank die Feder wieder meiner Hand. Warum sollte ich Ihr gütiges Herz durch Mittheilungen von Dingen beunruhigen, denen weder Sie noch ich abhelfen können?

Was ich sagen könnte, sagen müßte, es wäre eine schwere Anklage gegen ein Mitglied des Hauses, in dem ich eine so liebevolle Aufnahme gefunden. Und vielleicht, wenn Sie Alles wüßten, würden Sie mir sagen: Gehen Sie, verlassen Sie sogleich dieses Haus! Und das — das meine theure, verehrte Freundin, kann ich, will ich nicht, selbst wenn Sie, wenn es die Freunde von mir forderten. Nur die äußerste Nothwendigkeit könnte mich jetzt von Frau Beermann trennen. Sie, die Gute, die so viel leidet, verdient wohl ein treues Herz, das in warmer Zuneigung für sie schlägt, und außer mir hat sie keines auf Gottes Erdboden. Je tiefer ich in Frau Anna's eheliches Leben hineinblicke, desto klarer steht es vor mir, daß es Gottes Fügung war, die mich zu ihr führte. Hedwig dachte vielleicht, mich an den schwierigen Verhältnissen meiner Stellung scheitern zu sehen. Sie soll sich geirrt haben. Je mehr ich zu kämpfen habe, desto fester will ich stehen und die Mission, die mir geworden, eine tief darniedergebeugte Seele zu halten und aufzurichten, nach besten Kräften zu erfüllen suchen.

Dresden, den 18. Juni.

Ich wurde vom Schreiben abgerufen, weil ein fremder Herr mich zu sprechen wünschte. Sie wissen, meine theure Freundin, wer dieser fremde Herr war. Ich jauchzte auf vor Freude, als ich den guten lieben Doktor Paul erkannte. Welche Ueberraschung!

Sie können sich denken, meine theure Freundin, wie viel der Doktor Paul und ich einander zu erzählen hatten. Wir konnten mit unseren Mittheilungen gar kein Ende finden. Alles, Alles hat er mir getreulich berichten müssen, was Sie und Ihren Sohn betrifft. Jetzt weiß ich genau, wie Ihr neues Daheim, ja wie jedes Möbel in Ihrem hübschen Stübchen steht. Wenn ich komme, werde ich bei Ihnen Bescheid wissen, wie in der alten Wohnung im Hinterhause. Manchmal wünschte ich, Sie wären noch dort. Für mich haben die schlichten Räume des alten Hauses in jener abgelegenen Straße, nach der, wie Hedwig äußerte, fashionable Leute nicht gehen mögen, so viele angenehme Erinnerungen, wehmüthige und gückliche! Ich habe die traurigsten, aber auch die heitersten Stunden meines Lebens dort verlebt.

Doch nun hören Sie, meine theure Freundin; welche Freude für mich! Doktor Paul wird mit uns zusammen die sächsische Schweiz durchstreifen. Frau Beermann, die ihn als meinen Freund mit viel Wohlwollen und Liebenswürdigkeit empfangen, hat ihn dazu aufgefordert, und auch der Direktor scheint nicht unangenehm berührt, daß unsere Gesellschaft sich um einen so heiteren Begleiter vermehrt hat. — So geht's denn morgen ab in die Berge — o wie freue ich mich!

Ich fühle mich jetzt so sicher und frei, wie der Vogel in der Luft, nun ich den guten Doktor in meiner Nähe weiß! — Nach welchem Ort wir uns dann nach der beendigten Gebirgstour wenden, weiß ich noch nicht. Jedenfalls wird es Ihnen der Doktor mit Bestimmtheit angeben können, wenn er heimkehrt. Der Direktor muß seines Konservatoriums wegen nach der Residenz zurückkehren, wir reisen für's Erste allein nach der See — welch' herrliche Aussicht!

Leben Sie wohl und freuen Sie sich mit mir. Unsere Erlebnisse in der sächsischen Schweiz wird Ihnen der Doktor berichten.

Die Rouleaux in dem freundlichen Stübchen im zweiten Stock des hübschen Hauses, das Frau Blume jetzt bewohnte, waren tief herunter gelassen; heiß brannte die Sonne auf den Scheiben — es war in den ersten Nachmittagsstunden eines warmen Julitages. Frau Blume war an ihrem Nähtisch mit einer Handarbeit beschäftigt; ihr gegenüber auf dem Sopha, den lockigen Kopf in lebhafter Bewegung hin- und herwiegend, saß Hedwig Söburg. Seit Elisabeth mit Frau Beermann auf Reisen gegangen, besonders aber seitdem Frau Blume mit ihrem Sohne in das an dem Kirchplatz, nicht weit von der Wohnung der Söburgs gelegene Haus gezogen war, hatte die alte Frau das Glück, die Dame öfter bei sich zu sehen.

Anfangs hatte die gute Alte das Fräulein zwar mit etwas Mißtrauen empfangen, aber seit dem Tage, als Frau Blume so ernstlich jeden Angriff auf ihre liebe Elisabeth zurückgewiesen, hatte Hedwig andere Saiten aufgezogen.

Sie sprach jetzt immer mit vielem Interesse von ihrer Cousine und nahm so herzlichen Antheil an jeder Nachricht, die Frau Blume von dem fernen Liebling erhielt, daß die gute Alte bald in ihrem Herzen Hedwig Alles abbat, was sie früher gegen sie gehabt.

Hedwig wußte Frau Blume vollständig zu überzeugen, daß ihre Ansichten und Empfindungen gar nicht so sehr verschieden von denen Elisabeth's seien, wie es den Anschein habe, nur wäre sie durch mancherlei Erfahrungen, die sie gemacht, ruhiger und gereifter geworden als diese, und dadurch mit der jugendlich stürmischen Cousine oft in Konflikte gerathen, die zu ihrem Bedauern zu mancherlei Mißverständnissen und gegenseitiger Verkennung geführt hätten. Frau Blume nickte dann wohl als Antwort und versicherte Hedwig, daß, wenn Elisabeth zurückkehre, sie dafür sorgen wolle, daß das Verhältniß zwischen den Cousinen ein anderes, besseres werde.

Weniger zufriedenstellend für Hedwig als das Verhältniß zu der Mutter war das zum Sohne. Trotz des Aufgebots aller möglichen Liebenswürdigkeit, trotz der vollen Anerkennung und Bewunderung, die Hedwig den Talenten und Eigenschaften des jungen Doktors zollte, blieb er ihr gegenüber doch stets fremd und zurückhaltend. Fritz Blume war überhaupt ein so ernster Mann, so ganz in seiner innern Welt lebend, und so wenig allen denen ähnlich, die Hedwig in der Gesellschaft bisher kennen gelernt hatte, daß er ihr wie ein Räthsel erschien, dessen Lösung indessen gerade durch die Schwierigkeit an Interesse für sie gewann. — Sie ließ sich auch deshalb durch die zahllosen Mißerfolge von ihren Bemühungen um die Freundschaft Doktor Blume's nicht abschrecken, sondern ging standhaft und fest auf ihr Ziel los, den jetzt wenn auch nicht glänzend gestellten, so doch immer durch sein Gehalt als Gymnasiallehrer heirathsfähigen Mann sich zu erobern.

Dieser Entschluß war nicht ohne vorhergehenden Kampf in der Seele der noch immer jugendlichen Dame gereift. Das Fräulein Söburg, die Tochter eines Geheimen Raths, von mütterlicher Seite mit dem ersten Adel des Landes verwandt, hatte einst andere Ansprüche gemacht, andere Hoffnungen gehegt. Wie niederdrückend mußten ihre Erfahrungen gewesen sein, wenn sie jetzt so weit herabgestimmt war, daß sie sich um die Gunst eines simplen Lehrers, des Sohnes einer Handwerkersfrau zu bewerben entschloß. Allerdings als sie Frau Blume aufsuchte, hatte sie noch andere Pläne in sich getragen.

Sie wußte, Doktor Kiesling verkehrte viel bei der alten Frau Blume und war der intimste Freund des Sohnes derselben. Obwohl sie ihn zu den kleinen Gesellschaften ihrer Mutter zugezogen, schien ihr dieses doch immerhin seltene Begegnen und dazu noch in Gegenwart so vieler Anderer für ihre Zwecke nicht genügend. Jedenfalls bot sich ihr mehr Aussicht dar, dem Doktor näher zu treten im Hause der Frau Blume, als in ihrem eigenen. Zugleich glaubte sie die Zeit und die Verhältnisse günstig, um Elisabeth, die sich durch die Scene mit Edwin Berg am Festabend bei Beermann's in den Augen der Gesellschaft so stark kompromittirt hatte, auch in den Augen des Freundes von dem Nimbus zu entkleiden, der sie bisher umgeben.

Beide Pläne scheiterten indessen nur zu bald. Sowohl Hedwig's gegen Elisabeth vorgebrachte Verdächtigungen, wie ihre Bemühungen um Doktor Kiesling blieben erfolglos. Doktor Kiesling offenbarte sich Hewig gegenüber als ein so warmer Bewunderer und Freund ihrer Cousine, daß sie im Stillen sich selbst zugestand, daß hier alle weiteren Versuche vergeblich wären. Von diesem Momente an wandte sie ihre ganze Aufmerksamkeit Fritz Blume zu, von dem sie bemerkt zu haben glaubte, daß er das Interesse seiner Mutter

und seines Freundes für Elisabeth nicht theile. Die zwar immer achtungsvolle und freundliche, aber doch ruhige Weise, mit der er stets von dem Liebling seiner Mutter sprach, das zurückhaltende Wesen, mit dem er den Frauen überhaupt begegnete, — das Alles erweckte in Hedwig die Hoffnung, daß dieses Herz noch frei und deshalb zu erobern sei.

Unermüdlich war sie daher in den Aufmerksamkeiten, die sie der theuren Frau Blume, die plötzlich so hoch in ihrer Achtung gestiegen war, erzeigte. Sie glaubte durch das Herz der Mutter am leichtesten zu dem des Sohnes zu gelangen. Auch heute hatte sie mit rührender Aufmerksamkeit der alten Frau einen Strauß herrlicher Rosen gebracht, die von Frau Blume sorgsam in's Wasser gestellt, jetzt aus einer hübschen Vase inmitten des Tisches ihre süßen Düfte aushauchten.

Frau Blume war um so mehr von der anmuthigen Gabe erfreut worden, als sie den Besuch Doktor Kiesling's erwartete, der am Abend vorher, von seiner Reise zurückgekehrt, sich zum Kaffee bei seinen Freunden angemeldet hatte, um über seine Reise Bericht zu erstatten. Hedwig war, als sie dies hörte, entzückt, bei dieser Gelegenheit etwas von der lieben Reisenden, so nannte sie jetzt Elisabeth immer, zu erfahren.

„Unrecht ist es aber doch," setzte sie dann, wie in zärtlicher Verletztheit hinzu, „daß Elisabeth nicht einmal an uns schreibt. Sie sollte doch in dem Rausche des Genusses der Verwandten nicht ganz vergessen, in deren Hause sie so lange gewesen."

„Sie hat so wenig Zeit!" entschuldigte Frau Blume ihren Liebling. Die alte Frau wußte wohl, daß Elisabeth's Herz den Verwandten fremd geworden war, aber in der Hoffnung, eine Wiedervereinigung der Getrennten bewirken zu können, hütete sie sich wohl, etwas von den Gesinnungen Elisabeth's in dieser Richtung zu verrathen.

Frau Blume hatte den Kaffee servirt, das beste, nur bei festlichen Gelegenheiten gebrauchte Geschirr wurde auf den Tisch gesetzt zu Ehren des heimgekehrten Freundes. Um 3 Uhr fand sich denn auch Doktor Kiesling ein, er sah frisch und wohl aus, aber ein ernsterer Zug als sonst lag auf seinem offenen Gesichte. Hedwig Söburg begrüßte er mit auffälliger Kälte; ihre Gegenwart schien ihn nicht angenehm zu berühren, desto herzlicher war die Begrüßung der beiden Freunde. Fritz Blume, der sogleich, als er Kiesling's Stimme erkannt hatte, aus seinem Arbeitszimmer herbeigeeilt war, schien durch die Freude des Wiedersehens in eine ihm seltene heitere Stimmung versetzt. Er war selbst gegen Hedwig liebenswürdiger und entgegenkommender als sonst, und überschüttete den Doktor mit Fragen nach seinen Reiseerlebnissen. Der Doktor dagegen war einsilbig und zurückhaltend in seinen Mittheilungen, es schien, als wären die Freunde heute ausgewechselt: der muntere Kiesling war still und ernst, und von Fritz Blume's gedankenvoller Stirn strahlte die Heiterkeit; — doch nicht lange, es schien, als ob des Freundes Stimmung auch auf ihn zurückwirke. Auch er hielt in seinen Fragen bald inne, und nach kurzer Zeit erhob er sich, Kiesling auffordernd, mit ihm zusammen den gewohnten Spaziergang zu machen. — Der Doktor willigte sogleich ein und machte sich bereit zum Fortgehen. Frau Blume und Hedwig Söburg waren sehr enttäuscht. Sie hatten so viel von Elisabeth und den Erlebnissen der gemeinschaftlichen Reise zu hören erwartet, und hatten nichts erfahren, als was Hedwig bereits zur Genüge wußte, daß die sächsische

Schweiz durch ihre grotesken Felsformationen einen eigenthümlichen Eindruck auf den Beschauer mache, und daß die Sonnenauf- und Untergänge daselbst von unübertrefflicher Schönheit wären. Das war in der That wenig, sehr wenig, was Hedwig in Kompensation für den schönen Rosenstrauß heimbrachte.

Die beiden Freunde wandelten unterdessen Arm in Arm durch die schattigen Gänge des Stadtparks. Auf einer ziemlich abseits von dem Verkehr gelegenen Bank, am Rande eines waldumkränzten klaren Gewässers, ließen sie sich nieder. Es war dies das tägliche Ziel der Spaziergänge Fritz Blume's. Er liebte es, hier auf die stille Wasserfläche zu blicken und seinen Gedanken nachzuhängen. In der That war dieses Plätzchen wohl geeignet zu poetischen Träumen, besonders in der Abendstunde, wenn die Sonne sich zum Untergange neigte und hinter den hohen Bäumen des jenseitigen Ufers langsam verschwand.

Durch die schlanken Buchenstämme hindurch stahlen sich dann die blitzenden Strahlen bis zu dem Wasserspiegel, auf dem sie einen neckischen Tanz ausführten, während das vom Abendwinde leise bewegte Laubwerk in einem Meere von Gold zu schwimmen schien. Das war ein schöner friedevoller, freudebringender Anblick, dieses sanfte Scheiden des Tages, recht geeignet, den von der Last des Unterrichtens ermüdeten Lehrer zu erquicken und auf's Neue anzuregen, daß er nach der anstrengenden Tagesarbeit noch Kraft fand zu poetischem Schaffen. Dieses Schaffen war ja sein Lebensodem, sein eigentliches Element, in dem er sich wohl fühlte. Und doch wie kurz waren ihm die Stunden bemessen, die er dieser seiner Lieblingsthätigkeit widmen konnte! Aber er war dadurch nicht unzufrieden, nicht niedergedrückt; von Jugend auf daran gewöhnt, Alles, was er erstrebt, mit Mühe und Anstrengung dem Leben abzuringen, war er glücklich und dankbar für das schon Erreichte, und voller Hoffnung und Streben für die hohen Ziele, die er sich vorgesetzt.

Auch heute hatte die scheidende Sonne das trauliche Plätzchen mit ihrem ganzen Zauber erfüllt, aber keiner der beiden jungen Leute schien an diesem Abend auf das köstliche Schauspiel zu achten. Doktor Kiesling sprach mit großer Lebhaftigkeit und eigenthümlicher Erregung, während Fritz Blume ernst und gesenkten Blickes seinen Mittheilungen lauschte. Ab und zu warf er einen staunenden und zugleich forschenden Blick auf den Freund, wenn dieser sich besonders in seiner Rede alterirte, dann flog es wie ein Hauch der Traurigkeit über seine Stirn — aber er unterbrach den Redenden nicht, und erst als dieser schwieg, ergriff er das Wort:

„Ich verstehe Deine Bedenken sehr wohl, Paul!" sagte er in theilnehmendem aber ruhigem Tone. „Ich habe leider genug Gelegenheit gehabt, in meiner früheren Stellung als Hauslehrer Menschen von der Art, wie Du Beermann schilderst, kennen zu lernen. Auch ich halte ihn zu jeder, auch der niedrigsten Handlung fähig."

„So bist Du also auch der Meinung?" unterbrach ihn Kiesling rasch, „aber wie? wie Elisabeth aus diesen Verhältnissen retten?"

Ein leises, schmerzliches Lächeln flog über Fritz Blume's Antlitz.

„Bitte, höre mich erst zu Ende, Paul!" sagte er dann.

„Ich halte in der That Beermann zu jeder Niedrigkeit fähig, doch nur dann, wenn er eine solche straflos und ohne seinen Namen zu kompromittiren begehen kann. Du glaubst bemerkt zu haben, daß Beermann eine heftige Leidenschaft für unsere junge Freundin gefaßt habe —"

Kiesling nickte heftig mit dem Kopfe. „Der Elende!" murmelte er.

„Allerdings," fuhr Fritz Blume fort, „macht das die Stellung Fräulein Elisabeth's zu dem Beermann'schen Hause zu keiner behaglichen — aber eine Gefahr, die unser Eingreifen in ihre Verhältnisse nöthig machte, kann ich darin nicht erblicken. Sobald Fräulein Elisabeth die Aeußerung dieser Leidenschaft in der bestimmten Art zurückweist, von der Du selbst Zeuge gewesen, wird Beermann, und wenn auch seine Leidenschaft noch so heiß wäre, nichts Weiteres wagen. Schließlich wird ihm die stete Erfolglosigkeit seiner Bemühungen langweilig werden, und er zu seiner alten Flamme — Du hältst Frau Beermann's Kammerjungfer dafür — zurückkehren, die ihrerseits alle Anstrengungen machen wird, den Treulosen wieder in ihre Netze zu ziehen."

„Wie ruhig Du das Alles erwägst!" fuhr Kiesling auf. „Wenn Deine kaltblütigen Kombinationen nun doch falsch wären, wenn dieser Beermann es doch wagte, dreister zu werden; wenn diese raffinirte Rosette vielleicht gerade aus Haß gegen die Reinheit und Hoheit Elisabeth's ihrem Geliebten in seinen elenden Bemühungen beistände, um ihn durch diese Gefälligkeit nur noch mehr an sich zu fesseln; wenn Elisabeth endlich in einem abgelegenen Seebade fern von uns Angriffen ausgesetzt wäre, vor denen wir sie dann nicht schützen könnten!"

„Du vergissest, daß Beermann die Damen nicht nach dem Seebade begleiten will!" warf Fritz Blume ein.

„Allerdings nicht gleich! Seine Geschäfte halten ihn noch einige Zeit in der Residenz fest; aber später, — wer steht uns dafür, daß er später nicht doch hingeht?"

„Nun, das werden wir ja erfahren können. Uebrigens halte ich alle Deine Voraussetzungen und ängstlichen Wenns verfrüht. So lange Fräulein Elisabeth selbst sich sicher glaubt, so lange sie entschlossen ist, bei Frau Beermann zu bleiben, so lange, glaube ich, steht uns kein Recht zu, uns in ihre Angelegenheiten zu mischen oder über ihren Willen bestimmen zu wollen!"

„Aber einen Rath geben könnte man ihr doch."

„Das hättest Du thun sollen."

„Ich würde es für eine Unzartheit gehalten haben, mit einem so jungen und reinen Mädchen wie Elisabeth über meine Vermuthungen zu sprechen. Die Einzige, die darüber mit ihr offen und ohne Hehl reden kann, ist Deine Mutter."

„Fräulein Elisabeth hat meiner Mutter in ihrem letzten Briefe ausdrücklich erklärt, daß sie, was ihr auch dagegen gesagt werden möge, fest entschlossen sei, Frau Beermann jetzt nicht zu verlassen."

Kiesling antwortete nichts — er barg das Haupt in den Händen. Lange Zeit ruhten Fritz Blume's Augen voll und ernst auf ihm. Leise berührte er dann seine Schulter.

„Laß Dir das nicht zu nahe gehen. Glaube mir, Du siehst zu schwarz. Ich erkenne ja in Dir meinen muntern Paul nicht wieder! Haben es die Gebirgsgeister Dir während der Reise angethan?"

Fast unwillig schüttelte Kiesling die Hand des Freundes von sich ab. „Laß jetzt den Scherz!" sagte er, „er verletzt mich. Ich kann Deine kalte

Gleichgültigkeit nicht begreifen. Mir treibt schon allein der Gedanke, daß dieser wüste Mensch sich erdreisten könnte — und wessen erdreistete er sich nicht? — in niederer Gier das holde Mädchen zu berühren, alles Blut nach dem Kopfe. Ich weiß nicht, was ich thun könnte, wenn ich so etwas erführe, wenn sie, zu spät vielleicht, es uns klagte."

Wieder blickte Fritz Blume fest und ernst dem Freunde in das erregte Antlitz.

„Paul, Du liebst Elisabeth!" sagte er dann mit unmerklich bebender Stimme.

„Und wenn ich sie liebte?" war die mit finster gefalteter Stirn begebene Antwort. „Gibst Du mir etwa nicht Deine Einwilligung dazu?"

„Paul, Du bist bitter!" rief Fritz. „Nennst Du dieses Mißtrauen, das Du mir eben zeigst, etwa Freundschaft?"

„Nennst Du es Freundschaft, wenn Du in kalter Ueberlegung die begehrte Hülfe dem Freunde versagst?"

Fritz Blume blickte zu Boden. Die Hand, die auf der Lehne der Ruhebank lag, bebte leicht. Endlich erhob er wieder den Blick, ein Strahl herzlicher Liebe leuchtete aus dem verschleierten Auge.

„Du hast Recht," sagte er und reichte Paul Kiesling die Hand hin. „Ich hätte nicht allein der vernünftigen Ueberlegung Gehör geben, ich hätte Deiner Erregung Rechnung tragen sollen. Meine Entschuldigung suche darin, daß ich, wenn ich es auch vielleicht längst ahnte, daß Du Fräulein von Gleissenberg liebst, doch nicht wußte, wie Du mit ihr stehst!"

„Wie ich mit ihr stehe?" entgegnete Paul Kiesling rasch. „Du mißverstehst mich heute immer. Noch stehe ich gar nicht mit Elisabeth; wenn ich Dir gegenüber auch nicht leugnen will, daß ein wärmeres Gefühl, als das der Freundschaft, mich zu dem lieben Mädchen hinzieht, so bin ich doch nicht unüberlegt und flüchtig genug, mich um ihre Hand zu bewerben, bevor ich eine sichere Existenz ihr zu bieten vermag. Vielleicht ahnt sie meine Neigung, wie Du sie geahnt."

„Und hast Du Hoffnung, daß sie Deine Neigung erwidert?"

Der Doktor blickte voll dem Freunde in's Auge: „Ja," sagte er dann fest, „ich hege wenigstens die Hoffnung, ihre Liebe mir erwerben zu können. Aus ihrem ganzen Wesen spricht mir gegenüber Wohlwollen und herzliche Zuneigung. Daß diese Zuneigung wärmer werde, darum werde ich mich bemühen! Ob es mir gelingt, das liegt im Schooße der Zukunft verborgen."

Fritz Blume antwortete nichts. Er athmete tief auf, dann ergriff er des Freundes Hand und sie warm drückend sagte er mit bewegter Stimme: „Rechne auf mich, Paul! Ich werde Alles thun, was ich vermag, um Dir Dein Glück erringen zu helfen."

---

16. Kapitel.

In der Nähe eines in mitten grüner Waldungen gelegenen Badeortes hatte Frau Beermann ein einsam stehendes Haus gemiethet. Einige hundert Schritt vom Seestrande entfernt, dicht am Rande des Waldes, der sich von dem Badeorte aus bis hierher erstreckte, lag das alte Gebäude auf einer

unbedeutenden Anhöhe, einen weiten Blick über das Meer und den hügeligen Strand gewährend. Früher das Herrenhaus eines kleinen Grundbesitzers war es jetzt Eigenthum der Badeverwaltung geworden und wurde von dieser alljährlich an Badegäste vermiethet. Der letzte Besitzer des Gehöfts war ein Sonderling gewesen, ein alter, grämlicher Edelmann, Herr von Romberg, überall nur der alte Romberg genannt, von dem die Leute in dem Badeort sich noch manche Eigenthümlichkeit erzählten. Er mußte wohl im Laufe seines langen Lebens keine gar zu guten Erfahrungen an seinen Mitmenschen gemacht haben, denn er liebte sie nicht und schien froh zu sein, wenn er Tage und Wochen in seinem alten Hause sitzen konnte, ohne außer seiner alten Haushälterin und den Möven und Fischreihern, deren Flug er von seinen Fenstern aus beobachten konnte, ein lebendes Wesen zu erblicken. Dieses Glück der Einsamkeit wurde ihm in der langen Herbst- und Winterzeit wohl oft genug zu Theil, doch im Frühling und Sommer, wenn die Bäder in dem angrenzenden Badeort eröffnet wurden, war es mit der Stille aus. Dann wandelten unaufhörlich geputzte lustige Menschen durch den grünen Wald bis zu der einsamen Düne, ließen sich wohl gar am Strande nieder und ging der alte Herr dann zufällig in seinem Garten spazieren, oder saß er vor dem Hause auf der steinernen Rampe, dann wurden Operngucker und Lorgnetten in Bewegung gesetzt, um den alten Sonderling, von dem Alle so viel gehört hatten, recht genau zu betrachten.

Das aber gefiel dem alten Romberg durchaus nicht. Flugs ließ er Maurer und Handlanger aus der nahen Stadt kommen, die rings um das Grundstück eine hohe Mauer zogen, so daß kein Unbefugter mehr neugierige Blicke in seine Besitzung werfen konnte.

Durch diese Mauer aber hatte das Gehöft noch mehr Düsteres, Kastellartiges erhalten. Schon hatte die Badeverwaltung, die nach dem Tode des alten Herrn die Besitzung von den Erben, weitläufigen Verwandten desselben, angekauft, daran gedacht, die Mauer wieder niederreißen zu lassen. Aber die Solidität, mit der das Mauerwerk aufgerichtet worden, setzte den Zerstörungsabsichten Hindernisse entgegen. So entschloß man sich dazu, die Mauer stehen zu lassen und errichtete zur Verschönerung des Gehöfts an einer der der See zugekehrten Gartenecken einen hohen Balkon, der sich über die Mauer erhob, und zu dem vom Garten aus eine hölzerne Treppe führte. Von diesem Balkon aus genoß man einer der herrlichsten Aussichten über Meer und Land. In Anerkennung der langjährigen Dienste, welche die alte Haushälterin dem früheren Herrn geleistet, hatte derselbe testamentarisch seinen Erben aufgegeben, der Alten die Wohnung, die er ihr in dem Hause angewiesen, für ihre Lebenszeit zu belassen und ihr eine bescheidene jährliche Rente auszuzahlen. Die Verwaltung hatte mit dem Besitz auch diese Verpflichtung übernommen — ja sie hatte dieselbe zu ihrem Nutzen zu verwenden gewußt. Da die alte Mamsell Bartel, so hieß die Haushälterin, sehr gut die Küche verstand und mit allen Verhältnissen in der Umgegend bekannt war, konnte sie den Herrschaften, die das Haus während der Badezeit bewohnten, außerordentlich nützlich werden. Wer das alte Haus miethete, miethete die alte Mamsell gerne mit. Diese wurde für die Fremden oft ein wahrer Schatz. Ihr Ruf als aufmerksame und gute Hausmutter trug viel dazu bei, daß das einsame Haus ein sehr begehrtes wurde und von Jahr zu Jahr einen höheren Miethzins einbrachte.

Auch Frau Beermann hatte, wie ihre Vorgänger, die alte Mamsell mitgemiethet, die in gewohnter, anerkennenswerther Art für die leiblichen Bedürfnisse ihrer Sommergäste sorgte. Frau Beermann war sehr befriedigt durch dieses Arrangement, das ihr erlaubte, ganz fern von dem geräuschvollen Badeleben Erholung und Ruhe zu finden. Der Platz hier schien wie für sie gemacht. Die Einsamkeit, die Abgeschlossenheit ihres Aufenthalts inmitten einer großartigen und doch auch wieder lieblichen Natur sagte ihrem Gemüthszustande am meisten zu. Nie wurde sie müde, vom Balkon aus hinaus zu schauen auf das Meer, das in ewig wechselnder Bewegung bald wie ein klarer Spiegel den Himmel wiederstrahlt, bald aufgewühlt in seinen Tiefen, in majestätischer Gewalt die Erde erzittern macht. Oder sie wandelte mit Elisabeth Arm in Arm den Strand entlang, freute sich mit der Freundin der glänzenden Steine und Muscheln, die immer auf's Neue von den Wellen überfluthet, in ihrer feuchten Meeresschönheit in zahlloser Fülle auf dem Seestrande ausgebreitet lagen.

Ungefähr drei Wochen waren verflossen, seit Frau Beermann in Begleitung Elisabeth's und ihrer Kammerjungfer das alte Haus bezogen hatte. Es war ein heißer, glühender Tag, das Meer lag in eintöniger Glätte da, ein grauer Dunst verhüllte den Horizont. Die völlige Windstille, der ängstliche Schrei der Möven, die in weitem Bogen, ihre Flügel in das Wasser tauchend, die Luft durchkreuzten, das Alles ließ auf ein nahendes Unwetter schließen. Frau Anna saß auf dem Balkon, matt von der Schwüle des Tages in den Sessel zurückgelehnt, Elisabeth, ihr gegenüber, las mit vor Eifer gerötheten Wangen aus einem Buche vor! „Welch' ernster Mann muß Ihr Freund sein, liebe Elisabeth," sagte Frau Anna, als ihre junge Freundin inne hielt, „seine Gedichte sind alle so melancholisch! Doch er hat nur zu Recht, Ihr Fritz Blume! Wer nach den Kränzen des Ruhmes ringt, muß auf das Glück des Herzens wohl nur zu oft verzichten!" — Ein Seufzer hob ihre Brust, ihr Blick schweifte träumend in die Ferne. Auch Elisabeth schwieg.

Das Buch, ein Geschenk des Freundes, der mit dieser Gedichtsammlung zum ersten Mal vor die Oeffentlichkeit getreten war, lag noch geöffnet vor ihr. Ihre Augen überflogen immer wieder das eben gelesene Gedicht. War es ihr doch, als wären diese Worte an sie gerichtet, als hätte der Dichter damit sein und ihr Urtheil ausgesprochen.

Allein! — Kein Laut, kein allzurasches Wort
Stört der Gedanken ungehemmten Flug —
Frei von der Welt beengendem Verkehr
Vergeß ich ihre Qual und ihren Trug.

Allein! — Kein Herz, das ängstlich um mich bangt,
Kein Auge, das in Thränen um mich schwimmt,
Kein Fordern, das die freie Kraft mir hemmt,
Das mir der Seele frische Spannkraft nimmt.

Allein! — Fern dem Getriebe wilder Leidenschaft,
Fern aller Kleinlichkeit und allem Neid
Flieh ich zu Euch, Heroen der Geisterwelt,
Die Ihr geschaffen für die Ewigkeit!

Allein! – Fern von dem Haß — doch fern auch von der Liebe —
Fern von dem Schmerz — doch fern auch vom Genuß!
Daß bei des Geistes unruhvollem Streben
Dem Glück des Herzens ich entsagen muß.

Allein! so tönte es in Elisabeth's Seele nach. Ja, Frau Anna hatte nur zu Recht, wer sich die seltenen Blumen des Ruhmes erringen will, muß die anderen Blumen der Erde entbehren können, und er kann es!

Noch tiefer neigte sie das Haupt, eine Thräne perlte in ihrem Auge und drängte sich durch die herabgesenkten Lider. Da machte ein schriller pfeifender Ton sie auffahren.

Frau Anna hatte sich erhoben, mit weit geöffneten Augen schaute sie hinaus auf das dunkler und immer dunkler sich färbende Meer, der Himmel, kurz vorher noch in grauen Dunst gehüllt, hatte sich plötzlich mit schwarzem Gewölk bedeckt.

Vom Horizont her zogen in rasender Schnelle die flüchtigen Vorläufer des Unwetters, kleine gelbliche, mit Elektrizität geladene Wölkchen herauf. Immer näher und näher kam der seltsame zischende Ton, in den sich ein dumpfes Brausen und ferner Donner mischten. Die glatte Oberfläche des Meeres begann sich in breiten, mächtigen Wogen zu heben, kleine weiße Schaumkrönchen hoben sich schon hier und da aus der schwarzen Masse empor.

„Das wird ein furchtbares Wetter werden, kommen Sie herein," tönte jetzt eine warnende Stimme zu den beiden Damen. Frau Anna wandte sich um, sie nickte der alten Mamsell, die eben die Holztreppe heraufstieg, freundlich zu.

„Noch ist keine Gefahr, meine liebe Bartel!" sagte sie. „Lassen Sie mich noch ein wenig des schönen Schauspiels genießen."

Die Alte, eine würdige, sauber gekleidete Matrone, zog ihre Haubenbänder fester unter dem Kinn zusammen, als wollte sie sich dadurch vor dem Anprall des zu erwartenden Sturmes schützen.

„Hier kommt solch' Unwetter rascher herauf als mitten im Lande!" sagte sie mahnend, „und ist es erst los gegangen, dann kommen Sie nicht mehr trocken in's Haus."

Als sollten der Alten Worte sogleich bekräftigt werden, erhob sich von Neuem der pfeifende brausende Ton. Plötzlich zuckte ein gelber Blitz aus der schwarzen Wolkenmasse, ein Wirbelwind erhob sich, die Luft wurde dunkel von dem aufgewirbelten Sand. Hoch auf zischte das Meer, ein ferner Donner durchbebte die Luft, und seinen Widerhall im Meere findend, rollte er in immer wachsender Kraft, bis er im Brausen und Pfeifen des Sturmes wieder verhallte.

Noch immer stand Frau Anna am Geländer des Balkons. Der Wind erfaßte das luftige Gewand und wühlte in den schwarzen Locken, sie merkte es kaum, ihr Blick hing mit schauerndem Entzücken an dem majestätischen Schauspiel.

Elisabeth griff besorgt nach einem bereit liegenden Tuche und legte es um Frau Anna's Schultern.

Auch sie mahnte jetzt zur Rückkehr in's Haus.

Ein heftig ausgestoßener Angstschrei Frau Anna's war die Antwort auf ihre Aufforderung. Erschreckt blickte sie um sich.

„Was ist geschehen?" rief sie.

Frau Anna zeigte nur mit der Hand nach dem Meere. „Dort, dort!" rief sie dann. Die Worte kamen vor angstvoller Aufregung kaum über ihre Lippen. — Elisabeth's und der alten Mamsell Blicke folgten der angegebenen Richtung; auch von ihren Lippen tönte jetzt ein Schrei des Schreckens. Zwischen den hochaufspritzenden schwarzen Wasserbergen sahen sie ein Boot gegen das Unwetter ankämpfen. Offenbar strebte es dem Strande zu; schien es aber auch einen Augenblick näher zu kommen, bald war es wieder vom wilden Wellentanze wie verschlungen.

Hastig eilte die alte Mamsell, solcher Vorfälle mehr gewöhnt, an das auf dem Balkon aufgestellte Fernrohr, richtete es geschickt und blickte hindurch. Einen Moment später stand sie wieder an der Seite der Damen.

„Es ist das Boot des alten Claasen!" rief sie, offenbar durch diese Entdeckung sehr beruhigt. „Der Alte mit seinem Sohne rudern, außer ihnen ist nur noch ein Herr in demselben. Wenn es überhaupt möglich ist, an's Ufer zu kommen, wird es beiden gelingen; sie sind die tüchtigsten und erfahrensten Schiffer aus dem Badeort."

Frau Anna und Elisabeth athmeten etwas erleichtert auf. In der That glaubten auch sie jetzt zu bemerken, daß das Boot trotz der immer wilder werdenden Brandung der Landungsstelle, einem schmalen in die See hinausgebauten Steg, näher kam.

„Noch wenige Minuten und sie müssen den Steg erreicht haben!" rief Elisabeth.

„Sie werden schwerlich landen können!" sagte die Alte kopfschüttelnd. „Ich habe Aehnliches wie heute schon einmal erlebt. Es mögen wohl dreißig Jahre her sein, als das Unglück hier geschah."

„Welch ein Unglück?" fragte Elisabeth.

„Nun, haben Sie noch nicht davon gehört?" rief die Alte verwundert. „Sonst pflegt man im Badeort doch Jedem zu erzählen, der hier in dieses alte Haus einzieht, wodurch der frühere Besitzer so menschenscheu und seltsam geworden."

„Wir sind zu selten im Badeort gewesen und haben noch mit Niemandem dort gesprochen."

„Nun, ich werde Ihnen die Geschichte nachher erzählen —"

„Ah!" rief Frau Anna erleichtert aufathmend, „jetzt sind sie bei'm Steg!"

Ein Schrei entfuhr Aller Lippen. Das Boot, durch die anprallenden Wellen mit aller Gewalt gegen den Steg geschleudert, war plötzlich unter einer Sturzwelle begraben.

Frau Anna verhüllte ihr Gesicht vor dem Erschrecklichen. Der alten Mamsell Ruf: „Gott sei Dank! sie sind gerettet!" ließ sie wieder aufblicken.

In der That hatten die gewiegten Seeleute, des Kommenden gewärtig, mit den Händen das Brückengeländer erfaßt, auch der Fremde hatte es wie sie gemacht. Das Boot war unter ihren Füßen weggerissen, sie aber schwangen sich, den nach der Sturzwelle eintretenden Moment der Ruhe abpassend, rasch über das niedere Geländer. Jetzt waren sie Alle oben auf dem Stege, auch der Fremde. Die Wellen stürzten sich auch dort noch über sie, aber die Männer standen fest. Die beiden Schiffer in ihren blauen Seemannskitteln warfen sich auf den nassen Bretterboden und versuchten mit ihren Haken das Boot zu erfassen, das von der nächsten Welle wieder dem Stege zugeschleudert worden war.

Der Fremde in heller Sommertracht, die gänzlich durchnäßt war, eilte mit raschen Schritten den Strand herauf dem Hause zu.

„Sie werden dem fremden Herrn schon ein Zimmer anweisen müssen!" wandte sich die Alte an Frau Anna, „damit er von seinem Schreck sich erholen und sich trocknen kann."

Frau Anna nickte zustimmend. „Lassen Sie die Lore rasch ein Feuer im Logirzimmer machen," rief sie noch der Davoneilenden nach. — Lore war eine junge Fischerdirne, die die Mamsell zur Hülfe zu sich genommen hatte.

Blitz und Donner waren sich während dessen immer häufiger gefolgt; der Sturm tobte und brauste — jetzt begannen einzelne schwere Tropfen hernieder zu fallen.

„Kommen Sie herein!" rief die Alte, sich noch einmal umwendend. „Gleich wird es in Strömen vom Himmel gießen."

Frau Anna's und Elisabeth's Blicke hafteten noch immer auf den Geretteten. Es war den Schiffern gelungen, die Kette des Bootes zu erfassen, mit aller Anstrengung zogen sie es jetzt durch das Wellengetobe dem Strande zu in Sicherheit.

Der Regen fiel stärker — Frau Anna erschauerte, Elisabeth ergriff sie am Arme. „Kommen Sie, theure Frau! Sie erkälten sich."

Vom Hause kam jetzt Rosette mit Regenschirmen. Die vorsichtige Mamsell schickte sie. Es war auch die höchste Zeit; denn schon fiel der Regen schwerer und dichter. Gelbe Blitze umzuckten die durch den Garten Eilenden, der Boden bebte unter ihren Füßen von der Gewalt des Donners.

Elisabeth war um Frau Anna besorgt. — Rasch beorderte sie Rosetten, ein Feuer im Kamin des Wohnzimmers anzuzünden; sie selbst setzte den Kessel auf die Spirituslampe, um eine wärmende Tasse Kaffee zu bereiten. Frau Anna sah dankbar lächelnd ihrem Thun zu.

„Wie gut und sorgsam Sie sind, liebe Elisabeth," sagte sie und reichte dem jungen Mädchen die Hand hin. „Aber seien Sie ganz ruhig, ich friere durchaus nicht! Nur die Angst um die armen Menschen hat mich etwas angegriffen. Jetzt will ich mich ganz ungetheilt erst dem Genusse dieses wunderbaren Naturschauspieles hingeben."

Sie rückte einen Lehnstuhl an das Fenster und machte sich's in demselben bequem. Ein leises Klopfen ertönte jetzt an der Thür, die alte Mamsell streckte den Kopf herein:

„Ist's erlaubt?" fragte sie.

„Treten Sie ein, meine liebe Bartel," war Frau Anna's freundliche Antwort.

„Was machen die Geretteten?" fragte Elisabeth.

„Die Lore hat den fremden Herrn oben in's Logirzimmer gebracht und ihm ein tüchtiges Feuer angezündet. Es soll ein schöner feiner Herr sein — gewiß recht etwas Vornehmes."

„Und die beiden Schiffer?" fragte Frau Anna weiter.

„Die sitzen unten bei mir am Heerdfeuer, und Ihre Rosette hat Ihnen einen Topf Kaffee gebraut. Dem feinen Herrn da oben ist mein Kaffee wohl nicht gut genug gewesen. Die Lore, die ihm ein Kännchen von demselben hinauftrug, brachte denselben ganz betrübt wieder zurück. Er hatte sie gebeten, ihn allein zu lassen, damit er sich trocknen und seinen Anzug ordnen könne, er werde sich dann selbst melden.

„Dann setzen Sie sich zu uns, liebe Bartel," sagte Frau Anna, „und trinken Sie mit uns Kaffee. Sie sehen, Fräulein Elisabeth bereitet ihn mit eigener Hand."

Die Alte ließ sich das nicht zweimal sagen. Sie plauderte gar zu gern, und das eben Erlebte hatte sie besonders aufgeregt. Elisabeth rückte den Tisch in die Nähe des Kaminfeuers; Frau Anna bat, auf ihrem Platze bleiben und dort den Kaffee einnehmen zu dürfen. Sie konnte sich von dem erhabenen Anblick nicht losreißen.

„Jetzt, liebe Mamsell," wandte sich Elisabeth an die Alte, der sie die Lust zum Erzählen anmerkte, „jetzt lassen Sie uns die vorhin versprochene Geschichte hören, wodurch der alte Romberg so menschenscheu geworden war. Sie paßt, glaube ich, gerade zu diesem Unwetter!"

Die Alte nickte. „Ach! das ist eine sehr, sehr traurige Geschichte," seufzte sie. „Früher, so lange der Herr lebte, durfte ich nie darüber sprechen — aber jetzt ist er ja auch todt, und es ist Gras darüber gewachsen."

Ein grell leuchtender Blitz, dem ein gewaltiger Donnerschlag folgte, unterbrach die Alte, sie fuhr erschreckt zusammen. „Gerade so wie jetzt wüthete es draußen," begann sie dann ihre Erzählung, „als unser Herr von dem Fenster aus, an dem jetzt die gnädige Frau sitzt, ein Boot auf dem Wasser bemerkte. Damals war der Herr seit einem Jahre verheirathet, er hatte eine schöne junge Frau. Ich war zu der Zeit bereits Wirthschafterin hier, wie später auch.

Am Morgen schon hatte sich die gnädige Frau krank melden lassen, und wir Alle glaubten, sie läge oben ruhig im Bette. Ihr Kammermädchen, die Bertha, die sie sich aus der Stadt mitgebracht, hatte ihr eine Krankensuppe bereitet und hinauf getragen. Dann war sie wieder zu uns in die Gesindestube gekommen und hatte gesagt, keiner möge jetzt die gnädige Frau stören, sie wäre eben eingeschlafen, habe aber vorher befohlen, Niemanden wer es auch sei, zu ihr zu lassen. Der Herr, der schon an dieses öftere Unwohlsein seiner Frau gewöhnt war, ließ sie ruhig gewähren.

Bei dem Ausbruch des Unwetters wurde die Bertha sehr unruhig — sie lief die Treppen hinauf und hinunter, endlich blieb sie aber im Zimmer der gnädigen Frau, und man hörte, wie sie den Riegel vor die Thüre schob. Der Herr achtete nicht darauf, er sah nach dem Boot, das er als das seinige zu erkennen meinte. Irgend ein Unbefugter mußte sich desselben bedient haben. Er ließ den Hofmeister kommen, der das Boot unter sich hatte. — Dieser berichtete, der Joseph, ein junger Bursche, der bei uns in Diensten stand, habe es am Vormittag, wohl um die gnädige Frau spazieren zu fahren, von ihm gefordert, denn er habe dieselbe das Boot besteigen und mit dem Joseph abfahren gesehen. Das Alles war am Vormittag geschehen, während der Herr seiner Gewohnheit gemäß weit ab von der See, auf dem Felde war.

„Bei diesem Bericht sahen wir uns Alle starr an. Der Herr wurde kreidebleich, er stürzte nach dem Zimmer seiner Gemahlin, es war verschlossen; er pochte, Niemand öffnete. Der Herr befahl nun, die Thür aufzubrechen, da drehte sich der Schlüssel im Schloß, die Bertha stand mit zitternden Gliedern vor dem Erzürnten. Er schob sie weg und eilte nach dem Bette der gnädigen Frau, — es war leer. Ohne weiter die Bertha nach dem Grunde dieser seltsamen Entdeckung zu fragen, befahl er sofort

dem Hofmeister und allen Leuten, nach der Landungsbrücke sich zu begeben, um den auf dem Wasser sich in Gefahr Befindenden beizustehen. Er selbst folgte den Leuten durch Regen und Unwetter."

Von Neuem erbebte das Haus unter einem gewaltigen Donnerschlage. Die Alte hielt einen Augenblick inne, Elisabeth hörte mit immer steigendem Interesse zu. Auch Frau Anna, erst wenig theilnehmend, war sehr aufmerksam geworden. Ihr Antlitz sah im grellen Feuerschein der Blitze, die unaufhörlich das dämmerige Dunkel des Zimmers erleuchteten, seltsam bleich aus.

„In der That eine sehr traurige Geschichte!" wandte Frau Anna sich jetzt zu der Mamsell, „doch fahren Sie fort!"

„Ach, sie ist bald zu Ende erzählt, wenn auch das Leid groß war und ein ganzes Leben lang nicht mehr von dem armen verrathenen Herrn weichen wollte."

Als der Herr an dem Landungsplatze ankam, war es eben den vereinigten Anstrengungen gelungen, das Boot durch Zuwerfen von Leinen an die Brücke zu ziehen, aber es konnte wegen des Wogenandranges nicht angelegt werden. Da sprang denn der Herr in's Wasser und trug die ohnmächtig gewordene Frau durch die Brandung an's Land. Zwei Männer folgten ihm und wateten durch die Fluth dem Strande zu. Der Eine war der Joseph, der Andere ein elegant gekleideter Herr. Wir Alle kannten diesen Herrn nur zu gut; es war ein junger reicher Kaufmannssohn aus der Stadt, der einzige Erbe eines der reichsten Handelshäuser daselbst, der während der Saison in dem Badeorte wohnte und früher auch öfter zu uns in das Haus gekommen war. Doch unser Herr, zu dem der Ruf des jungen Mannes als eines leichtfertigen Wüstlings gedrungen war, hatte Unrath gemerkt und ihm das Haus verwiesen. Seitdem nun hatte die junge Frau zur List gegriffen, um den Geliebten zu sehen, und die Bertha und der Joseph waren ins Vertrauen gezogen worden.

Auf der See, halbwegs zwischen dem Badeort in einer versteckten Bucht hatten sich die beiden Liebenden, so oft es anging, getroffen. Schon hatte der junge Kaufherr unsere gnädige Frau mehrmals bei der Rückfahrt in dem Boote begleitet. Der Joseph landete dann nicht an der Brücke, sondern dort, wo der Wald sich bis an's Ufer hinzieht. Von da war die gnädige Frau dann auf einem Waldwege unbemerkt in's Haus gelangt, während der Joseph ruhig zur Brücke ruderte. Er hatte die Erlaubniß, fischen zu dürfen, und bekam daher das Boot vom Hofmeister, sobald er es begehrte. Doch kein Vergehen bleibt verborgen, früher oder später kommt es doch an den Tag. Diesmal hatte sich Gott selbst in's Mittel gelegt, die Schuldigen zu entlarven. Das Gewitter hatte das verbrecherische Paar auf der Heimfahrt überrascht. — Der Sturm hatte sie trotz aller Gegenwehr von der gewohnten Landungsstelle fort der Brücke zugetrieben. Vor Angst und Scham war die gnädige Frau ohnmächtig geworden, als sie die Leute vom Hofe und unsern Herrn ihr zu Hülfe eilen sah. Der junge Galan aber trat trotzig und entschlossen vor den beleidigten Gatten." Die Alte stützte wie in Erinnerung versunken den Kopf in die Hand. Frau Anna achtete kaum noch des Gewitters, gespannt hingen ihre Augen an der Erzählerin.

„Und was that Ihr Gebieter mit der ungetreuen Frau?" fragte sie mit leicht zitternder Stimme.

„Was er that!“ rief die Alte, „er ließ die Ohnmächtige in's Bett legen und befahl der Bertha, sie sorgsam zu pflegen. Den Verführer aber forderte er zum Zweikampf, und als dieser mit einer durch das Bewußtsein der Schuld unsicheren Hand unsern Herrn verfehlte, da schenkte er dem Elenden das Leben, doch unter der Bedingung, daß dieser der geschiedenen Frau die Ehre wieder gebe und sie nach gesetzlich erfolgter Scheidung heirathe.“

„Und die Frau?“ fragte Frau Anna weiter, „willigte sie ein?“

„Sie mußte wohl. Doch ich glaube kaum, daß sie mit großer Freude in die neue Ehe gegangen ist. Ihr zweiter Gemahl, in äußeren, glänzenden Verhältnissen lebend, war doch nur ein Schwächling ohne Saft und Kraft, und reichte unserm Herrn nicht das Wasser! Wie hoch der alte Romberg in der Achtung seiner Gemahlin stand, beweist wohl am besten, daß sie als Wittwe dem von ihr so treulos Verrathenen vor ihrem Ende einen flehenden Brief sandte, in welchem sie ihn bat, zu ihr zu kommen, damit sie den Händen des Mannes, den sie am meisten auf Erden achte und schätze, den einzigen schon seit vielen Jahren vaterlosen Sohn anvertrauen könne. Herr von Romberg, das wisse sie, habe ihr gewiß längst verziehen, sie habe auch genug dafür gebüßt, er würde ihr die letzte Bitte nicht abschlagen.“

„Und nicht wahr, Herr von Romberg ist dieser Aufforderung gefolgt?“ fragte Elisabeth.

„Er that es; mit wie viel Selbstüberwindung, das wissen nur die, die ihn so genau kannten wie ich. Es wurde ihm nicht leicht, die Frau noch einmal wieder zu sehen, die ihm sein ganzes Leben verödet hatte. Aber am Lager der Sterbenden mag wohl alles Andere vor dem Gefühl des Mitleids zurückgetreten sein. Er that, was sie begehrte, und wurde der Vormund ihres Sohnes. Mit Treue und Eifer ist er seinen übernommenen Verpflichtungen nachgekommen. Aber der gute Herr hat wie an der Mutter so auch an dem Sohne keine große Freude gehabt. Oft brachte er den wilden aber hübschen Jungen in's Haus, doch gab es dann nie rechten Frieden. — Mit unserm Herrn stimmte der Wildfang durchaus nicht. Vergeblich war Herr von Romberg bemüht, dem Jüngling seine ernste Solidität einzuimpfen. Der Sohn hatte ganz die Natur der Mutter geerbt, ihre Leidenschaftlichkeit, aber auch ihre liebenswürdige bestechende Art. Stand der junge Herr auch immer auf dem Kriegsfuß mit seinem Vormund, so ließ er es doch zu einem ernstlichen Zerwürfniß nicht kommen. Immer hatte er zur rechten Zeit ein freundliches Wort, das unsern Herrn wieder zu seinen Gunsten stimmte. Später ging er fort nach der Residenz zur Universität, da mag er wohl fleißig gelernt haben, denn der Herr schien zufrieden mit ihm.

Kurz vor dem Tode seines Vormundes kam er denn auch noch einmal her, und da waren sie völlig ausgesöhnt. Herr von Romberg machte sein Testament. Erst wollte er den Pflegesohn zum Erben einsetzen, aber dieser redete selbst davon ab und schlug vor, das Besitzthum armen Verwandten zu vermachen; hatte er ja auch genug an Geld und Gut, aber es gefiel mir doch von ihm. Auch schien er mir ernster und gesetzter als sonst, und ein hübscher, eleganter Herr war er geworden.“

„Und wie heißt der Pflegesohn des Herrn von Romberg?“ fragte Frau Anna, sich in fast ängstlicher Spannung vorbeugend.

„Edwin v. Berg," rief eine tiefe, volltönende Stimme. Alle drei fuhren in die Höhe, über Frau Anna's Lippen kam ein leiser Schrei.

In der Thüre stand die hohe Gestalt eines Mannes in heller Sommerkleidung, ein Blitz beleuchtete im selben Moment sein Antlitz, es trug die Allen nur zu wohlbekannten Züge von Edwin Berg.

Mit einer raschen, achtungsvollen Verbeugung trat er näher. Obwohl auffallend bleich, verrieth sonst nichts an ihm eine ungewöhnliche Aufregung.

„Ich muß um Verzeihung bitten," sagte er in dem gewinnenden höflichen Tone des Weltmannes, „daß ich hier gestört habe. Ich suchte meine gute alte Bartel," er reichte der Mamsell mit herzlicher Bewegung beide Hände hin, „und wollte mich bei den Bewohnern des Hauses für die gastfreundliche Aufnahme des Verunglückten bedanken. Zu meiner Ueberraschung finde ich Sie, meine gnädige Frau."

Er trat einen Schritt auf Frau Anna zu, sie wich unwillkürlich vor ihm zurück. Ihre Lippen waren krampfhaft zusammengepreßt, kein Laut kam über dieselben. Elisabeth fand zuerst die Fassung wieder; sie bewunderte Edwin's weltmännische Ruhe und fühlte, daß auch sie ihm darin nicht nachstehen dürfte. Edwin an ihren Tisch zum Sitzen einladend, schlug sie gleichfalls einen höflichen Konversationston an und drückte ihre Ueberraschung aus, ihn hier zu sehen.

„Wir glaubten Sie in der Schweiz," sagte sie.

„Ich bin von dort seit kurzer Zeit zurückgekehrt. Wir trafen meinen Schwager unterwegs, und dieser hatte Sehnsucht nach der Heimath. Er persuadirte uns, ihn zu begleiten. Wir lieferten ihn glücklich auf dem Landsitz seiner Eltern ab und reisten dann hierher. Vielleicht hatte die Heimathssehnsucht meines Schwagers auch meine Sehnsucht nach dem alten Hause, das so manche Erinnerungen für mich birgt, wachgerufen!"

„Und Ihre Frau Gemahlin?" fragte Elisabeth weiter.

Die alte Mamsell sprang bei dieser Frage wie elektrisirt auf.

„Wie, Sie sind verheirathet, junger Herr?" rief sie.

„Und welch eine Frau!" warf Elisabeth ein, indem sie einen scherzhaften Ton anzunehmen suchte.

„Wo ist Ihre Frau, wo?" rief die Alte, Edwin's Hand ergreifend.

„Sie ist in dem Badeort. — Heute Morgen erst angekommen, überließ ich sie der Ruhe, um allein meine alte Heimath aufzusuchen. Unterwegs überraschte mich das Gewitter, das Uebrige," wandte er sich an Elisabeth, „wissen Sie."

„Und wann werde ich sie sehen, Ihre junge Frau?" fragte die Alte weiter. „O, wie würde der gnädige Herr sich gefreut haben, hätte er Sie noch an der Seite der Gattin hier in dem alten Hause begrüßen können."

Edwin neigte das Haupt, als überwältige ihn die Erinnerung.

„Ja, wenn er noch lebte!" flüsterte er halblaut. „Vielleicht wäre Alles besser."

Die alte Mamsell hatte nur die erste Hälfte des Satzes gehört. Die Rührung, mit der Edwin von ihrem verstorbenen Herrn sprach, bewegte die gutmüthige Alte, sie wischte sich die Augen, und Edwin von Neuem die Hand hinstreckend, rief sie:

„Ja, ich sagte es ja immer, Sie sind doch gut, junger Herr!"

Frau Anna war während der ganzen Scene regungslos auf ihrem

Platze geblieben. Es war ihr, als ströme alles Blut nach dem Herzen, gewaltsam pochte es gegen die Brust, als müsse die beengende Hülle gesprengt werden, vor ihren Augen funkelte es in tausend Farben, wie vorhin, als noch im tobenden Ungewitter Blitz auf Blitz vor ihren Blicken niederzuckte.

Edwin schien des seltsamen Wesens Frau Anna's nicht zu achten, nur einmal war sein Blick wie forschend zu ihr hinüber geflogen.

Jetzt erhob er sich, und zu Frau Anna tretend sagte er entschuldigend: „Sie sind, gnädige Frau, der Kur wegen hier, wie ich annehmen muß, und bedürfen gewiß der Ruhe, die ich heute leider so vielfach gestört. Ich kann nur noch einmal wiederholen: es geschah gegen meine Absicht, gegen meinen Willen.“

Sie neigte langsam wie dankend das Haupt, aber ihre Lippen blieben geschlossen wie vorhin.

Edwin wandte sich ab, eine dunkle Gluth brannte ihm auf Stirn und Wangen.

„Wir dürfen Sie nicht länger stören,“ sagte er mit gepreßter Stimme, und sich verneigend schritt er der Thür zu. Die alte Mamsell folgte ihm, bald hörten die Zurückbleibenden die Schritte auf der Treppe, die nach oben zu dem Logirzimmer führte.

Frau Anna sprang auf, ein Schrei löste die Qualen ihrer Brust, weinend stürzte sie Elisabeth um den Hals, dann eilte sie hinaus aus dem Zimmer. Allein in der Einsamkeit mußte sie das Weh ihres Herzens auskämpfen.

Frau Anna's Zimmer lag an der Südseite des Hauses, ein Vestibül, das zu der steinernen Rampe führte, trennte dasselbe von dem Wohnzimmer. Die Außenthüren standen offen, eine würzige Luft strömte Frau Anna entgegen. Hochaufathmend trat sie hinaus. Das Gewitter hatte nachgelassen, und leise tröpfelte nur noch der Regen hernieder. Im Westen wurde schon ein rother Streif sichtbar, es war der Scheidegruß der Sonne. Die Schaumkrönchen auf den noch immer in wilder Wuth brechenden Wogen schimmerten wie Feuerzeichen auf den schwarzen Wasserbergen. Es war ein herrlicher Anblick. Wie gebannt blieb Frau Anna stehen. Es dünkte ihr, als zöge beim Anschauen des Wunderwerkes Gottes ein stiller Friede in ihre Seele und lösche allen Schmerz und alles Weh. Den Kopf an die Mauer lehnend ließ sie ihren Thränen freien Lauf.

Da plötzlich fühlte sie ihre herabhängende Hand ergriffen, ein heißer Athem streifte ihre Wange, eine leidenschaftlich bewegte, ach! ihr nur zu bekannte Stimme flüsterte an ihr Ohr:

„Anna, um Gotteswillen nur ein Wort: Zürne mir nicht, ich schwöre Dir bei Gott, ich wollte Dich fliehen. Das Schicksal führte uns wider unsern Willen zusammen.“

Sie suchte ihre Hand los zu machen, sich Edwin's bestrickender Nähe zu entziehen.

„Gehen Sie,“ bat sie.

„Nicht eher, bis Du mir gesagt, daß Du mir verzeihst, wenn ich durch meine Nähe Deine kaum errungene Ruhe wieder gestört habe. — Ach,“ setzte er dann in wehmüthigem schmerzlichem Tone hinzu, „was kann der Schmetterling dafür, wenn er vom Lichte widerstandslos angezogen, immer von Neuem in die Flamme fliegt, die ihn vernichten muß! Es ist mein Schicksal,

es ist unser Schicksal, Anna, wir sollen zu Grunde gehen. Warum noch länger dagegen ankämpfen?"

Wie Feuerströme drangen die Worte in ihr Ohr und gossen ihre Gluthen in das schwache leidenschaftliche Herz. Vergessen war Alles, was sie gedacht, gewollt, erstrebt, sie hörte nur Eins, seine Stimme, sie fühlte nur Eins, seine Nähe. Sie neigte ihren Kopf an seine Brust, es war ein Moment unsäglicher Wonne.

„Jetzt sterben!" murmelte sie.

Plötzlich wurde die Thür des Wohnzimmers heftig aufgestoßen, Frau Anna fuhr empor. Das Rollen eines rasch näher kommenden Wagens wurde hörbar. Einen Moment stand Elisabeth wie erstarrt vor den Beiden, ein Blick hatte ihr Alles verrathen. Ihr auf dem Fuße folgte Rosette, die mit hämisch verzogenem Munde Frau Anna und Edwin v. Berg mit den Augen musterte.

Die alte Mamsell stürzte jetzt auch athemlos herein. „Ihre Frau Gemahlin ist da, junger Herr!" rief sie. „Eben ist der Wagen vorgefahren, kommen Sie rasch!"

Mechanisch, willenlos, ohne ein Wort zu sprechen, folgte Edwin der Alten. Elisabeth ergriff Frau Anna's Arm und zog die Wankende in's Zimmer zurück.

„Jetzt Ruhe und Fassung!" flüsterte sie Frau Anna in's Ohr, „dann kann noch Alles gut werden."

Stimmen wurden jetzt draußen laut, die alte Mamsell konnte nicht ein Ende finden des Dienerns vor der Frau ihres jungen Herrn. Wie triumphirend führte sie dieselbe in das Zimmer.

„Und wer sind die Damen," unterschied Elisabeth die liebliche Stimme Editha's, „die Dich so freundlich aufgenommen haben, Edwin? Ich will ihnen danken."

Die alte Mamsell stieß die Thüre auf.

Elisabeth zog Anna rasch mit sich der Ankommenden entgegen.

„Alte Bekannte!" rief sie.

Editha blieb einen Augenblick überrascht stehen, dann stieß sie einen lauten Ruf der Freude aus: „Sie hier, meine liebe, liebe Frau Beermann? Welche unerwartete Freude!"

Jauchzend flog sie an Frau Beermann's Hals.

In der Fensternische, im Schatten der dicken Wände stand Rosette, und wieder zuckte ein eigenthümliches unangenehmes Lächeln um ihren Mund.

Frau Anna suchte sich zu bezwingen, sie versuchte zu lächeln.

„Nicht wahr, ein seltsames Zusammentreffen?" brachte sie endlich mühsam über die Lippen.

Editha zog die Sängerin mit sich zum Sopha.

„Wissen Sie," rief sie dann, „daß ich schon viel von Ihnen gehört habe. Jedermann heute bei der Table d'hote sprach von den beiden Damen, die hier in dem abgelegenen Hause wohnen und sich so geheimnißvoll von aller Welt abschließen. Einer vermuthete: Sie wären eine polnische Gräfin, die vielleicht politisch compromittirt, sich hier vor den Nachforschungen der Russen verberge; Andere hielten Sie für die Geliebte irgend eines hohen Herrn, und nur eine kleine Anzahl war der Wahrheit nahe, sie meinten: So wie Sie könne nur eine Künstlerin aussehen. — Ich lachte über das

Hin- und Herrathen der Leute und ahnte nicht, daß es meine liebe Frau Beermann sei, um die man sich stritt."

Wieder schlang Editha die Arme um Frau Beermann. Elisabeth saß in fieberhafter Aufregung in der Nähe, ihre Augen flogen ängstlich von Editha zu Frau Beermann hinüber; sie fürchtete, die Kräfte der unglücklichen Frau könnten erlahmen.

Und in der That war Frau Anna, überwältigt von all den rasch aufeinander sie bestürmenden Eindrücken, einer Ohnmacht nahe. Edwin v. Berg, dessen Auge mit zitternder Angst auf ihr ruhte, sah ihre immer bleicher werdenden Wangen. Rasch sprang er auf, er fühlte, daß er der peinigenden Scene ein Ende machen müsse.

„Liebe Editha," sagte er, sich zur Ruhe zwingend, „ich muß Dich daran erinnern, daß der Wagen draußen wartet und daß ich mich wirklich sehne, endlich die durchnäßten Kleider zu wechseln. Deine sorgende Vorsicht, die Dich hierher führte, mag Dich nun auch zur Eile antreiben."

„Ja, ja!" rief Editha und wandte sich wieder zu Frau Anna, „welche Angst hat mir der Mann heute wieder gemacht! Beim nahenden Gewitter, ohne mir etwas zu sagen, fährt er davon, und nachher spricht die Gesellschaft darüber als von einer unerhörten Tollkühnheit. Halb todt war ich vor Angst, bis die Hotelwirthin, die Mitleid mit meiner Aufregung empfand, mir den Rath gab, hierher zu fahren und mich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob der Waghals noch am Leben und nicht von den Wellen bereits verschlungen sei. Und Gott sei Dank! er ist gesund und frisch."

Sie sprang auf, Thränen standen in ihren Augen, zärtlich schmiegte sie sich an den Gatten.

„Versprich mir aber, nicht wieder so unbesonnen zu sein!" rief sie halb lächelnd, halb weinend in holder kindlicher Anmuth.

Er schob sie leise mit zuckenden Lippen von sich: „Du hast Fräulein Elisabeth noch kaum begrüßt," sagte er, jede weitere Gefühlsäußerung damit abschneidend, „und auch unserer alten Mamsell, von der ich Dir so viel erzählt, hast Du noch kaum einen Blick geschenkt."

Editha wischte sich rasch die Thränen aus den Augen. „Ach ja, verzeihen Sie!" wandte sie sich zu Elisabeth hin und reichte ihr die Hand. „Die Aufregung, die Freude, Sie werden es begreifen, haben mir alle Gedanken benommen."

Elisabeth nahm die ihr gereichte Hand und entgegnete freundlich, sie finde das Vergessen so natürlich, daß es gar keiner Entschuldigung bedürfe.

„Und Sie, meine liebe Mamsell!" nickte Editha dieser zu, „Sie werde ich noch oft besuchen, und dann sollen Sie mir viel, recht viel erzählen von dem Pflegevater meines Edwin und von Edwin's Jugendzeit."

„Nur keinen zu langen Abschied," meine Liebe," unterbrach sie Edwin, ihren Arm nehmend und sie nach einer raschen Verneigung gegen die Damen der Thüre zu ziehend.

„Auf Wiedersehen!" wiederholte Frau Anna mechanisch. Ihre Lippen waren weiß, sie suchte sich zu erheben, sank aber ohnmächtig in Elisabeth's Arme zurück.

Edwin wandte noch einmal seinen Blick zurück; einen Augenblick zögerte er, dann aber nach einem rasch gewechselten Blick mit Elisabeth schritt er weiter. Die alte Mamsell und Rosette geleiteten das junge Paar zum

Wagen; keiner schien die Ohnmacht Frau Anna's bemerkt zu haben. Mit übermäßiger Anstrengung hatte Elisabeth die Ohnmächtige so lange gehalten. Jetzt ließ sie dieselbe sanft auf das Sopha niedergleiten, und heiße Thränen fielen auf die weißen, schmalen Hände.

---

17. Kapitel.

Trübe Tage folgten dem Ausbruch des Gewitters, trübe außen und innen für das alte Haus am Seestrande. Frau Anna hatte mehrere Tage das Bett hüten müssen, die heftigen, rasch auf einander folgenden Aufregungen hatten ihr von Neuem die seit längerer Zeit unterbliebenen Nervenzufälle zugezogen. Doch wie gewöhnlich ging auch diesmal ihr Leiden rasch vorüber. Der erste heitere Tag brachte ihr schon die Erlaubniß des Arztes, wieder aufzustehen und am geöffneten Fenster in warme Tücher gehüllt die erfrischende Meeresluft einathmen zu dürfen. Ihre treue Pflegerin Elisabeth, die sie keine Minute in der Krankheit verlassen hatte, saß am andern Fenster mit einer Zeichnung beschäftigt. Seitdem Frau Anna ihr in Dresden die Erlaubniß gegeben, die ihr so liebe Kunst wieder aufzunehmen, übte sie dieselbe mit unermüdlichem Eifer. Aber wie es ihr bis jetzt immer mit Allem, was sie begann, gegangen, sie fühlte, daß sie wohl das wärmste Streben, aber nicht genug künstlerische Begabung besaß, um auf ihr Talent Hoffnungen für ihre Zukunft bauen zu können. Dieses Bewußtsein, wenn es zu Zeiten sie auch recht niederdrückte, verhinderte sie indeß nicht mit allem Fleiße zu zeichnen, so oft sie dazu Muße fand. Frau Anna rieth ihr Naturstudien zu machen. Wie gern folgte Elisabeth diesem Rathe! liebte sie doch die Natur so unbeschreiblich, war ihr jeder Grashalm, jede Blume doch interessant! Aber mit allem Eifer und Fleiß, mit all' ihrem warmen Empfinden vermochte sie das Gesehene nicht so wiederzugeben, daß es ihr selbst genügt hätte.

„Es wird besser werden," tröstete Frau Anna dann die Betrübte, „wenn Sie erst unter der Leitung eines tüchtigen Lehrers zeichnen werden."

Elisabeth schüttelte statt aller Antwort traurig das Haupt. Sie fühlte, die Natur hatte ihr versagt, was den Künstler macht. Die Kunst läßt sich aber nicht lernen, wenn der innere schaffende Genius fehlt.

Frau Anna's Auge ruhte mit dem Ausdruck liebevoller Rührung auf den bleichen, angegriffenen Zügen der Zeichnenden.

„Sie sind so lange nicht aus dem Zimmer gewesen, liebe Elisabeth," sagte sie freundlich, „das Wetter ist so schön. Gehen Sie ein wenig spazieren, es wird Ihnen gut thun."

„Aber Sie bleiben dann ganz allein!"

„O, das thut nichts! Kann man hier mit dem Blick auf Meer und Himmel sich einsam fühlen? Und dann geben Sie mir die Gedichte Ihres Freundes, ich möchte sie alle kennen lernen."

Elisabeth reichte Frau Anna das gewünschte Buch, die es dankläch elnd empfing. Mit einer raschen Bewegung reichte sie dem jungen Mädchen die Hand hin.

„Elisabeth!" rief sie weich, „Sie liebes, gutes Kind, meine einzige Freundin, womit soll ich Ihnen danken!"

Elisabeth sah der schönen bleichen Frau bewegt in die Augen.

„Womit?" sagte sie dann, „daß Sie gesund und kräftig werden."

Frau Anna ließ die Hand Elisabeth's wieder sinken; ein Seufzer hob ihre Brust:

„Ich verstehe," sagte sie, und nach einer Pause setzte sie leise, zögernd hinzu: „Ich bin Ihnen neulich wohl sehr schwach erschienen?"

„Sprechen wir jetzt nicht davon!" rief Elisabeth rasch. „Sie sind noch zu angegriffen, theure Frau."

Ein schmerzliches Lächeln flog um Frau Anna's Lippen.

„Sie wollen mir nicht sagen, was Sie denken, Sie wollen mich schonen," sagte sie, „ach, ich muß Ihnen sehr schuldig erscheinen, und erscheine mir selbst so. Und doch — konnte ich der Macht, die er auf mich ausübt, widerstehen? In seiner Nähe vergesse ich Alles, Alles!" Sie schauderte. „O, Elisabeth, meine einzige Rettung ist, daß ich ihn nie, nie wiedersehe."

„Ich bitte Sie," wiederholte Elisabeth dringend, „verbannen Sie jetzt, da Sie kaum genesen sind, diese aufregenden Gedanken."

„Kann man den Gedanken wehren? Er ist überall, mir ist, als füllte sein Wesen die ganze Welt aus — ich lebe nur in ihm!"

„Sie sind noch krank," rief Elisabeth, und beugte sich mit ängstlicher Sorge über Frau Anna. „Glauben Sie mir, ist Ihr Körper erst wieder erstarkt, dann werden die Nebelbilder der Phantasie weichen, und Alles, was Sie jetzt ängstigt, wird wie ein Traum verschwunden sein."

Frau Anna antwortete nicht, ein seltsames Lächeln spielte um ihren Mund.

„Gehen Sie jetzt," wandte sie sich dann nach einer Pause in ihrem gewöhnlichen Tone zu Elisabeth. „Noch ist der Erdboden feucht; Sie müssen mir heute vor Sonnenuntergang heimkehren, damit Sie sich nicht erkälten!" Sie nickte Elisabeth freundlich zu, und das Gedichtbuch Fritz Blume's ergreifend, begann sie zu lesen. Elisabeth war im höchsten Grade aufgeregt. Frau Anna's Worte hatten sie mit banger Sorge erfüllt. Wenn Edwin nun wiederkäme? — und er würde wieder kommen. Schon war Editha einmal vorgesprochen; sie hatte gehört, daß Frau Beermann krank geworden, und wollte sich nach ihrem Befinden erkundigen. Elisabeth, sich auf den Ausspruch des Arztes stützend, hatte Edwin's Gattin nicht zu der Kranken gelassen. In der That barg jedes Begegnen mit den Bergs neue Gefahren für Frau Anna in sich; aber wie dieselben abwenden? In tiefe Gedanken verloren schritt Elisabeth, den breiten Strohhut auf die blonden Flechten gedrückt, dem Walde zu. Dort angelangt schlug sie den einsamen Waldpfad ein, der durch Buschwerk und dichtes Gehölz zur See führte. Sie hatte nicht bemerkt, daß Jemand ihr schon seit ihrem Austritt aus dem Hause von Weitem gefolgt war und jetzt mit hastigen Schritten an ihre Seite trat.

Ueberrascht blickte sie auf:

„Herr Doktor Berg!" rief sie. „Sie hier?"

„Ja, ich bin es!" war seine rasche Antwort: „verwundert Sie das etwa, Fräulein von Gleissenberg? Seit zwei Tagen bin ich gänzlich ohne Nachricht. Wie geht es mit Frau Beermann?"

Elisabeth sah ihm ernst und fest in's Auge:

„Sie ist in der Besserung und wird gesund werden," entgegnete sie, „wenn Sie ihr Ruhe und Erholung gönnen."

Er sah zu Boden. „Sie glauben also," sagte er mit scheinbarer Ruhe, „meine Nähe schade ihr! — Ich denke das Gegentheil. Anna wird zu Grunde gehen, wenn wir getrennt bleiben."

Elisabeth's Wangen flammten in zorniger Gluth auf:

„Welch' thörichte Reden, Herr Doktor Berg! Sie sind ein verheiratheter Mann! Vergessen Sie das nicht!"

„Wenn ich das bin, wer ist daran Schuld, als Anna allein? Sie trieb mich zu diesem wahnsinnigen Schritt, sie glaubte, die Ehe würde die Flamme meines Herzens löschen, die Nothwendigkeit würde uns fügsam und geduldig machen, wie das Kind sich unter die strafende Ruthe des Lehrers beugt. — Daß das Gegentheil von Allem eingetroffen, das wissen Sie so gut wie ich, Fräulein von Gleissenberg. Unsere Liebe ist durch die Entfernung nur noch heißer geworden, die durch alle möglichen Hindernisse eingeengte Flamme ist jetzt zu einer Höhe und Macht herangewachsen, die jede Schranke durchbrechen muß, und wehe Allem, was sich ihr in den Weg zu stellen wagt! Verheerend braust sie darüber hin und läßt nur Schutt und Asche hinter sich."

Elisabeth schaute den Redenden mit großen Blicken an: „Ich weiß nicht!" sagte sie, „ob das, was ich eben aus Ihrem Munde gehört, Worte einer maßlosen Erregung sind, oder ob Verblendung und Leidenschaft einen Mann von Verstand und Geist, wie Sie es sind, Herr Doktor Berg, so weit ab vom Wege der Wahrheit treiben kann, daß jeder Rechtsbegriff in der Seele gestorben scheint. Ist denn die Leidenschaft die einzige Regentin der Welt? hat uns Gott nicht die Vernunft gegeben, unsere Leidenschaften zu zügeln?"

Ein kurzes Lachen kam über die bleichen Lippen Edwin's. „Gott und die Vernunft!" rief er, „Phrasen, mein Fräulein! nichts als Phrasen! — Sie kennen die Macht der Leidenschaft nicht, und wie viele kennen sie überhaupt? Wie eine Sage klingt es in die Ohren der Lebenden dieser materialistischen Welt, wenn sie hören, daß zwei Menschen sich lieben, für die Ewigkeit lieben, daß nichts, nicht Gott, nicht die Welt sie zu trennen vermag. Ein wunderbares Geheimniß ist eine solche Liebe, mein Fräulein, ein Geheimniß, das zu erforschen nur Wenigen vergönnt ist! Sie ist nicht abhängig von Raum und Zeit, sie ist ewig und im Buche des Schicksals vorgeschrieben. Legen Sie Meere und Länder zwischen Anna und mich, unsere Sympathieen werden uns selbst gegen unsern Willen zusammenführen. War unser Zusammentreffen hier nicht ein Beweis für das, was ich sage? Wir wollten fliehen, ich ging nach Süd, Anna nach Nord! Ein wunderbarer Zufall — doch was ist Zufall? — führt sie hierher in das Haus, in dem ich meine Jugend verlebt; mich zieht's mit unwiderstehlicher Gewalt nach dieser Stätte, mir ist als wäre hier, hier allein Frieden und Ruhe für mich zu finden! Und hier finde ich sie! Wäre es da nicht eine Thorheit, noch länger gegen den Willen des Schicksals uns aufzulehnen, uns in nutzlosem Kampfe zu opfern?"

Elisabeth war an der Seite Edwin's weiter geschritten, jetzt hatten sie die Lichtung erreicht. Das Meer lag vor ihnen. Noch immer bewegt, aber in sanfteren Wallungen rauschten und brachen sich die Wogen an dem sandigen Strande. Ein frischer Seewind wehte, und zahlreiche Schiffe mit weißen gespannten Segeln durchstrichen in der Ferne die heute fast smaragdgrün schimmernde Fluth. Aber Elisabeth hatte in diesem Moment kein Auge

für die Schönheit dieses Anblicks. In ihrem Kopfe war es wirr, vergeblich war sie bemüht, die Gedanken zu ordnen, um den seltsamen Argumenten Edwin Berg's mit Erfolg entgegentreten zu können.

Was er gesagt, war ihr zu fremd, zu neu! Was konnte sie auf diese Argumente antworten, mit denen die Leidenschaft und wilde Begier sich zu entschuldigen suchte? Matt sank sie auf den niedern Rasenabhang, der den Wald begrenzte. Edwin folgte ihrem Beispiel — lange sprachen Beide kein Wort.

Endlich faßte Elisabeth sich ein Herz; sie war sich der Wichtigkeit dieser Unterredung wohl bewußt, die für das Schicksal Frau Anna's entscheidend werden konnte.

„Sie haben mir Erklärungen gemacht," wandte sie sich zu Edwin, „die mir das Recht geben, eine ernste Frage an Sie zu richten. Was gedenken Sie zu thun?"

„Anna unter allen Umständen zu der Meinigen zu machen," war die kurz und entschieden gegebene Antwort.

„Und Ihre Gattin?"

„Ihr werde ich Alles offen bekennen, ich hoffe" — ein leiser Seufzer hob seine Brust — „sie wird mich ohne große Schwierigkeiten frei geben."

„Sie werden das holdeste, lieblichste Geschöpf durch Ihre Treulosigkeit tödten!"

„Editha stirbt nicht an der Liebe, dessen können Sie versichert sein. Sie ist nicht die Rose des Märchens, die aus Liebe für die Nachtigall ihr süßes Blumenleben in Düften aushaucht; sie gehört zu jenen duftlosen Blumen, die das Auge durch ihren Farbenreiz erfreuen, von denen man sich aber bald gleichgültig abwendet. Ihre Wurzeln liegen in fester Erde, Editha ist reich, hat schöne Kleider und Diamanten. — Sie wird eine junge, begehrenswerthe Wittib sein, eine bedauernswerthe mißhandelte Frau, der die Welt ihr ganzes Interesse zuwendet.

Mit dem Glorienschein der Märtyrerin um das Haupt wird sie recht bald in eine andere Ehe treten."

„Wie grausam Sie sind!" rief Elisabeth. „Um ihre kaltherzige Selbstsucht zu beschönigen, ziehen Sie die Eigenschaften Ihrer Gattin herab, verdächtigen Sie den Charakter der Frau, die Sie — Sie wissen es wohl, unbeschreiblich liebt und der Sie, um Ihrer Leidenschaft willen, jetzt den Todesstoß geben wollen. O, Sie wissen nicht, wie niedrig Sie mir in diesem Augenblick erscheinen."

Elisabeth's Augen blitzten. Wie eine Wolke flog es über Edwin's Stirn: „Sie sind ein Kind," murmelte er, „Sie verstehen mich nicht."

„Ich bin gewöhnt wahr zu sein und verschmähe es, mich selbst und Andere zu täuschen."

Rasch erhob sie sich. Auch Edwin sprang auf: „Ich erkläre Ihnen offen, Herr Doktor Berg," fuhr Elisabeth mit stolz gehobenem Haupte fort, „daß ich einen Mann von Ihren Lebensanschauungen nicht achten kann. Ich werde daher, so viel an mir ist, Alles anwenden, um die Ausführung Ihrer verbrecherischen Absichten zu vereiteln."

„Also eine vollständige Kriegserklärung?" entgegnete Edwin mit zuckenden Lippen. „Sie wollen Anna den Händen ihrer Feinde überliefern? Das können, das dürfen Sie nicht."

„Sie sind Frau Beermann's größter Feind," rief Elisabeth mit ausbrechender Heftigkeit. Doch sich rasch fassend setzte sie mit einer verabschiedenden Bewegung hinzu:

„Setzen wir ein Gespräch nicht fort, das doch zu nichts führen kann. Leben Sie wohl, Herr Doktor Berg."

Sie wandte sich und ging mit festen Schritten dem Strande zu, für die Heimkehr den kürzeren Pfad längs der See einschlagend. Mit starren Blicken schaute ihr Edwin nach. Einen Augenblick schien es, als wollte er sie zurückrufen, sie festhalten; aber bald besann er sich eines Andern. Mit langsamen Schritten, den Kopf in tiefem Sinnen auf die Brust geneigt schug auch er den Heimweg ein. Die hohe Stirn war gefurcht, die Lippen bleich und fest auf einander gepreßt. Düstere Gedanken und Entschlüsse durchkreuzten sein Gehirn. Der Kampf war aufgenommen — jetzt hieß es ohne Zagen und Wanken ihn zu Ende führen.

Während dessen eilte Elisabeth mit leichten Schritten am Strande entlang, dem einsamen Hause zu. Es war schon spät geworden, die Sonne küßte bereits mit ihren letzten Strahlen das wogende Meer.

Auch auf Elisabeth's reiner Stirn lagerten dunkle Wolken. Welche stolzen Worte sie auch gesprochen, ihre Seele war ohne Hoffnung. Wie sollte das schwache Mädchen die wild daherbrausenden Wogen der Leidenschaft eindämmen, wie das drohende Ungewitter von dem Haupte Frau Anna's fernhalten? Wußte sie doch nur zu gut, daß das plötzliche Wiedersehen auch in dem Herzen Frau Anna's die lange mühsam aufgerichtete Schutzwehr niedergerissen, daß sich die wilden Fluthen der Leidenschaft unaufhörlich entgegen strömten. O, Edwin hatte nur zu Recht gehabt, jede Gegenwehr schien eine Thorheit zu sein, und doch! sie wollte, sie mußte diese Gegenwehr versuchen.

Mit einem Gefühl unendlichen Bangens näherte sie sich dem Hause. Ihr Weg führte sie an der Seite der Mauer entlang, an welcher sich der Balkon befand. Plötzlich hielt sie überrascht ihre Schritte an. Stimmen schallten von dorther zu ihr hernieder. Wer aus dem Hause konnte so spät noch auf dem Balkon sein? Aufmerksamer horchte sie auf, da erbleichten ihre Wangen, und ein Zittern durchflog ihren Körper. Wankend lehnte sie sich an die Mauer. Nie hörte sie diese rauhe, heisere Männerstimme ohne inneres Beben.

Was führte den Direktor jetzt hierher?

„Also das ist Alles, was geschehen, Rosettchen?" hörte Elisabeth ihn fragen.

„Ist das nicht genug?" erwiderte das Mädchen offenbar in übler Laune.

„Nun, deshalb hättest Du mich nicht herzurufen brauchen. Daß dieser interessante Doktor meiner Frau im Kopfe spukt, wußte ich lange. Aber er ist jetzt verheirathet, hat eine reiche, schöne Frau — da hat's keine Gefahr mehr."

„Aber ich sage Ihnen, ich sah Ihre Frau in seinen Armen liegen."

„Hm! Nun, wenn ihr's Vergnügen macht, — meinetwegen! Ich neige nicht zur Eifersucht, wie Du mein Engel."

„Und doch haben Sie mir aufgetragen aufzupassen und Ihnen Alles zu berichten."

„Warum ich das gethan, Rosettchen, will ich Dir erklären: Sieh, solche

ästhetische Damen, wie meine Frau, haben oft seltsame Launen. Anna könnte auf den Einfall kommen, aus unglücklicher Liebe der Welt zu entsagen. Nun — Du verstehst mich doch?"

„Nein!" war die mürrische Antwort.

Ein kurzes rauhes Lachen folgte derselben.

„Ei, Kind, wie schwerfällig bist Du von Begriffen! Du weißt doch, wer das meiste Geld zu unserm Haushalt liefert? Fiele es unserer Nachtigall ein, den Schnabel zu schließen, dann könnten wir Hunger leiden, und die hübsche Rosette bekäme keine goldene Kette mehr um den Hals zu tragen, wie ich ihr heute eine mitgebracht. Ha, ha, ha, denkst Du Herz, ich habe die Person, die ich aus dem Schmutz aufgehoben, weil ich den ungeschliffenen Edelstein mit raschem Kennerblick erkannte, etwa aus Liebe zu meiner Gattin gemacht? Ich konnte nur auf andere Weise nicht zu meinem Ziele kommen; und da nahm ich die Rolle des Großmüthigen auf mich, der sich nicht einmal damit begnügte, das Kind aus dem Volke zu bilden, sondern der demselben auch zugleich eine geachtete Stellung in der Gesellschaft gab. Im Grunde habe ich die hochmüthige Person nie leiden können. Verstehst Du nun, Rosettchen?"

„Ich fange an, Sie zu begreifen."

„Endlich! Nun weißt Du also, daß die Stimme Anna Beermann's das Kapital ist, auf dem ich meine Existenz gegründet habe, und dieses Kapital soll Zinsen tragen, so lange und so viel als möglich. Ich denke, ich verdiene das für meinen Edelmuth, nicht wahr, Liebchen?"

Ein leises, höhnisches Kichern drang zu Elisabeth's Ohren. Sie schauderte, sie wollte fort, und doch klebten ihr die Füße fest am Boden.

„Und nun, Rosettchen, gestehe," hörte sie jetzt den Direktor weiter sprechen, „daß Deine Sehnsucht nach mir der Hauptgrund war, der Dich bestimmte, mich hierher zu beordern!"

„Nein, nein!" war die heftige Erwiderung. „Ich weiß ja doch, daß Sie hier nur Augen für die Gleissenberg haben."

„Laß die Eifersucht, Schätzchen! Sei zufrieden, daß Du d G ewinn von meiner Liebe hast."

„Was denken Sie? Ich habe mich nicht verkauft," tönte es in weinerlichem Tone entgegen.

Wieder erschallte ein lautes häßliches Lachen.

„Verlangst Du etwa, daß ich um Dich schmachten und büßen soll?"

„Wie Sie um die Gleissenberg es thun!" wurde er unterbrochen.

„Schweige von ihr!" klang es jetzt rauh und befehlend. „Du weißt, solche Eingriffe in die Freiheit meines Willens dulde ich nicht! Du sollst lieber ein gutes Mädchen sein, und hilfreich die Hand bieten, daß es mir gelinge, diese stolze Taube kirre zu machen. —" Elisabeth hörte nicht mehr die Antwort. Scheu und Entsetzen gaben ihr Kraft fortzueilen; sie flog mehr die Treppe zum Hause hinauf, als sie ging. Die alte Mamsell steckte ihren Kopf aus der Thür des Stübchens und bot ihr freundlich einen „Guten Abend." Sie erwiderte den Gruß nicht. Wie von Furien getrieben, stürzte sie in ihr Zimmer, und dort in die Kniee sinkend, brach sie in heftiges, ihren ganzen Körper erschütterndes Schluchzen aus. „Gott, mein Gott!" betete sie unter Thränen, „erleuchte mich, daß ich den rechten Weg finde."

---

18. Kapitel.

Doktor Berg hatte eine Reihe elegant eingerichteter Zimmer in dem ersten Hotel des Badeortes gemiethet. Blaue Rouleaux verhüllten die Fenster und gaben den sonst freundlichen Räumen ein dämmriges, träumerisches Licht. In einem Schaukelstuhl, die schönen durch den klaren Stoff weiß hindurch schimmernden Arme müde auf die Lehne gelegt, ruhte Editha. Sie hatte die Augenlider halb geschlossen, ein Zug der Unruhe und Sorge lag auf dem jungen liebreizenden Antlitz. Die Sonne des Glückes, die bisher fast schattenlos ihrem Leben geleuchtet, hatte sich verdunkelt. Das verhätschelte Kind von sorgender, Alles gewährender Liebe umgeben, seit sie die Augen dem Lichte geöffnet, begann jetzt zum ersten Mal einen Mangel an dieser Liebe zu empfinden.

Editha hatte nie kennen gelernt, was entsagen heißt. Ihre Wünsche waren ihr oft schon unausgesprochen in liebender Voraussicht gewährt worden. Kaum zur Jungfrau erblüht, hatte die Liebe ihr duftende Blüthen auf den Weg gestreut, sie hatte diese Blüthen mit entzückten Blicken aufgenommen, in sich das befriedigende Gefühl, daß sie dem Manne ihrer Liebe viel geben könne. — War ihr doch nur zu oft gesagt worden, von den Eltern, von dem Bruder, daß sie eine der begehrenswerthesten Partien der Residenz sei, daß sie wählen könne unter den Besten der hochgestelltesten Männer. Sie hatte gewählt, sie hatte nicht nach Glanz und Titel gefragt, sie war allein ihrem Herzen gefolgt, und der, dem sie mit voller Seele sich hingegeben, schien sich des Glückes, das ihm geworden, kaum zu freuen. — War Editha schon in der Zeit ihres Brautstandes zuweilen von der Kälte Edwin's schmerzlich beunruhigt worden, jetzt empfand sie diese Kälte doppelt. Sie hatte geglaubt, die Ehe würde die Harmonie der Seelen festigen, ihr Gatte würde ihr einen Einblick in seine geistigen Interessen gewähren. Wohl wußte sie, daß sie nur ein gelehriges Kind ihrem genialen Gatten gegenüber sei, aber in seiner Hand lag es, ihr Wissen zu erweitern, ihren Geist zu bilden, daß sie ihn verstehen, daß sie mit ihm fühlen und denken lerne. Nichts von alledem, was sie gehofft, war eingetroffen. Statt die Gatten einander näher zu führen, hatte die Ehe sie fast noch mehr entfremdet. Zwar ließ Edwin nichts an der Galanterie und der Aufmerksamkeit fehlen, mit der der gebildete Mann der Frau zu begegnen pflegt; aber Editha fühlte wohl, daß diese Aufmerksamkeit mehr Form als ein Ausfluß herzlicher Liebe sei.

Editha war nicht befriedigt, ihre idealen Träume von der Ehe waren nicht erfüllt worden. In ihrer kindlichen Naivetät schrieb sie das indessen mehr ihren zu hohen Erwartungen, als einem Mangel an Liebe von Edwin zu. Die Wirklichkeit, das hatte sie ja in so vielen Büchern gelesen, entspräche nie den Erwartungen eines jungen Mädchenherzens! Mußte sie sich nicht geduldig in das allgemeine Frauenschicksal fügen?

Aber auch dieser künstlich errungene Friede der jungen Frau drohte jetzt plötzlich gestört zu werden. Edwin's Wesen war seit seinem Abenteuer auf der See, seit seiner Begegnung mit den Bewohnern des alten Hauses seltsam verändert. War er sonst nur kühl und zurückhaltend, immer aber doch voll äußerer Aufmerksamkeit gegen seine Frau gewesen, so war er jetzt düster, unfreundlich, zuweilen rauh und abstoßend. Die Eifersucht, die zum

ersten Mal an jenem Abend im Beermann'schen Hause in Editha's Seele wach geworden, stieg von Neuem in ihr auf. Elisabeth's edle Gestalt erhob sich mit all dem ihr eigenen Reize vor Editha's innerem Blick; sie selbst fing an, sich unbedeutend ihr gegenüber zu erscheinen. Vergeblich trat sie vor den Spiegel und betrachtete mit prüfender Miene ihr eigenes Bild, das Resultat blieb immer das gleiche.

Vor Elisabeth's einfacher Würde, dachte sie, müsse unbedingt ihre zierliche elfenartige Gestalt zurückstehen.

Die Thüre zu dem Zimmer Editha's öffnete sich leise, Edwin trat herein; ein Zug seltener Weichheit lag auf seinem bleichen Antlitz, als er auf seine Frau zuschritt.

Editha hatte in grübelndes Sinnen versunken das Oeffnen der Thür überhört. Jetzt aber machte sie der bekannte Schritt freudig aufblicken.

Hastig sprang sie auf und dem Gatten entgegeneilend suchte sie, durch seine gütige Miene ermuthigt, in der ihr eigenen schmeichelnd kindlichen Weise sich an ihn zu schmiegen. Mit einem abweisenden Ausdruck trat er rasch zurück. Seine Stirn verdüsterte sich.

„Laß das!" sagte er herb.

Editha erbleichte. Das war zu viel! So begegnete ihr der Mann, dem sie ihre Hand gereicht, dem sie das Glück ihres Lebens anvertraut hatte. Tief verletzt trat sie zurück, Thränen füllten ihre Augen.

Edwin schien dessen kaum zu achten. Wie um sich zu sammeln zu dem, was er Editha mitzutheilen gedachte, schritt er einige Male im Zimmer auf und nieder. Dann rückte er einen Stuhl zu dem Sitz Editha's und die Augen zur Erde gesenkt, begann er mit etwas unsicherer Stimme:

„Editha, ich habe mit Dir zu sprechen — ich habe Dir ein Bekenntniß zu machen. Willst Du mich hören?" Das arme junge Weib sah ihm in ahnungsvoller Angst in die düsteren, von einem unwiderruflichen Entschlusse gefestigten Züge. Kein Wort kam über ihre bleichen Lippen, sie nickte nur leise.

„Editha," fuhr er fort, „ich habe ein großes Unrecht an Dir begangen, ein Unrecht, das ich erst jetzt in seinem vollen Maße erkannt habe und um dessentwillen ich Dich um Verzeihung zu bitten gekommen bin."

Ein rascher, forschender Blick streifte bei diesen Worten das bleiche Antlitz Editha's.

Wie ein Arzt erst prüfend die Sonde an die Wunde legt, bevor er zur schmerzhaften Operation schreitet, so suchte auch Edwin die Seele des zarten Geschöpfes, das sich ihm zu eigen gegeben, auf den Schmerz vorzubereiten, den er von ihr durch eine unabwendbare Nothwendigkeit getrieben nicht abwenden konnte.

Editha hatte die Augen gesenkt, stumm die Hände im Schooß gefaltet erwartete sie regungslos das Kommende.

„Ich weiß, Editha," nahm Edwin wieder das Wort, und seine Stimme klang jetzt voll und klar, „Du bist ein gütiges, liebevolles Wesen, ich weiß, Du hast mir mit Deiner Hand auch Dein Herz geschenkt. Du liebst mich, so wie Du zu lieben vermagst."

Editha richtete sich ein wenig in ihrem Stuhle auf.

„Wie ich zu lieben vermag?" fragte sie mit bebenden Lippen. „Wie meinst Du das, Edwin?"

„Du bist eine schmiegsame Natur, Editha!“ entgegnete er. „Du hast Dich an mich gelehnt, als ich Dir, ein starker Baum, meinen Stamm zur Stütze anbot. Du liebtest mich aber nicht um meiner Individualität willen, sondern Du liebtest den Mann in mir, der sich als der erste Dir liebend genaht.“

„Edwin!“ unterbrach ihn Editha vorwurfsvoll. —

„Bitte, laß mich zu Ende reden,“ fiel er ihr rasch in's Wort. „Ich verstehe Dich sehr wohl, wenn Du gegen eine solche Annahme protestirst, denn Du hältst das, was Du fühlst, für die die wahre, echte Liebe, weil Dir eben das Gebiet einer anderen Liebe verschlossen ist, und vielleicht immer verschlossen bleiben wird. Aber Editha, es gibt noch eine andere Liebe, die allmächtig das ganze Sein durchströmt, eine Liebe, die aus der eigensten Wesenheit des Menschen geboren, verwandte Naturen unauflöslich mit einander verbindet; eine Liebe, die nicht zu bekämpfen, nicht zu ertödten ist, der Gesetz und Sitte keine Schranken entgegenzusetzen vermögen, die geschaffen für die Ewigkeit ewig ist wie die Gottheit selbst.“

Edwin's Augen flammten, seine Wangen glühten im Feuer der Leidenschaft. Mit einem Schrei der Verzweiflung sank Editha in ihren Stuhl zurück. Die entsetzliche Gewißheit griff wie mit Eiseskälte ihr an das Herz: Edwin liebte sie nicht, er hatte sie nie geliebt.

„Warum hast Du um mich geworben,“ stöhnte sie, „wenn Du diese Liebe nicht für mich fühltest?“

„Weil ich w ä h n t e, ich liebte Dich, Editha, weil ich wie Du keine andere Liebe kannte, bis ich“ — seine Stimme wurde leiser — „zu spät sie in ihrer ganzen unbesiegbaren Gewalt kennen lernte.“

„Du liebst eine Andere?“ fuhr Editha auf, mit vor Schmerz weit geöffneten Augen.

„Ja, ich liebe eine Andere — — ich liebte sie schon, ehe ich Dich heirathete, Editha.“

Editha bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, ein heftiges Zittern durchflog ihre zarte Gestalt.

„Gott, mein Gott!“ bebte es von ihren bleichen Lippen. —

„Daß ich Dich trotzdem heirathete, Editha, daß ich mein in Unkenntniß meiner selbst Dir gegebenes Versprechen zu erfüllen mich verpflichtet hielt, das ist die schwere Schuld, die ich auf mich geladen, und für die ich Dich um Verzeihung bitten muß.“

„Entsetzlich!“ murmelte Editha.

Edwin erhob sich, wieder schritt er im Zimmer auf und ab.

„Du wirst nach dem, was ich Dir eben gesagt habe,“ nahm er, vor Editha stehen bleibend, von Neuem das Wort, „nicht länger meine Gattin sein wollen. Pflicht und Ehre gebieten Dir, gebieten mir, unsere Ehe zu trennen!“

„Was verlangst Du von mir?“ fragte sie, die Hände in Verzweiflung zusammenpressend.

Er sah sie einen Augenblick mit prüfendem Blick an.

„Schenke mir noch einen Augenblick Gehör,“ bat er.

Sie neigte ergebungsvoll das Haupt.

„Sprich!“ sagte sie tonlos.

Einen Augenblick zögerte er. „Die Förmlichkeiten einer Scheidung,“

sagte er dann rasch, als wolle er so bald wie möglich über die peinliche Scene fortkommen, „sind weitläufiger Art. Der juristischen Gründe gibt es wenige, die einen Antrag auf Ehescheidung berechtigen. Juridisch ist in unserem Falle kein Scheidungsgrund vorhanden."

Wieder hielt er zögernd inne.

„Weiter! weiter!" winkte Editha.

„Wenn wir aber Beide einig sind, wird ein solcher Grund gefunden werden. Doch dazu bedarf es Deiner Hülfe, Editha!"

Sie sah ihn mit thränenschimmernden Augen ernst an.

„Was soll ich thun?" fragte sie. „Was willst Du, daß ich thun soll?"

„Wir können nur ein Mittel anwenden, ein einfaches, oft schon in solchen Fällen gebrauchtes. Einer von uns muß die Initiative ergreifen."

„Ich werde gehen, ich will Dir nicht länger zur Last fallen."

In seinen Augen leuchtete ein Strahl der Befriedigung. „Ich muß," sagte er rasch, „Dich indessen darauf aufmerksam machen, daß das Gericht gegen denjenigen der Gatten erkennt, der den andern verlassen hat. Andererseits mag es Dir angenehmer sein, in den Augen der Welt nicht als die Verlassene zu erscheinen."

Sie winkte wie abwehrend mit der Hand.

„Was kann mir jetzt das Urtheil der Welt sein! Doch wie es auch sei, ich werde gehen — gleich gehen, weil Du es wünschest. Eines indessen beantworte mir, ehe wir uns trennen."

Edwin hatte ruhig, kalt, besonnen gesprochen, auch sie bemühte sich, ruhig zu sein, doch zitterten die im Schooße gefalteten Hände merklich. „Wer ist sie, die Du liebst?" bebte es leise von ihren Lippen. „Nenne mir ihren Namen."

Er wandte sich zögernd ab, diese Frage berührte ihn offenbar peinlich.

„Du fragst noch? Ahnst Du es denn nicht? Hast Du so wenig in mein Inneres geschaut, daß Du nicht weißt, wessen Bild seit Jahren schon meine Seele ganz erfüllt?"

„Seit Jahren!" murmelte sie, „und ich glaubte, er liebe nur mich!"

„Seit Jahren ist Anna Beermann mein Gedanke bei Tag und bei Nacht," — fuhr er wie mit sich selbst sprechend fort.

„Anna Beermann!" schrie Editha auf und mit einem Tone unendlichen Wehes wiederholte sie noch einmal: „Anna Beermann! und ich habe sie so geliebt, so verehrt. Noch vor wenigen Tagen war ich bei ihr, ich sorgte und bangte für sie! Und sie, o Gott," Editha schauderte, „sie ist die Mörderin meines Glücks, meines Lebens."

Edwin starrte Editha überrascht an. Diese Wirkung hatte er nicht vermuthet. So ganz von seiner Leidenschaft beherrscht, glaubte er, als er Anna Beermann's Namen nannte, Editha nur eine Bestätigung dessen gegeben zu haben, was sie bereits wußte. Mit einem Ausdruck des Mitleids blieb er vor dem armen gequälten Weibe stehen.

Etwas wie Reue über das, was er gethan, tauchte in seiner Seele auf. Aber das bessere Gefühl erlosch so rasch als es gekommen vor der Macht der Leidenschaft.

Er war jetzt dem Ziele seiner Wünsche einen Schritt näher gekommen, er hatte erreicht, was er gewollt, hatte es leichter, rascher erreicht, als er zu

hoffen gewagt. Editha setzte ihm keinen Widerstand entgegen — er war frei. Sich hoch aufrichtend, warf er mit raschem Entschlusse den Kopf zurück.

„Jetzt nur keine Weichheit, keine Schwäche!“ dachte er. Was gilt der kurze Schmerz dieses Kindes gegen das Lebensglück zweier Menschen!“

„Getäuscht, verrathen!“ stöhnte Editha, die Hände an die klopfenden Schläfen pressend, als wolle sie einen bösen Traum verscheuchen, „betrogen von dem Gatten, von der Freundin!“

Edwin glaubte, es sei Zeit, dieser Scene ein Ende zu machen.

„Fasse Dich, Editha,“ sagte er und legte seine Hand beruhigend auf ihr Haupt, wie auf das eines weinenden Kindes. „Wir scheiden — aber ohne Groll. Ich werde Dir immer eine hohe Achtung bewahren.“

Sie sah ihn mit irren Blicken an.

„Du gehst?“ rief sie, sich aufrichtend, „so ist es denn wahr, Du willst mich verlassen, Deine Gattin, Dein Dir angetrautes Weib?“

„Ich denke, wir haben unsere Beschlüsse darüber bereits gefaßt. Nicht ich, Du willst gehen —“

„Und Du?“ Sie hob flehend die Hände zu ihm auf: „Du willst hier bleiben — mit ihr?“

„Beruhige Dich!“ sagte er in möglichst mildem Tone, „ich werde Anna schon um ihretwillen nicht eher wiedersehen, als bis Alles zwischen Dir und mir geordnet ist.“

„Und wir, wir werden uns nicht mehr wiedersehen?“

„Ich glaube, es ist besser für uns Beide, wir vermeiden es.“

Sie hielt sich wankend an den Stuhl.

„Leb' wohl, Editha!“ sagte er.

„Leb' wohl!“ wiederholte sie dumpf. „Sei glücklich — wenn Du es sein kannst!“

Er wandte sich ab und schritt dem Ausgange zu.

„Edwin!“ tönte es noch einmal mit dem Tone herzzerreißenden Schmerzes von Edithas Lippen.

Er sah sich nicht um. Rasch öffnete er die Thür und schloß sie hinter sich.

Einen Augenblick stand Editha starr, die Arme nach der Thür ausgebreitet, dann griff sie mit einem angstvollen Aufschrei nach dem Herzen und fiel besinnungslos zu Boden.

---

19. Kapitel.

Wochen und Monate waren seit den letzterzählten Ereignissen vergangen. Die Blumen des Sommers hatten sich entfärbt, der Herbst mit seinen Stürmen und Regenschauern hatte das letzte Laub von den Bäumen geschüttelt. Schon bereitete sich die fashionable Welt für die Freuden des Winters vor. Die jungen Damen überlegten, welche der modernen Farben ihnen wohl am besten stehen dürfte, um danach ihre Ballroben zu wählen. Die Väter und Mütter berechneten im Voraus die Zahl der Soiréen und Bälle, die diesen Winter gegeben werden müßten, um soviel Einladungen in Erwiderung zu erhalten, wie sie zur Ausfüllung ihrer Abende wünschten. Die jungen Dandys und Löwen des Tages sicherten sich ihre Plätze in der Oper und

richteten in ihren Klubs intime Spielkränzchen ein; kurz Jeder war beschäftigt, Jeder dachte und sann darüber nach, wie er auf die bequemste und angenehmste Weise die Saison genießen könne. „Genieße den Augenblick!“ das ist der Wahlspruch aller dieser Leute, und gleich dem griechischen Epikuräer sprechen sie: „Lasset uns essen und trinken und fröhlich sein, denn morgen sind wir todt.“

Doch diese Genüßlinge gehören eben nur dem Schaum, der Creme der Gesellschaft an; ein lustiges Völklein schwimmen sie und wiegen sich auf den angenehm schaukelnden Wogen des Vergnügens.

Die Mehrzahl der Residenzbewohner muß indessen an ernstere Dinge denken, ihnen liegt die Sorge ob um das tägliche Brod. Arbeit ist der Inhalt ihres Lebens, wahrlich ein guter beglückender Inhalt.

„Und wenn unser Leben köstlich gewesen,“ sagt der Psalmist, „dann ist es Mühe und Arbeit gewesen.“

Mühe und Arbeit, nicht als Fluch, als Segen wurdet ihr dem sündigen Menschengeschlecht vom Schöpfer auf den Lebensweg mitgegeben. Köstliche Arbeit, die Du die Gedanken abziehst von der Noth des Lebens, den Geist erquickst, die Seele läuterst, das Herz zufrieden machst.

So dachte Elisabeth, als sie in ihrem Zimmer am Reißbrett saß und mit Zirkel und Stift kunstgerechte Ornamente auf das aufgespannte Papier zeichnete.

Der kurze beglückende Traum, daß sie Beruf zur Künstlerin in sich habe, war ja längst schon geschwunden und mit manchen anderen Wünschen begraben worden in den tiefen Grund ihres Herzens, das Sorge und Unruhe mehr bedrückten als je. Dem Rathe Fritz Blume's verdankte sie es, daß sie endlich ein passendes und praktisches Feld für ihre Thätigkeit gefunden, welches ihr einen einträglichen Erwerb für die Zukunft in Aussicht stellte. Frau Beermann hatte das Elisabeth auf der Reise gegebene Versprechen gehalten. Sie hatte, sobald sie nach der Residenz zurückgekehrt war, sich für Elisabeth nach einem tüchtigen Lehrer umgesehen, ebenso gewährte und verschaffte sie ihrer Gesellschafterin die nöthige Zeit, ihre Kunst zu üben. Fritz Blume's Rath hatte Elisabeth's Wahl auf einen Architekten gelenkt, der sie die künstlerische Bedeutung des Ornaments nebst seiner praktischen Anwendung lehrte. Bei dem großen Eifer, mit dem Elisabeth Alles ergriff, was ihrem begierigen Geiste geboten wurde, machte sie rasche und glänzende Fortschritte, und was sie früher bei Ausübung der hohen Kunst so schmerzlich vermißt, die Erfindungs- und Gestaltungsgabe, hier in der einfach stylisirten Form des Ornamentes fand sich diese Gabe ein und versprach sich erfreulich zu entwickeln.

Immer neue Arabesken entstanden unter der schaffenden Hand Elisabeth's auf dem Papier. Schon begann es zu dunkeln; der kurze Dezembertag neigte sich zu Ende, — sie achtete nicht darauf.

In der Thür des Zimmers erschien Frau Beermann. Obwohl noch immer etwas bleich, sah sie doch nicht mehr so leidend aus wie im Sommer. Für Fremde hatte die Sängerin sich kaum verändert, nur ihre Freunde sahen, daß auf ihrem schönen Antlitz eine ihr früher nicht eigene Melancholie ruhte und daß die schwarzen Augen, die sonst so feurig gestrahlt, jetzt oft träumerisch in sich gekehrt blickten, als lebe ihr Geist in einer anderen Welt, als in der, die sich um sie bewegte.

„Sie werden sich die Augen verderben, liebe Elisabeth,“ sagte Frau Anna mit liebevollem Vorwurf und legte ihren Arm um den Nacken der Zeichnenden.

Jetzt erst sah sich Elisabeth um. Frau Beermann war in eleganter Straßentoilette mit Hut und Mantel.

„Sie wollen ausgehen?“ fragte sie.

„Ich muß zur Probe nach der Akademie. Sie wissen, in wenigen Tagen findet das große Konzert statt, zu dem ich meine Mitwirkung zugesagt. Vielleicht macht es Ihnen Vergnügen, mich zu begleiten.“

„Ich danke; da Sie mich zum Konzert selbst mitnehmen wollen, werde ich heute lieber zu Hause bleiben und weiter zeichnen. Ich bin mit der mir gestellten Aufgabe noch nicht fertig.“

„Nein, nein, das erlaube ich nicht, Sie dürfen Ihre Augen nicht zu sehr anstrengen. Außerdem sitzen Sie zu viel, liebe Elisabeth. Sie sehen seit einiger Zeit so bleich und angegriffen aus. Sie müssen sich mehr zerstreuen, wir leben jetzt fast zu einsam. Kommen Sie mit und wollen Sie nicht zur Probe, so bringe ich Sie in meinem Wagen zu Ihren Freunden und hole dann gleich Ihre Cousine Hedwig ab, die ja im Chore mitsingt!“

Elisabeth blickte zu Boden, eine flüchtige Röthe flog über ihr Antlitz.

„Sie sind sehr gütig,“ sagte sie, „aber ich weiß in der That nicht, ob ich Ihr Anerbieten annehmen soll. Man erwartet mich nicht, und ich fürchte, ich könnte stören.“

„Stören? Sie?“ entgegnete Frau Anna und sah Elisabeth mit warmem Ausdruck in die Augen. „Wer, liebe Elisabeth, sähe Sie nicht immer gerne? Aber wie kommen Sie zu diesem Zweifel, liebes Kind? Hat doch am Ende die kleine Klatschzunge, Hedwig Söburg, in Ihrer Abwesenheit eine böse Saat gesäet, die jetzt zwischen Ihnen und den alten Freunden aufgegangen?“

„Mißverstehen Sie mich nicht, theure Frau,“ rief Elisabeth erregt und ergriff Frau Anna's Hände. „Sollte Hedwig so etwas selbst versucht haben, ihre Mühe wäre an dem treuen unverfälschten Sinn meiner alten Freundin gescheitert.“

„Und der junge Dichter?“ fragte Frau Anna und streichelte zärtlich Elisabeth's Wange, „so ist er es also, der Sie von dem Hause Ihrer Freundin ferner hält, als sonst?“

Wieder bedeckten sich Elisabeth's Wangen mit dunkler Gluth.

„Es wäre Unrecht,“ entgegnete sie rasch, „wollte ich mich über Doktor Blume beklagen. Er ist stets freundlich gegen mich. Sie selbst wissen ja, wie er sich für meine Ausbildung interessirt hat.“

„Aber er ist eine kalte, zurückhaltende Natur,“ unterbrach sie Frau Anna, „er versteht den warmen Pulsschlag des Herzens unserer Elisabeth noch nicht. Doch deshalb dürfen Sie nicht die Hoffnung und den Glauben an ihn verlieren. So ernste Männer, wie Fritz Blume, die sich noch dazu mit der Kunst beschäftigen, gebrauchen Zeit, ihre Gefühle erst in sich zu verarbeiten, sich mit denselben vertraut zu machen, bevor sie dieselben auszusprechen sich entschließen.“

Elisabeth blickte zu Boden:

„Ich werde ein solches Gefühl in Fritz Blume nie erwecken,“ sagte sie

fest. „Und wie könnte ich auch, ich, die in jeder Beziehung so weit unter ihm stehe, ein anderes Interesse in ihm erregen, als das der Theilnahme für ein armes alleinstehendes Mädchen, das die Liebe seiner Mutter besitzt. Fritz Blume lebt nur für die Schöpfungen seines Geistes, sein Herz schlägt für die ganze Menschheit, an einen Einzelnen wird es sich nie ketten."

Und doch singt unser Frühlingsdichter Rückert:

„Die ganze Welt ist viel zu groß,
Sie in ein Herz zu fassen. —"

„Glauben Sie mir, liebe Elisabeth, die Zeit wird auch für Fritz Blume kommen, da alle Ideale für Menschenbeglückung, die er in sich trägt, sein Herz nicht mehr auszufüllen vermögen, da selbst die Kunst ihre beglückende Macht verliert, da das ganze Sein sich einem Wesen entgegen sehnt, auf einen Gegenstand sich alle Liebe, alle Wünsche, alle Hoffnungen des Lebens richten."

Sie versank in Sinnen, ihr Auge erhielt wieder den eigenthümlich nach innen gekehrten Ausdruck, der ihr jetzt oft eigen war, für einen Augenblick schien sie selbst die Gegenwart Elisabeth's vergessen zu haben; denn fast erschreckt blickte sie auf, als Elisabeth, die an's Fenster getreten, die Bemerkung machte, daß der Wagen bereits vorgefahren sei. Frau Anna fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wolle sie die sie bestürmenden Gedanken verscheuchen.

„Nicht wahr, liebe Elisabeth," wendete sie sich dann zu dieser, „Sie haben Ihre Zweifel überwunden und begleiten mich. Sie bedürfen der Bewegung in frischer Luft, und die alte Frau werden Sie gewiß durch Ihr Kommen sehr erfreuen."

Einen Augenblick zögerte Elisabeth noch — dann nahm sie rasch entschlossen Hut und Mantel.

„Sie haben Recht, theure Frau!" wiederholte sie weich, „es wird mir gut sein, und meine alte gütige Freundin wird sich freuen."

Kurze Zeit darauf hielt der Wagen vor der Wohnung der Frau Blume. Frau Anna neigte sich zu Elisabeth und drückte zum Abschied einen Kuß auf die Stirn des jungen Mädchens. „Sie dürfen aber nicht den ganzen Abend fortbleiben, liebe Elisabeth," rief sie der sie Verlassenden nach. „Ich möchte heute nicht allein sein; ich weiß nicht, mir ist so seltsam ängstlich zu Muthe, als müsse mir etwas Besonderes begegnen."

Elisabeth versprach früh heim zu kommen und stieg dann die Treppen zu ihrer alten Freundin hinauf.

Nicht wie sonst war ihr Schritt leicht und elastisch, eine gewisse Müdigkeit drückte sich in ihren Bewegungen aus. Das junge Gemüth hatte zu viel zu tragen, zu viel heimliche Sorge und Angst lastete auf ihrem Herzen. Seit jener Zusammenkunft mit Edwin Berg, seit sie durch einen Zufall Zeuge der Unterhaltung des Direktors mit Rosetten gewesen, erfüllte eine unheilvolle Bangigkeit ihre Seele. — Jeder Tag konnte das Gefürchtete bringen, jede Stunde sich das Unheil über ihrem, über Frau Beermann's Haupte entladen. — Zwar hatte sie von Doktor Berg seit jener verhängnißvollen Unterredung nichts wieder gehört; sie wußte, er sowohl wie Editha hatten einige Tage darauf den Badeort verlassen, ohne sich noch einmal in dem alten Hause zu melden. Das aber hatte sie mehr beängstigt als beruhigt. Die Stille, das sich gänzliche Fernhalten Edwin's, kam ihr

wie die Ruhe vor dem Ausbruch eines Sturmes vor, der je länger er ausblieb, desto verheerender und furchtbarer werden mußte. Eben so ging es Elisabeth mit ihrem Verhältnisse zu dem Direktor Beermann. Seit sich der niedrige Charakter des Mannes ganz vor ihr offenbart, erfüllten sie seine ihr immer mit gleicher Beflissenheit dargebrachten Aufmerksamkeiten mit doppeltem Abscheu. Zu diesem Abscheu gesellte sich noch ein Gefühl der Furcht. Voraussichtlich würde der Direktor sich an den ihr gespendeten Aufmerksamkeiten nicht immer genügen lassen, — vielleicht wartete er nur eine geeignete Zeit ab, um mit seinen Absichten ihr dreister gegenüber zu treten. — Geschah das aber, dann konnte und durfte sie nicht länger, ohne sich etwas zu vergeben, in dem Beermann'schen Hause bleiben, — dann mußte sie Frau Anna doch verlassen, und alle Aufopferung ihrerseits, das drohende Verhängniß von dem geliebten Haupte abzuwenden, wäre vergeblich gewesen. Allein an der Seite eines Mannes, der sie nur ausbeutete, der sie verrieth, ohne eine Seele, die sie verstand und liebte, wo sollte die unglückliche Frau da eine Wehr gegen die anstürmenden Fluthen der Leidenschaft finden. Elisabeth kam es vor, als schritte sie im Beermann'schen Hause auf einem Vulkan einher, der jeden Augenblick ausbrechen und sie und alle Bewohner verschlingen könne. Und all diese Pein und Angst mußte das junge Mädchen allein tragen; kein Wort der erleichternden Mittheilung durfte über ihre Lippen kommen. Wohl hatte sie bemerkt, daß Frau Anna gelitten, schwer gelitten, als sie von der Abreise der Berg'schen Eheleute gehört, und weder der Eine noch der Andere ihr einen Abschied gegönnt. Frau Anna kam es wie eine Nichtachtung, ein Verrath von Edwin vor, der seiner Frau Mittheilungen gemacht haben müsse, die ihr die Liebe und Achtung derselben entzögen. Sie sprach ihr gekränktes Ehrgefühl gegen Elisabeth aus. — Elisabeth schwieg. Durfte sie eine Andeutung dessen machen, was Edwin ihr mitgetheilt, ohne die Leidenschaft in Frau Anna's Seele, die sie bekämpfen wollte, nur noch höher aufzuregen? Ebensowenig konnte sie der Gattin von der elenden Gesinnung ihres Gemahls Mittheilung machen, ohne das letzte Band zwischen den Eheleuten zu zerreißen. Eine Beruhigung fand sie darin, daß das Interesse des Direktors mit dem äußeren Wohlergehen seiner Frau so eng zusammenhing, daß derselben mindestens eine anständige Behandlung und eine Freiheit gesichert blieb, die es ihr vielleicht möglich machte, in der Kunst die Befriedigung und Ruhe zu finden, welche ihr in der Ehe versagt war.

Immerhin, so dachte Elisabeth, wäre eine Fortdauer dieser Ehe, die Frau Anna wenigstens eine achtungsvolle Stellung in der Gesellschaft sicherte, einer Verbindung mit einem Manne wie Edwin vorzuziehen. Wer, wie dieser, ein unschuldiges liebevolles Weib seiner Leidenschaft zu opfern vermochte, konnte auf die Dauer Anna Beermann nicht befriedigen. Vor Elisabeth's innerem Auge erhob sich das Bild ihrer Eltern. Wie oft hatte ihr die Mutter erzählt, daß ihre Ehe aus der heißesten Liebe geschlossen; und wie war das Ende dieser Ehe gewesen?

Auch die Liebe, schloß Elisabeth, kann nur beglücken, wenn sie aus reinem Herzen kommt. Auf Schuld gebaut, wird sie nur Elend bringen.

Frau Anna würde für einen Moment der Befriedigung alle anderen Güter opfern müssen, die für das Leben von Werth sind; die Welt würde

den Stein auf sie werfen, und einsamer als vorher würde sie dereinst mit bitteren Thränen beweinen, was sie dahingegeben.

Es waren das Alles Gedanken, wie sie in der reinen Seele eines jungen Mädchens, deren Jugendblüthe das Leid gezeitigt, in solchen Verhältnissen entstehen können.

Elisabeth fühlte sich gehoben in dem ernsten Streben nach strenger Pflichterfüllung selbst da, wo dieselbe eigene Aufopferung von ihr verlangte. Sie glaubte in jugendlicher Idealität, da sie einmal in das Haus Frau Anna's gekommen, sich von Gott ausersehen, ihr tröstend und helfend zur Seite zu stehen und sie vor der Sünde zu wahren. Wohl war sie sich der Schwierigkeit ihrer Lage bewußt, aber gerade das Gefühl, daß sie eine Art Märtyrerthum durch ihr Ausharren übernahm, that ihr wohl. So glaubte sie am besten, sich stark zu machen auch gegen die eigene Schwäche, sich in der Entsagung zu üben, die ihr vom Leben auferlegt worden, seit mit dem Ruin ihres Hauses das Glück ihrer Jugend begraben worden war. Würde es nicht auch ihr Loos sein, wie es das Frau Anna's war, ein einsames Leben zu führen ohne den verklärenden Glanz der Liebe? und sollte sie da nicht sich kräftigen durch die Theilnahme an einem Kampfe, den eine liebende Frauenseele gegen die Wünsche des eigenen Herzens führte?

Elisabeth's Verhältniß zu ihren Freunden war nicht mehr das alte; auch über den kleinen Kreis, in dem Elisabeth ihre schönsten Stunden genossen, schien sich eine Wolke ausgebreitet zu haben, die das frühere herzliche Verhältniß trübte. Hatte Hedwig Söburg doch ihren Zweck erreicht, und war das von ihr gesäete Mißtrauen gleich dem leicht keimenden Unkraut zwischen der Saat der Liebe aufgegangen und emporgeschossen.

Frau Blume zwar, die gute alte Seele, war gegen Elisabeth immer noch dieselbe. Sie war ihrem lieben Kinde wie früher auf's Zärtlichste zugethan, wenn sie auch die Aeußerung ihrer Mißbilligung nicht unterdrückte, als Elisabeth dem sehr freundlichen Entgegenkommen ihrer Cousine gegenüber eine kühle Zurückhaltung zeigte. Sie schalt Elisabeth eigensinnig und unversöhnlich; als diese indessen geduldig die Rüge hinnahm, gleichwohl aber fest erklärte, sie könne für Hedwig, wie sie sie bisher kennen gelernt, keine Freundschaft empfinden, erst müsse diese ihr thatsächliche Beweise von der Aenderung ihrer Gesinnung geben, ehe sie an die Versicherungen ihrer Liebe für sie glauben könne, da ließ die Alte die Sache fallen, obwohl mit einem Seufzer der Enttäuschung, und begnügte sich damit, die beiden Cousinen so viel als möglich in ihrem Hause zusammen zu bringen, um auf diese Weise eine innere Annäherung herbeizuführen. Die schönen Stunden gemüthlichen Beisammenseins mit den Freunden wurden für Elisabeth durch Hedwig's Gegenwart gänzlich gestört. Die geschwätzige Unterhaltungsweise Hedwig's, ihr oberflächlicher Sinn, der sich bei einem ernsten Thema nicht festhalten ließ, die Koketterie, mit der sie den jungen Männern begegnete, von denen sie Einen wenigstens ganz für sich zu fesseln suchte, das Alles ließ den geistigen Reiz, den früher diese traulichen Zusammenkünfte bei Frau Blume gehabt, nicht wieder zur Geltung kommen. Fritz Blume war größtentheils sehr stumm und einsilbig, und verkürzte die Zeit seiner Anwesenheit an solchen Abenden immer mehr. Von seinen eigenen Arbeiten und Schöpfungen, über die Elisabeth so gerne wieder etwas erfahren, schwieg er jetzt gänzlich. Doktor Kiesling ermuthigte ihn auch nicht mehr dazu, er kannte

das Mißbehagen, das die Weise Hedwig Söburg's in seinem Freunde erregte und fühlte selbst, daß derartige Mittheilungen in Gegenwart der jungen Dame nicht angebracht wären. Vor dieser gewöhnlichsten Prosa, wie sie sich so prägnant in Hedwig Söburg aussprach, mußte die Poesie sich verschleiern und in ihr inneres Heiligthum zurückflüchten.

Trotz der kalten Zurückhaltung Fritz Blume's ermüdete Hedwig doch nicht, alle Pfeile, die ihrer weiblichen Koketterie zu Gebote standen, gegen ihn abzusenden. War es ihr doch ein Trost und ein wohlthuendes Gefühl, daß gegen Elisabeth dieselbe Kälte gezeigt wurde als gegen sie. In der That hatte sich Fritz Blume's Wesen gegen Elisabeth sehr verändert. Wenn er ihr auch, wie schon erwähnt, rathend wie sonst zur Seite gestanden, so war doch nichts mehr von dem warmen, fast brüderlichen Entgegenkommen von früher zu merken; selbst seine Freundlichkeit hatte etwas Gezwungenes, ja zuweilen, wenn Elisabeth in alter Weise sich ihm vertrauensvoll zu nahen suchte, nahm sein Wesen etwas Rauhes, Abstoßendes an, das si auf's Tiefste verletzte. Der Einzige, der unverändert geblieben, wenigstens meinte Elisabeth so, war Doktor Kiesling; er begegnete dem jungen Mädchen noch immer mit derselben warmen, ja vielleicht mit einer wärmeren Zuneigung wie früher. Elisabeth empfand diese Wärme um so dankbarer, als sie von der andern Seite eine unverdiente Zurückweisung erlitten. So kam es, daß Paul Kiesling, den Hedwig zudem schon aufgegeben, bei den Sonntagszusammenkünften bei Frau Blume, die indessen auch nicht mehr so regelmäßig festgehalten wurden wie früher, immer in der Nähe Elisabeth's war und sich am meisten mit ihr unterhielt, ja, daß Beiden stets bestimmte Plätze neben einander am Tische Frau Blume's eingeräumt wurden. Elisabeth glaubte daraus von Neuem einen Beweis von der Kälte, ja der Abneigung Fritz Blume's zu erkennen. Unzweifelhaft folgte die Mutter nur seinem Wunsche, wenn sie ihn nicht neben sie placirte. Wie oft hatte Elisabeth schon bittere Thränen deßhalb vergossen; aber der jungfräuliche Stolz half ihr das gekränkte Gefühl beherrschen. Wenigstens sollte er, dem sie so viel Verehrung und herzliche Neigung entgegengebracht und der sie dafür so gering achtete, nicht merken, wie weh er ihr that. Auch sie fing an, sich möglichst fremd ihm gegenüber zu stellen und während sie gegen Paul Kiesling die alte Herzlichkeit zeigte, nahm sie gegen den Sohn ihrer alten Freundin ein immer scheueres zurückhaltenderes Wesen an.

---

20. Kapitel.

Elisabeth fand Frau Blume allein. Die alte Frau saß bei der Lampe, über eine Stickerei gebeugt, es war ein Weihnachtsgeschenk für ihren Sohn, an dem sie so emsig arbeitete. Beim Eintritt Elisabeths erhob sie sich freudig überrascht; seit langer Zeit war diese nicht mehr allein zu ihr gekommen.

„Wie lieb, daß Sie an mich denken und mir die stillen Stunden der Einsamkeit wieder einmal verkürzen helfen wollen," rief sie und reichte dem jungen Mädchen herzlich die Hand.

„So einsam, liebe Frau Blume?" entgegnete Elisabeth, „das habe ich

nicht gewußt. Ich dachte in der That, Hedwig, die so nahe wohnt, leistete Ihnen jetzt fast täglich Gesellschaft."

„Und deshalb glaubten Sie zurückbleiben zu dürfen!" unterbrach die Alte sie rasch. „Wissen Sie, liebe Elisabeth, daß mir das aber gar nicht von Ihnen gefällt! Die gute Hedwig — nun ja, sie mag ihre Schwächen haben — fragt jedesmal nach Ihnen, und sicher, sie würde sich freuen, Sie hier zu sehen. Sie ist doch immer Ihre Cousine, die nächste Anverwandte fast, die Sie haben — und die Geheimräthin hat sich doch auch gütig gegen Sie gezeigt, können Sie da das Vergangene, wenn Ihnen auch vielleicht Unrecht geschehen, nicht vergessen?"

Elisabeth war nicht angenehm durch das seit lange zum ersten Male wieder angeschlagene Thema berührt.

„Nicht Jedem ist es gegeben, so leicht und rasch zu vergessen!" erwiderte sie und beugte sich über die Stickerei der alten Frau, dieselbe zu betrachten.

„Wie hübsch!" sagte sie, „aber noch ist viel daran zu thun. Darf ich Ihnen ein wenig helfen, so lange ich hier bin?"

Frau Blume schüttelte etwas unmuthig den Kopf; die rasche und entschiedene Art, mit der Elisabeth das von ihr begonnene Gespräch abbrach, mißfiel ihr. In der That mit Hedwig Söburg war viel leichter und angenehmer zu verkehren als mit diesem kleinen Trotzkopf, der in der letzten Zeit, wie die alte Frau meinte, noch bedeutend an Trotz zugenommen. Sie willigte indessen ein, daß Elisabeth an einer Seite des Teppichs ausfüllte, während sie an der andern das Muster weiterführte. Das Gespräch, das nur langsam in Fluß kam, wollte sich nicht so beleben wie sonst. Elisabeth fühlte sich matt und traurig und die Alte war verstimmt, daß ihr liebes Kind, das sie trotz seiner Fehler doch immer noch herzlich liebte, nicht so lebhaft sprach und erzählte wie sonst.

Draußen hörte man die Korridorthüre auf- und zugehen. Frau Blume nahm Elisabeth die Stickerei aus den Händen und schloß dieselbe in die Kommode ein.

„Es ist mein Sohn," sagte sie, „er kommt heute früher zurück als gewöhnlich, sonst fände er den Kaffee sicher schon fertig. Ich wollte nur die Zeit seiner Abwesenheit zum Sticken benutzen, da die Arbeit drängt."

Rasch zündete sie unter der bereit stehenden Kaffeemaschine die Spiritusflamme an. Elisabeth setzte hilfbereit die Tassen zurecht. Mit klopfendem Herzen hörte sie auf die wieder verhallenden Schritte des Zurückgekehrten. Er war, wie es seine Gewohnheit, zuerst in sein Zimmer gegangen, um dann, wenn er sich seiner Sachen entledigt hatte, zu der Mutter zu kommen.

Nach wenigen Minuten schon öffnete sich die Thür des Nebenzimmers und Fritz Blume's hohe Gestalt erschien in derselben. Einen Augenblick blieb er bei Elisabeth's Anblick überrascht stehen, dann trat er mit höflicher Verneigung näher.

Jetzt erst bemerkten die Frauen, daß der junge Mann ungewöhnlich bleich aussah.

„Bist Du krank, Fritz?" fragte die Mutter besorgt.

„Ich bin ganz wohl, liebe Mutter," entgegnete er der alten Frau, ihre Hand dankbar für deren zärtliche Sorge an die Lippen drückend.

„So ist Dir irgend etwas Unangenehmes passirt?" fuhr Frau Blume zu fragen fort.

„In der That!“ war die Antwort, „ich habe heute höchst betrübende Dinge erfahren.“ Sein Blick streifte dabei fragend über Elisabeth hin, die wortlos aber innerlich auf's höchste erregt an dem Tische Platz genommen. Auch er rückte sich einen Stuhl an den Tisch und setzte sich Elisabeth gegenüber.

Frau Blume sah ängstlich auf ihren Sohn. Sie wußte nicht, sollte sie weiter fragen, oder lege ihm die Gegenwart Elisabeth's den Zwang des Schweigens auf. Fritz machte ihrem Zweifel bald ein Ende. „Es ist mir lieb, Fräulein von Gleissenberg,“ wandte er sich an Elisabeth, „daß ich Sie hier treffe. Sie gerade werden mir über die Angelegenheit, die mich berührt und die sich vor meinem Blicke noch in vieles Dunkel hüllt, einige Aufklärungen geben können.“

Die Stimme Fritz Blume's klang in Elisabeth's Ohr noch eisiger wie sonst, ein nervöses Zittern erfaßte ihren Körper, sie ahnte, was da kommen sollte.

„Gern, wenn ich es vermag!“ entgegnete sie leise, mit Anstrengung die Worte über die Lippen bringend.

„Es handelt sich um Berg!“ fuhr Fritz Blume fort. „Schreckliche, unerhörte Gerüchte sind mir heute zu Ohren gekommen, an deren Wahrheit ich zur Ehre der Menschheit zweifeln möchte. Man sagt, die Ehe Edwin Berg's mit Editha solle getrennt werden!“

Die alte Frau Blume fuhr mit einem Ausruf der Ueberraschung auf. Ihre Augen flogen von ihrem Sohne zu Elisabeth, die den Blick zu Boden gesenkt mit hochgerötheten Wangen und klopfenden Pulsen dasaß.

„Wissen Sie etwas davon, Fräulein Elisabeth?“ wandte sie sich mit scharfem Tone an das junge Mädchen.

„Fräulein von Gleissenberg muß über die Sache mehr wissen, wie alle Andern; denn während oder vielmehr durch ihr Zusammentreffen mit Bergs im Bade ist es, wie mir erzählt worden, zum Bruche zwischen den jungen Eheleuten gekommen.“

Frau Blume's Augen richteten sich groß und ernst auf Elisabeth.

„Sprechen Sie!“ rief sie ungeduldig, „ist es so?“

Es lag in dem Tone der alten Frau etwas wie eine Anklage, das Elisabeth reizte. Glaubte man etwa ihr eine Schuld bei dieser unseligen Sache beimessen zu dürfen oder machte man ihr einen Vorwurf aus ihrem Schweigen, das sie für ihre Pflicht gehalten? Wollte man sie denn jetzt hier immer mißverstehen? Mit dem Ausdruck stolzer Würde blickte sie auf:

„Ich kann und darf nicht über etwas sprechen, was nicht mein Geheimniß ist.“

Auf Fritz Blume's Stirn trat eine helle Röthe.

„Für ein Geheimniß, das ein verbrecherisches Verhältniß umhüllt, sollte sich ein junges Mädchen am allerwenigsten zum Deckmantel hergeben.“

Elisabeth erbleichte, das Blut trat ihr nach dem Herzen zurück. Mit aller Gewalt mußte sie sich bemühen, Herr ihrer Aufregung zu werden.

„Ich will glauben,“ sagte sie mit zitternden Lippen, „daß ein Mißverständniß oder Unkenntniß der Verhältnisse Sie veranlaßt hat, Worte gegen mich auszusprechen, die beleidigend sind.“

Fritz Blume lehnte sich in seinen Stuhl zurück, einen Moment hielt er die Hand vor die Augen, wie um sich zu sammeln.

„Wieder so heftig!“ nahm Frau Blume vermittelnd das Wort. „Sie sollten wirklich ein wenig sanfter werden, liebes Kind.“

„Ich bin in der That zu rasch gewesen!“ wandte sich jetzt Fritz Blume in milderem Tone zu Elisabeth. „Doch glaube ich an diesem raschen Vorgehen nicht allein Schuld zu sein. Lassen Sie mich jetzt zuerst Ihnen berichten, was ich erfahren habe, vielleicht werden Sie sich dann doch entschließen, hier oder da ein erklärendes Wort mir zu gönnen. Sie wissen ja, wie nah ich der Felton'schen Familie stehe und daß Edwin Berg mein Freund war. Es ist also nicht bloße Neugier, die es mich wünschen läßt, etwas klarer in dieser unglücklichen Angelegenheit zu sehen.“

Fritz Blume hielt einen Augenblick inne, als Elisabeth indessen nichts erwiderte, fuhr er fort: „Zuerst will ich Ihnen eine unwiderlegliche Thatsache mittheilen; Berg hat den Scheidungsprozeß eingeleitet und in den nächsten Tagen wird ein Schlußtermin stattfinden, in welchem allem Anschein nach ein für Berg günstiges Urtheil gefällt werden wird.“

„Aber das ist ja ganz unmöglich!“ rief Frau Blume mit zornig gerötheten Wangen dazwischen, „das liebe unschuldige Wesen, die sanfte Editha sollte vom Gesetz als schuldig verurtheilt werden? Das wäre ja eine schreiende Ungerechtigkeit.“

Fritz Blume zuckte die Achseln. „Allerdings wäre es das! Aber dennoch hat man mir von juristischer Seite versichert, daß es so geschehen werde. Das formelle Recht ist nicht immer das moralische Recht. Sicher ist, daß Editha von ihrem Gatten fortgegangen und daß Edwin Berg nach Verlauf der gesetzlichen Frist die Klage wegen böswilliger Verlassung gegen sie erhoben hat.“

„Das arme Kind!“ seufzte die Alte. „Was muß die junge Frau von dem Manne, den sie so heiß geliebt, erlitten haben, ehe sie sich zu diesem Aeußersten entschlossen hat.“

Elisabeth saß stumm und regungslos da, ein tiefes unsägliches Weh preßte ihr Herz zusammen.

„Das sind die Thatsachen!“ nahm Fritz Blume wieder das Wort und richtete voll und ernst sein Auge auf Elisabeth. „Jetzt will ich die Erklärungen mittheilen, die die Welt diesem Ereignisse gibt. Sollte den Gerüchten auch vielleicht hier und da eine Uebertreibung anhaften, im Ganzen habe ich nur zu viel Grund zu glauben, daß sie auf Wahrheit beruhen. Man sagt also, Berg habe schon vor seiner Verheirathung in einem intimen Verhältniß mit Frau Beermann gestanden. Fräulein von Gleissenberg wird am besten wissen, ob es sich so verhält.“

„Nein, nein! das ist nicht wahr!“ kam es bebend über Elisabeth's Lippen.

„Also nicht? Nun wohl, mag dem sein wie ihm wolle, daß Berg und Frau Beermann eine andere als freundschaftliche Neigung für einander empfanden, steht dessenungeachtet, glaube ich, wohl für Jeden fest, der die Verhältnisse genauer kannte.“

Elisabeth antwortete nichts.

„Die Welt sagt also weiter,“ fuhr Fritz Blume nach kurzer Pause fort, und sein Blick richtete sich noch fester auf Elisabeth, die fast schmerzhaft die Schärfe dieses Blickes empfand, „dieses Verhältniß habe sich trotz der Verheirathung Berg's im Geheimen fortgesponnen, ja man glaubt, Berg sei nur die Ehe mit Editha Felton eingegangen, um hinter derselben besser

sein verbrecherisches Verhältniß zu einer verheiratheten Frau verbergen zu können."

Elisabeth senkte die Augen zu Boden, kein Wort der Vertheidigung kam über die festgeschlossenen Lippen.

„Im Bade," nahm Fritz Blume seinen Bericht wieder auf, „sind beide, Berg und Frau Beermann scheinbar zufällig, doch in Folge bestimmter Verabredung zusammengetroffen. Hier stellte sich nun heraus, daß Berg sich doch in dem Charakter seiner Frau getäuscht; Editha wurde aufmerksam, und trotz aller Weichheit ihrer Natur suchte sie ihre Rechte als Frau geltend zu machen. Sie begehrte und forderte die Liebe ihres Gatten. Das aber war den Absichten desselben nicht entsprechend. Er entschloß sich kurz, ein Eheband, das von ihm nur aus egoistischen Absichten geschlossen war und den gewünschten Zweck nicht erfüllte, wieder von sich abzuschütteln. Editha's Jugend und Unerfahrenheit machte ihm die Sache leicht. Er beschloß eine Attake auf ihr Gefühl zu machen, gestand ihr seine unglückliche Neigung und flehte sie an, um ihrer Liebe willen ihn frei zu geben. Wie er vorausgesetzt geschah es, und man erzählt sich, Berg selbst habe seiner armen jungen Frau den Weg angegeben, den sie einschlagen müsse, um seinen Wünschen ganz nachzukommen. Gebrochen, vernichtet hat sie gethan, was Berg von ihr verlangt, und wird nun als schuldiger Theil von dem Gerichte verurtheilt werden."

„Schändlich! schändlich!" rief Frau Blume entrüstet. „Das ist eine That, die Gottes Gericht herausfordert."

„Eine That!" setzte Fritz Blume hinzu, „die ein furchtbares Licht auf die moralischen Anschauungen der gebildeten Welt wirft. So wagt ein Mann der Wissenschaft, ein Mann, der sich als Dichter und Schriftsteller einen Ruf erworben hat, der nach Ruhm und Ehre strebt, der Sittlichkeit in's Angesicht zu schlagen, öffentlich Allem Hohn zu sprechen, was Besseres und Edleres in der Menschenbrust wohnt. Und die Frau, die zu diesem Bubenstück ihre Hand gereicht, nennt sich eine Künstlerin!"

„Nicht weiter!" unterbrach ihn Elisabeth mit fliegendem Athem. „Ich werde es nicht leiden, daß in meiner Gegenwart eine Frau angegriffen wird, die ich liebe und hochachte."

„Eine solche Frau wie Frau Beermann, darf ein ehrbares Mädchen nicht lieben und achten."

„Wenn es wahr wäre, was Sie eben erzählt haben, dann hätten Sie Recht. Aber es ist nicht wahr; Frau Beermann ist unschuldig."

„Und doch haben Sie vorhin durch Ihr Schweigen die Richtigkeit meiner Behauptung zugegeben, daß eine andere als freundschaftliche Neigung zwischen Berg und Frau Beermann schon vor dessen Verheirathung bestanden."

„Eine solche Neigung ist aber noch kein Beweis, daß Frau Beermann zu einer unehrenhaften Handlung fähig ist. Ich will die That des Doktor Berg in keiner Weise entschuldigen, obwohl ich es genau weiß, daß sie mehr eine That der Leidenschaft, als eine aus raffinirter Schlechtigkeit entsprungene ist, wie man annimmt."

„Darf man fragen," unterbrach sie Fritz Blume hastig, „wodurch Sie zu dieser genauen Kenntniß gekommen sind?"

Elisabeth's Wangen färbten sich mit dunklem Roth. „Doktor Berg hat mir seine Gründe, die ihn zur Scheidung trieben, auseinandergesetzt."

Fritz Blume erbleichte, einen Augenblick starrte er Elisabeth mit dem Ausdruck des Schreckens an.

„Also doch!" murmelte er, „so wäre es doch wahr?"

Sie hob den Kopf und blickte ihn fest an.

„Was wäre wahr?" fragte sie.

Er sprang auf und ging heftig im Zimmer auf und nieder.

„Man erzählt," sagte er dann finster, „Fräulein von Gleissenberg wäre die Vertraute dieses ganzen schmählichen Liebeshandels gewesen, und durch nicht gerade ehrenhafte Dienste habe sie sich die angesehene Stellung in dem Hause Frau Beermann's errungen, die sie jetzt einnähme."

Auch Elisabeth war aufgesprungen, sie hielt sich zitternd an dem Stuhle fest.

„Unmöglich!" fuhr Frau Blume auf. „Unmöglich! Sagen Sie, daß es nicht wahr ist, Fräulein Elisabeth!"

„Es ist nicht wahr!" rief das arme Mädchen und sank wie gebrochen vor der alten Frau in die Knie. „Glauben Sie nicht an diese niedrige Verleumdung, meine gütige, theure Freundin!"

Mit hervorstürzenden Thränen drückte sie ihre Lippen auf Frau Blume's Hand. Auch in der Alten Augen standen Thränen.

„Du siehst, daß es nicht wahr ist, Fritz!" rief sie, „daß sie unschuldig ist."

„Doch nicht ganz so unschuldig, wie Sie selbst vielleicht meinen, Fräulein von Gleissenberg!" sagte er ernst, und vor die sich wieder Erhebende hintretend, fügte er mit weicherem Tone hinzu: „Sie hätten in solchem Hause nicht bleiben sollen, armes Kind."

Elisabeth beugte das Haupt: „Ich glaubte recht zu thun, wenn ich eine Frau in schwerer trauriger Lage nicht verließe, deren unglückliche Verhältnisse im eigenen Hause ich Gelegenheit hatte kennen zu lernen."

„Sie bedachten nicht, daß die Mitwisser einer bösen That auch als Mitschuldige betrachtet werden."

„Ich weiß von keiner bösen That! Im Uebrigen erkenne ich mein Gewissen als meinen einzigen Richter an."

„Und doch darf ein junges Mädchen das Urtheil der Welt nicht gering achten. Der Ruf desselben ist gleich einem Spiegel, den der geringste Hauch zu trüben vermag."

„Ich habe während der kurzen aber an bitteren Erfahrungen reichen Zeit meines Lebens Gelegenheit genug gehabt, die Ungerechtigkeit des Urtheils der Welt kennen zu lernen. Ich glaube mich über dasselbe fortsetzen zu dürfen."

„Sie haben sich zu sehr allein vertraut, liebe Elisabeth; Sie hätten Ihre Freunde um Rath fragen sollen!" warf Frau Blume ein.

„Ich stehe allein in der Welt und glaubte daher auch allein mit ihr fertig werden zu sollen," entgegnete Elisabeth mit schmerzlichem Zucken der Lippen. „Sie selbst" — sie sah auf Fritz Blume — „Sie selbst riethen mir, die Stellung in dem Beermann'schen Hause anzunehmen, so schwierig sie auch sei. Der Einzige, der mir davon abrieth, war Doktor Kiesling."

„Es ist mir noch sehr genau bewußt, daß ich Ihnen überhaupt abrieth, in ein fremdes Haus zu gehen. Sollte es aber einmal geschehen, so hielt ich das Beermann'sche Haus, dessen Verhältnisse mir indessen nur oberflächlich bekannt waren, nicht für schlimmer als ein anderes. Sie mußten

sich immer, sobald Sie diese Berufsart wählten, in schwierige Verhältnisse finden lernen. Ich setzte indessen, so viel ich mich erinnere, gleich hinzu, daß, sobald sich die Befürchtungen Paul's bewahrheiten sollten, es Ihnen ja frei stände, das Engagement sogleich wieder aufzugeben. Ich glaubte damals ganz Ihrem richtigen Gefühl vertrauen zu können, und rieth aus diesem Grunde auch später von jeder direkten Einmischung in Ihre Angelegenheiten ab. Hätte ich geahnt, wie es kommen würde —"

„Wer konnte das überhaupt ahnen," warf Frau Blume dazwischen. „Vielleicht ist es noch nicht zu spät, das Versäumte gut zu machen. Bleiben Sie hier, liebes Kind, kehren Sie nicht mehr zu dieser Frau zurück!"

Elisabeth hob wie abwehrend die Hände auf.

„Ich sagte Ihnen schon einmal, ich achte und liebe diese Frau und kann und werde sie jetzt, da die ganze Welt sie ungerecht beschuldigt, nicht verlassen."

Hochaufgerichtet stand sie da, der Ernst eines festen Entschlusses ruhte auf ihrem edlen Antlitz. Fritz Blume's Augen leuchteten auf in einem Strahl warmer Bewunderung.

„Sie halten wirklich Frau Beermann für unschuldig?" fragte er noch einmal.

„Ich weiß, daß sie unschuldig ist," war Elisabeth's bestimmte Antwort.

Er wandte sich ab und trat an's Fenster. Seltsam stürmische Gefühle bekämpften sich in seinem Herzen.

„Ich muß Sie noch einmal darauf aufmerksam machen," sagte er dann, sich wieder zu Elisabeth wendend, „daß Sie durch ein solches Festhalten an dieser einmal gefaßten Idee, bei Frau Beermann auszuharren, Ihren Ruf schädigen. Das Leben verlangt oft, daß man das Gefühl des idealen Rechtes den Anschauungen der Welt unterordnet."

In Elisabeth's Wangen stieg eine helle Röthe, ihre Augen schimmerten in feuchtem Glanze freudiger Genugthuung. Mit einem raschen Impuls reichte sie Fritz Blume ihre Hand hin.

„Sie verdammen mich also nicht?" rief sie, „Sie wissen, daß ich einem innern höheren Gebote folge, wenn ich trotz Allem, was die Welt sagen mag, ausharre an dem Platze, auf dem ich glaube nützen zu können."

Er sah ihr innig in's Auge.

„Denken Sie wirklich mit Ihrer schwachen Kraft der Gewalt der Leidenschaft Einhalt thun zu können? Glauben Sie, daß Frau Beermann, selbst wenn sie sich bis jetzt rein erhalten hat, dem erneuten Andrängen Edwin's würde widerstehen können?"

Elisabeth sah zu Boden.

„Ich weiß es nicht, aber ich hoffe es!"

Sie fühlte einen herzhaften Druck der Hand und eine bewegte Stimme sagte:

„So gehen Sie mit Gott, edles Mädchen, und verzeihen Sie mir, wenn ich Sie so ungerecht und rauh angeklagt!"

„Ich verzeihen?" rief sie in freudiger Rührung. „Ich bin glücklich, daß es so gekommen; jetzt weiß ich ja, daß ich hier" — sie reichte Frau Blume die Hand hin — „nicht mehr mißverstanden, daß ich hier immer treue Freundesherzen finden werde, wenn man auch ab und zu unter scheinbarer Rauheit diese Freundschaft zu verbergen liebt."

Fritz Blume senkte den Blick zu Boden:

„War ich rauh gegen Sie?“ entgegnete er weich, „bei Gott, ich wollte es nicht sein.“

Er ergriff Elisabeth's Hand und drückte sie an die Lippen, zum ersten Male, seit er das junge Mädchen kannte. Ein unendlich glückliches Gefühl stieg in Elisabeth's Seele auf, in tiefster Bewegung schlang sie den Arm um ihre alte Freundin und lehnte ihr Haupt an ihre Schultern, während Thränen der Freude über ihre Wangen flossen.

Die alte Frau legte ihre Hand wie segnend auf Elisabeth's Haupt:

„Ich wußte es ja,“ sagte sie dann, „daß es so kommen würde. Mein Fritz und Sie mußten sich ja doch endlich verstehen. Sind doch Eure Charaktere sich so ähnlich — beide so trotzig stolz und doch im Grunde des Herzens so ehrlich und gut. Ich wette darauf, wenn Ihr Euch genug ausgezankt habt, werdet Ihr Euch doch recht lieben lernen.“

Elisabeth stieg das Blut bis in die Schläfen und übergoß ihr Antlitz bis hinab auf den weißen Hals mit rosiger Gluth.

„Und doch klagt mich die öffentliche Stimme schon an!“

„Sie kann Ihnen nichts anhaben, sobald Sie mit dem stolzen Bewußtsein des Rechtes ihr die Stirne zu bieten vermögen.“

Frau Anna lehnte ihren Kopf matt an Elisabeth's Schulter.

„Aber er wird kommen,“ flüsterte sie beklommen, „er wird mit seinen großen dunkeln Augen mich flehend anblicken, er wird die Hände mir entgegenstrecken, ich werde seine Stimme, diese tiefe leidenschaftliche zitternde Stimme hören, die stets noch einen Wiederklang in meinem eigenen Herzen gefunden, und dann werde ich Alles, Alles vergessen haben, was ich mir auch jetzt vornehme und verspreche! Ich werde dann nur Eines fühlen, die Seligkeit seiner Nähe, und widerstandslos werde ich thun, was er von mir verlangt.“

Elisabeth seufzte tief auf. Der Muth, mit dem sie noch vor einer Stunde vor Fritz Blume sich ihrer Hoffnung gerühmt, Frau Beermann von dem drohenden Abgrunde zurückreißen zu können, begann merklich zu sinken. Diese Schwäche, wenn sie eine solche auch zuweilen geahnt, kam ihr doch unerwartet. Ihre Meinung von dem Charakter Frau Beermann's war also doch eine zu hohe gewesen! War Anna nichts als ein schwaches, leidenschaftliches Weib, oder ist die Macht der Leidenschaft wirklich eine so große, daß sie den Menschen vollständig umwandelt und zum Spielball ihres Willens machen kann?

„Was Sie mir da sagen, fasse ich nicht,“ sagte Elisabeth schmerzlich bewegt. „Sie sind nicht mehr dieselbe, die Sie damals waren, als Sie mit dem edlen Muthe der Tugend sich entschlossen, Edwin Berg zu meiden, ihn Editha allein zu überlassen.“

Frau Anna richtete sich auf, ihre Augen leuchteten in fieberhaftem Glanze.

„Ja, damals war es noch anders!“ rief sie. „O, wäre es noch so! Damals war noch Frieden in mir, trotz aller Schmerzen, die ich um ihn ertragen, im Vergleiche zu der ruhelosen Verzweiflung, die sich jetzt meiner bemächtigt hat. Damals kannte ich noch nicht, was es heißt, getrennt von dem zu leben, in dessen Sein die eigene Seele aufgeht, ich kannte nicht die Stunden einsamen, namenlosen Sehnens, in denen die dürstenden Lippen vergebens sich öffnen, um aus dem erquickenden Born der Liebe zu trinken, der ihnen auf ewig verschlossen ist. O, dieser ungestillte Durst zehrt an

den Kräften des Körpers, dieses unbefriedigte Sehnen macht die Schwingen der Seele matt. Dann erwachen die Dämonen in der Brust, dann nehmen sie Form und Gestalt an, und gespensterhaft umkreisen sie uns, immer die eine Weise wiederholend: Warum sollst Du allein des Glückes entbehren, das vom Schöpfer allen Sterblichen bestimmt ist? warum sollst du allein einsam durch's Leben gehen, während alle Geschöpfe der Erde sich liebend vereinen?"

„Arme, arme Frau!" seufzte Elisabeth.

„Ja, beklagen Sie mich, beklagen Sie mich!" rief Frau Anna leidenschaftlich und preßte Elisabeth's Hände in den ihren.

„Sie kennen meine Vergangenheit, Sie kennen mein einsames liebeleeres Leben. Ich habe nie das Glück gekannt, nie eine Befriedigung des Herzens empfunden, und jetzt, da sich mir das Glück darbietet, da es kommt, stürmisch, gewaltsam mich in seine Arme zu nehmen, jetzt sollte ich es in kleinlicher Aengstlichkeit von mir weisen, um einsam zu verdorren? Nein, lieber, und wenn auch nur für eine kurze Minute, den Kelch der Freude an die Lippen setzen, und sollte ich dieses Glück auch mit meinem Leben bezahlen müssen!"

Elisabeth schaute ernst und traurig der Aufgeregten in das glühende Antlitz.

„Sie sind krank, Frau Anna," sagte sie. „Das Fieber spricht aus Ihnen. Solche Worte wilder Leidenschaft können nicht in der Seele eines edlen Weibes geboren sein. Unsere Tugend besteht im Entsagen, Frau Anna. Sei getreu bis in den Tod, dann will ich Dir die Krone des Lebens reichen, so spricht der Herr. Ein Genuß, der durch Schuld erkauft ist, kann Ihnen das Glück nicht bringen, nach dem Sie sich sehnen. Ich wenigstens glaube es nicht. Editha's Thränen würden das Feuer Ihrer Freuden löschen, ihre geknickte Jugendblüthe gleich einem Schatten zwischen Sie und Edwin Berg treten."

„O Gott," stöhnte Frau Anna auf und rang verzweiflungsvoll die Hände. „So sind wir denn beide zum Elend verdammt, elend, wenn wir getrennt bleiben, elend, wenn wir uns besitzen! Gibt es denn keinen Ausweg aus diesem Labyrinth, in das ich verstrickt bin, keinen?"

„Es gibt einen Ausweg!" entgegnete Elisabeth mit mildem Ernst. „Gott gab uns eine Leuchte, eine Wahrheit auf unsern dunklen Lebenspfad mit. Suchen Sie Trost in dem Gottesworte, flüchten Sie an das Herz der göttlichen Liebe. Auch ich glaubte, als die Tage schwerer Trübsal meine Jugend verdüsterten, das Leben nicht tragen zu können, aber meine Mutter führte mich zu Gott und lehrte mich, an seinen Worten mich laben und Muth zum Ausharren schöpfen."

Frau Anna sah das junge Mädchen mit großen Augen an.

„Wie glücklich sind Sie, Elisabeth!" rief sie, „Sie hatten eine Mutter, die Sie beten lehrte; mich, das Kind des Elends, hat Niemand beten gelehrt. Mir ist Gott fremd geblieben."

Elisabeth war tief ergriffen.

„Ich bin ein unwissendes Mädchen!" rief sie, „aber mein Herz sagt mir, daß ich an den richtigen Helfer Sie gewiesen. Lassen Sie uns gemeinsam beten, daß wir das Licht finden in der Finsterniß, die uns umgibt."

Frau Anna neigte beistimmend das Haupt.

„Sie sind gut, Elisabeth," sagte Sie, „Sie sind ein Engel, den mir Gott gesendet, mich zu trösten. Führen Sie das Werk Ihrer Liebe aus, wenn ich auch wenig Hoffnung habe," setzte sie matt hinzu, „daß Sie Ihr Ziel erreichen werden. Für mich ist Alles zu spät, Alles!"

Elisabeth antwortete nichts. Hastig eilte sie auf ihr Zimmer und nahm von dem niederen Bücherbrette die kleine schmucklose Bibel. Ihr schien es wie eine göttliche Eingebung, daß sie diesen Weg zur Rettung eingeschlagen. Wenn auch alle Menschenworte machtlos abgleiten von dem gehärteten Menschenherzen, das Wort der ewigen Gottesliebe findet doch noch einen Eingang in dasselbe und löscht mit dem Balsam seiner Barmherzigkeit den brennenden Schmerz der Wunden, die das Leben geschlagen.

Mit tiefer Rührung schlug Elisabeth das heilige Buch auf. Es war das Einsegnungsgeschenk ihrer Mutter, in das dieselbe mit eigener Hand einige Worte der Erinnerung geschrieben.

„Die Bibel ist der beste Schutz auf Erden," las Elisabeth. „Es gibt kein Verhältniß im Leben, keine Versuchung und Gefahr, keine Angst und Sorge, keinen Schmerz und kein Herzeleid, wofür in diesem Gotteswort nicht Rath und Trost, Licht und Leben allzeit vorhanden wäre."

Thränen rieselten beim Blick auf die theueren Schriftzüge der Verewigten über die Wangen der Waise. Ihr Auge richtete sich betend nach oben.

„Herr, segne Du mein Bemühen," flehte sie. „Laß mich das rechte Wort finden, die gequälte Seele zu trösten, ihren Geist zu erheben. Lenke Du sie aus dem dunklen Thal des Irrthums zu Deinem ewigen Lichte!"

Mit neuem Muthe kehrte Elisabeth in das Zimmer Frau Anna's zurück.

Sie fand dieselbe gefaßter wie sie zu hoffen gewagt hatte. Auf ihr Zureden legte sich die von Fieberschauern geschüttelte in's Bett. Elisabeth setzte sich zu ihr, und die heiße Hand der Leidenden in der ihren haltend, las sie ihr mit feierlich bewegter Stimme die heiligen Trostesworte der Apostel vor.

---

21. Kapitel.

Der Name Edwin Berg durchschallte bald die ganze Residenz. Nicht allein sein Scheidungsprozeß kursirte von Mund zu Mund und gab ein ergiebiges Unterhaltungsthema in den Klatschgesellschaften der Frau Basen ab, auch die Literatenwelt war um seinetwillen in Aufregung. Edwin Berg hatte der Hofbühne ein Stück von seiner Feder eingereicht, das, wie jetzt bekannt wurde, angenommen worden war und in nächster Zeit zur Aufführung kommen sollte.

Die Presse beschäftigte sich schon im Voraus vielfach mit dem neuesten Werke des genialen Verfassers.

Man suchte aus dem angekündigten Titel auf den Inhalt des Charakterbildes — so hatte es Edwin Berg benannt — zu schließen und glaubte demnach in demselben ein Einschlagen der französischen Richtung annehmen zu können, einestheils weil diese Art Stücke am meisten von der Intendanz bevorzugt wurden, und dann, weil schon die poetischen Erzählungen des Verfassers eine Neigung dahin verrathen hatten.

„Was wird das nun wieder für ein Machwerk sein?" kopfschüttelte ein alter, grauköpfiger Herr mit rundem frisch gerötheten Gesicht, der in einer Konditorei der Hauptstraße beim Kaffee eben in der Zeitung die Ankündigung der für die nächste Woche festgesetzten Aufführung des Berg'schen Stückes gelesen. Er wandte sich dabei an einen ihm gegenüber sitzenden elegant gekleideten jungen Mann, der in die Lektüre eines Journals vertieft überrascht bei der Anrede des Fremden aufblickte.

„In dem Neuen, das uns die Hofintendanz bietet," fuhr der alte Herr unbeirrt fort, „können wir immer mit ziemlicher Gewißheit etwas von dem französischen Hautgout wittern, von dem man glaubt, daß es allein noch im Stande sei, die verwöhnten Gaumen unserer fashionabeln Gesellschaft zu kitzeln. Was zeigt man jetzt von der Bühne herab dem Volke? Die Verherrlichung des Lasters, eine unter Blumen verdeckte ekelhafte Fäulniß, und wenn der Charakterspieler auf dem Theater einen aus dem Leben gegriffenen Schurken recht natürlich darstellt, dann applaudirt man und freut sich, daß man doch noch vielleicht ein wenig besser ist, wie der zum Gaudium Aller dargestellte Ehrenmann."

Der junge Mann verneigte sich mit vornehmer Zurückhaltung.

„Mit wem habe ich die Ehre?" fragte er, augenscheinlich nicht sehr geneigt, das Gespräch, das ihn vielleicht wenig interessirte, fortzusetzen.

„Wie, Sie kennen mich nicht?" fragte der alte Herr erstaunt und rückte seine während des Lesens auf die Stirn geschobene Brille wieder über die Augen herab, sein Gegenüber sich genauer zu betrachten. „Seit zwanzig Jahren trinke ich hier in dieser Konditorei täglich meinen Nachmittagskaffee, jedermann fast, der hierher kommt, kommt nur um meinetwillen her."

„Ich muß bedauern, daß ich dieses Glückes nicht theilhaftig bin," entschuldigte sich der junge Mann, augenscheinlich durch das Wesen des alten Herrn belustigt. „Seit meinen ersten Jünglingsjahren abwesend habe ich wohl versäumt, mich mit den berühmten Persönlichkeiten meiner Vaterstadt bekannt zu machen."

„Also doch wenigstens ein Landsmann!" rief der Alte gutmüthig und reichte dem jungen Manne die Hand hin, „mein Name ist Gotter."

Ueber des jungen Mannes vorhin etwas düstere Züge flog ein heiteres Lächeln. In der That, der Name Gotter war ihm bekannt genug als der eines reichen Theaterenthusiasten und Freundes und Beschützers aller Mimen. Das Rauchzimmer dieser Konditorei war deshalb auch seit zwanzig Jahren ein beliebter Versammlungsort für alle die dramatischen Künstler, die sich aus einem oder dem andern Grunde um die Gunst des Herrn Gotter bemühten. Der junge Mann erinnerte sich jetzt lebhaft Alles dessen, was er über diesen originellen Mann gehört, und mußte im Innern darüber lächeln, wie er so ganz ohne Absicht in diesen intimen Rendez-vous-Ort der Schauspielerwelt gerathen.

Die Jugend ist rascher zu einer Wandlung der Stimmung geneigt, wie das reifere Alter. Welch ernste Gedanken und schwerwiegende Entschlüsse auch vorher des jungen Mannes Seele bewegt haben mochten, jetzt gab er sich mit voller Lust dem kleinen Abenteuer hin. Vielleicht war es ihm eine Wohlthat, für einen kurzen Augenblick wenigstens zu vergessen, was ihn bedrückte.

Der alte Herr hatte aufmerksam die Wirkung beobachtet, die sein Name auf den jungen Mann ausgeübt, und schmunzelte befriedigt.

„Aha!“ rief er, „nun wissen Sie. Jetzt geht Ihnen wohl ein Licht auf, junger Freund!“ und sich näher zu ihm hinneigend fragte er flüsternd: „Sie sind wohl erst seit kurzer Zeit hier thätig oder steht das erste Debüt auf einer hiesigen Bühne Ihnen gar noch bevor?“

Der junge Mann nickte noch heiterer lächelnd, in diesem Augenblick sah der blonde Kopf mit den hellen blauen Augen, dem sprossenden Bärtchen auf der kurzen Oberlippe recht hübsch aus. Der alte Herr betrachtete ihn mit offenbarem Wohlgefallen. So sehr daran gewöhnt, daß nur Schauspieler oder durch diese eingeführte Fremde diesen Ort besuchten, zweifelte er keinen Augenblick daran, daß der junge Mann ein Schauspieler sei oder werden wolle, und daß ihn dieser oder jener seiner Bekannten hergesandt haben müsse, damit er ihn kennen lerne.

„Darf ich nach Ihrem Namen fragen, junger Freund?“ fuhr der alte Herr in wohlwollendem Tone fort.

Einen Augenblick besann sich der junge Mann, um seinen Mund zuckte ein Zug heiteren Muthwillens.

„Ich heiße Viktor,“ sagte er dann rasch entschlossen.

„Viktor? nichts weiter?“ fragte der alte Herr, und blickte mit noch gespannterer Neugierde in das frische Jünglingsgesicht.

Victor biß sich auf die Lippen, um das Lachen zu verbeißen, und nickte dann zustimmend mit einer komischen sauersüßen Miene.

„Ah, ich verstehe!“ nickte der Andere geheimnißvoll. „Sind aus guter Familie — wider Willen des Papas zur Kunst gegangen! Habe ich recht gerathen?“

Er klopfte dabei dem jungen Mann vertraulich auf die Schulter. „Na, nur immer Kourage!“ fuhr er fort, „brauchen sich gar nicht zu schämen! Dem Genius muß man folgen, wenn er uns treibt, und haben Sie nur erst etwas Tüchtiges geleistet, dann wird der Papa auch schon noch sein Amen dazu sagen. Bei welcher Bühne wollen Sie sich zuerst versuchen?“

Viktor blickte verlegen zu Boden. Der Eintritt eines großen, stattlichen Mannes überhob ihn zu seiner sichtlichen Erleichterung einer Antwort.

„Willkommen, lieber Beyer!“ winkte der alte Herr dem Eintretenden mit der Hand zu. „Das ist ja prächtig, daß ich Sie heute noch sprechen kann. Setzen Sie sich zu uns. Sie kommen direkt aus der Probe des neuen Stückes, nicht wahr?“

„Ganz recht!“ entgegnete der Angeredete, hing seinen Pelz an den Riegel, fuhr sich mit der Hand durch das volle dunkle Haar und nahm den ihm angewiesenen Platz neben Herrn Gotter ein.

„Herr Viktor,“ stellte der alte Herr vor: „ein angehender Jünger der Kunst, vorläufig noch unbekannt, hoffentlich aber schon auf der ersten Staffel der Leiter des Ruhmes.“ Und auf den Andern weisend: „Herr Beyer, der berühmte Beyer, erster Helden- und Charakterspieler am Hoftheater; ein vorzüglicher Wallenstein, Don Philipp, Richard III.“

„Et cetera, et cetera!“ unterbrach ihn der Andere und nickte leicht und vornehm dem jungen Manne zu. „Werden mich noch selber genug sehen; wo sind Sie angestellt, Herr Viktor?“

Diesmal war der junge Mann schon besser auf die Antwort vorbereitet.

„Ich habe bis jetzt noch kein Engagement,“ entgegnete er rasch.

„Hm!“ machte Herr Beyer und ließ sein Auge prüfend über des jungen

Mannes Gesicht und Gestalt gleiten. „Würden dem Aeußern nach einen guten Liebhaber, d. h. von der schmachtend elegischen Sorte abgeben. Haben Sie ein gutes Organ?"

Wieder flog ein heiteres Lächeln über Viktors Antlitz.

„Ich hoffe!" sagte er, „man hat meinen Tenor stets gerühmt."

„Ah, Sie sind Sänger? Desto besser, haben da mehr Aussichten. Wir armen Mimen bekommen, selbst wenn wir zu den Besten gehören, kaum die Hälfte von dem, was ein Sänger, dem die Natur nur eine erträgliche Stimme gegeben, ganz ohne Mühe verdient. — Und wie müssen wir uns mühen und quälen, wie oft mit Widerwillen die jämmerlichsten Erzeugnisse moderner Bühnendichter reproduziren, leeren Schemen erst reges Leben einhauchen und dann doch noch riskiren, trotz aller Kraftanstrengung durch das Stück und mit dem Stücke zu fallen."

„Bester Freund!" rief Herr Gotter und schob wiederholt seine Brille in die Höhe und wieder zurück, ein Zeichen von besonderer Aufregung. „Sie kommen aus der ersten Probe des neuen Stückes? Wissen Sie, daß das, was Sie da sagen, bedeutungsvoll, höchst bedeutungsvoll ist!"

Beyer lachte: „Sie legen gleich Allem eine besondere Bedeutung unter, Herr Gotter; doch nicht immer eine ganz richtige. Offen gestanden dachte ich in diesem Augenblick mehr an die gehaltlosen französischen oder dem Französischen nachgebildeten Machwerke als an das Stück Bergs.

Viktor, der so lange schweigend aber sehr aufmerksam zugehört, fuhr bei dem Namen Berg wie elektrisirt in die Höhe.

„Berg's?" rief er und sein Antlitz nahm einen finster drohenden Ausdruck an: „Sie sprechen von einem neuen Stücke Edwin Bergs?"

„Das in nächster Woche im Hoftheater zur Aufführung kommen wird!" ergänzte Gotter und schaute erstaunt über die Brille hinweg auf den jungen Mann.

„Kennen Sie etwa Doktor Berg?" fragte der Schauspieler, Viktor jetzt gleichfalls mit den Augen fixirend.

„Ich kenne ihn!" war die rasche mit mühsam erzwungener Ruhe gegebene Antwort.

Viktor hatte sich wieder gesetzt und die Hand über die Augen legend, als wolle er den Ausdruck seines Gesichts verbergen, setzte er mit seltsam zitternder Stimme hinzu:

„Ich wußte wohl, daß er sich schriftstellerisch beschäftigt, hatte aber keine Ahnung davon, daß jetzt ein Stück von ihm aufgeführt werden würde."

„Lesen Sie denn keine Zeitungen, junger Mann?" fragte Gotter mit mißbilligendem Kopfschütteln. „Alle literarischen Blätter haben schon über Doktor Bergs erste dramatische Dichtung gesprochen."

„Ich interessire mich wenig für die literarischen Bestrebungen," entgegnete Viktor mit stolz aufgeworfener Oberlippe.

„Das ist aber ein großer Fehler, ein sehr großer Fehler für einen jungen Mann, der Bühnenkünstler werden will!" eiferte Herr Gotter.

Der Schauspieler musterte noch immer mit prüfenden Blicken den jungen Mann.

„Ein sehr gutes Stück, Herr Viktor!" sagte er, ohne die Augen von demselben abzuwenden. „Wenn Berg zu Ihren Bekannten gehört, können Sie stolz auf diese Bekanntschaft sein!" und sich zu Gotter wendend: „In

der That, das Berg'sche Stück ist das geistreichste und genialste, was die Lampen seit lange gesehen haben werden."

Der junge Mann erwiderte nichts auf die an ihn gerichteten Worte des Schauspielers, nur seine Lippen zitterten in mühsam unterdrückter Erregung. „Also wirklich, wirklich?" rief Gotter, ganz von dem einen Wunsche erfüllt, etwas Näheres über das vielbesprochene Stück zu erfahren. War es doch sein Stolz, einer der Ersten zu sein, der in solchen Fällen mit Sicherheit ein Urtheil aussprechen, einen Erfolg oder Mißerfolg voraussagen konnte. — „Ich hatte das in der That nicht erwartet; Berg schien mir sehr zum französischen Geschmack hin zu neigen. Seine poetische Erzählung, die im vergangenen Winter erschien, so reizend sie auch war, schmeckte doch etwas nach der Fäulniß französischer Sittenverderbniß."

„Davon ist freilich auch sein neuestes Werk nicht frei zu sprechen; aber die Dialektik des Dialogs ist so brillant, die Situationen so fesselnd, die Sprache so schön, daß man alles Andere vergißt. Auch hier wie in seiner poetischen Erzählung kämpft er für das Recht der Liebe, das seiner Meinung nach über allen anderen Rechten steht; hier wie da schwelgt er förmlich in der Ausmalung einer unerlaubten leidenschaftlichen Neigung zweier durch eheliche Bande Gefesselter. Aber anders wie in seiner früheren Dichtung läßt er diesmal die Liebenden nicht tragisch enden, sondern führt sie durch den Kampf zum Sieg. Das Ganze schließt mit einer begeisterten Apotheose der Macht der Liebe, die alle gesellschaftlichen Schranken zu durchbrechen berufen sei."

Der junge Mann biß sich heftig auf die Lippen; seine Hand fiel gewichtig auf den Tisch.

„Nie!" rief er aufspringend und seine blauen Augen glühten unheimlich wild. „Nie darf das geschehen! Nie soll Edwin Berg Sieger sein, so lange ich noch einen Arm habe, den Schimpf zu rächen, den er uns angethan!"

Der alte Herr wie der Schauspieler sahen sich beide mit besorgten Blicken an: „Sollte dieser Mensch wahnsinnig sein?"

Gotter legte beruhigend die Hand auf den Arm Viktors.

„Sie sind außer sich, junger Mann! Bedenken Sie, wo Sie sind; suchen Sie sich zu fassen, was Sie auch gegen Edwin Berg haben mögen!"

Viktor fuhr mit der Hand über die brennende Stirn.

„Sie haben Recht," sagte er dann, „nicht hier ist der Ort, wo ich ein Verständniß finden kann für das, was mich in diesem Moment bewegt. Sagen Sie mir nur noch eins: „Wird Berg zu der Aufführung dieser schmählichen Fanfaronade herkommen?"

Die beiden Herren warfen sich wieder einen fragenden Blick zu.

„Wägen Sie Ihre Ausdrücke, Herr Viktor!" rief der Schauspieler, „Sie haben es hier mit dem Werke eines begabten und anerkannten Dichters zu thun. Respekt vor dem Genius!"

„Nicht, wenn der Genius sich mit Schmach besudelt," entgegnete der junge Mann mit bitterem Lachen. „Sollte Ihnen nicht bekannt sein, daß obiges Dichterwerk, in dem Sie eine Rolle spielen werden, mein Herr, nicht allein eine Apotheose der Liebe, wie Sie vorhin äußerten, sondern zugleich auch eine Apotheose der eigenen Erbärmlichkeit ist?"

Die Herren sprangen auf, Viktor wehrte sie ab.

„Sagen Sie Doktor Berg, wenn er es wagen sollte zu der Aufführung herzukommen — Viktor Felton sei hier und würde das Nachspiel zu seinem Stücke liefern. — Und damit Gott befohlen!“

Bei diesen Worten hatte er sich den Pelz umgeworfen, den Hut auf den Kopf gedrückt und eilte hinaus.

Ein staunendes: „Ah!“ folgte ihm von den Lippen der Zurückbleibenden.

„Viktor Felton!“ rief Gotter — „nun verstehe ich Alles! Er ist der Bruder von Berg's Gemahlin, von der er sich, wie man sagt, scheiden lassen will.“

Der Schauspieler stützte sinnend das Haupt in die Hand. „Es müssen böse Geschichten vorgekommen sein,“ murmelte er, „ich habe mancherlei schon davon gehört. Jedenfalls wäre es klüger von Berg gewesen, er hätte es mit der Aufführung seines Stückes noch anstehen lassen. Das muß böses Blut geben.“

„Und wie mir erzählt wurde, wird der Dichter zur Aufführung hier erwartet?“

„Ganz recht, wenn nicht irgend eine glückliche Schicksalsfügung ihn fern hält.“

„Man sollte ihn warnen!“

Der Schauspieler schüttelte das Haupt.

„Wer kann seinem Geschick entgehen? Eine Warnung würde Berg, wie ich seinen Charakter beurtheile, eher hertreiben, als zurückhalten. Hätte er sonst gerade jetzt auf die Aufführung gedrungen?“

Gotter nickte zustimmend. Den beiden Herren war die Lust an ihrem Zusammensein gestört, auch sie verließen bald die Konditorei.

Viktor Felton stürmte unterdessen, kaum wissend wohin er seine Schritte lenkte, in einer bis auf's Höchste gesteigerten Aufregung durch die Straßen der Residenz. Den Hut tief in die Augen gedrückt, den Blick finster zu Boden gesenkt, eilte er vorwärts. Bald erregte er die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden. Man stand still und sah ihm nach. Einige Gassenjungen fingen schon an, sich das Vergnügen zu machen, hinter ihm her zu laufen.

Da wurde er durch den halb freudigen, halb erstaunten Ausruf: „Viktor!“ aus seinen düsteren Träumen geweckt.

Zwei Herren standen vor ihm, von denen der Eine ihm herzlich die Hand entgegen streckte.

Viktor blickte einen Augenblick starr auf den Gegenüberstehenden, als koste es ihm Mühe, seine Gedanken zu sammeln. Dann aber übergoß ein helles Roth angenehmer Ueberraschung sein Antlitz. „Der Himmel führt Sie mir zu, mein werther Freund und Lehrer!“ rief er und sich jetzt auch zu dem Andern wendend, setzte er freundlich hinzu: „Also noch immer Orest und Pylades wie auf der Schule, mein lieber Doktor Kiesling!“

„Sollte die Freundschaft so rasch vergehen?“ entgegnete der Doktor, und schüttelte kräftig die ihm dargereichte Hand. „Ich hoffe, auch wir Beide haben die Knabenjahre noch nicht ganz vergessen.“

„Gewiß nicht, gewiß nicht!“ rief Viktor.

Erstaunt hatte er sich während dessen umgesehen; in seinem ziellosen Vorwärtsstürmen war er in eine ihm gänzlich fremde Gegend gerathen. Zugleich bemerkte er jetzt die gaffende Jugend der Residenz, die mit offenem

Munde ihn noch immer anstarrte, in der Hoffnung, daß irgend etwas Besonderes mit dem seltsamen Menschen geschehen müsse. Ein trübes Lächeln trat auf seine Lippen. „Es scheint, ich habe die Neugier der lieben Buben hier erregt!" sagte er. Dabei zog er eine Börse aus der Tasche und einige kleine Münzen derselben entnehmend, warf er sie den gierig darauf losstürzenden Jungen zu.

„So, nun macht Euch aber fort!" rief er, und sich wieder zu den Freunden wendend:

„Mir ist es heute wie im Märchen ergangen. Ein böser Geist muß mich verzaubert haben; ich weiß in Wahrheit nicht, wo ich bin. Führen Sie mich an Ihrer bewährten Hand aus diesem Irrgarten, lieber Blume."

„Wir sind ganz nahe bei meiner Wohnung, zu der ich eben mit meinem Freunde die Schritte lenkte, als wir Ihnen begegneten," sagte Blume freundlich. „Gehen Sie mit uns hinauf!"

„Mit Vergnügen," entgegnete Viktor. „Sogleich nehme ich das vorhin Gesagte zurück. Es mag also doch ein guter Geist gewesen sein, der mich wider meinen Willen hierher führte. War es doch meine Absicht, Sie, mein lieber Freund, sobald als möglich aufzusuchen. Wir haben uns viel zu erzählen, seitdem wir uns im Sommer, als ich von meiner Orient-Reise zurückkehrte, zum letzten Mal gesehen."

Fritz Blume drückte Viktor statt aller Antwort mit einem Blick voll inniger Theilnahme die Hand.

In wenigen Minuten war das Haus erreicht, in dem Fritz Blume wohnte. Oben in seinem Studirzimmer nöthigte er die Freunde Platz zu nehmen. Er selbst eilte zur Mutter, sie zu begrüßen und zugleich zu bitten, für eine Erfrischung zu sorgen.

Bald darauf saßen die Freunde still bei einander; eine Flasche Wein und ein kleiner Imbiß standen von der sorglichen Mutter hergerichtet vor ihnen auf dem Tische, aber Keiner hatte bis jetzt etwas angerührt. Es lag wie eine dunkle Wolke auf Allen; jeder fühlte, daß etwas Schmerzliches erörtert werden müsse, und scheute sich doch, damit zu beginnen.

Viktor Felton lehnte mit düster zusammengezogenen Brauen und gesenkten Lidern in einer Ecke des Sophas, während Fritz Blume mit trauriger Gespanntheit auf ihn blickte. Auch der blonde Doktor war nicht so heiter als sonst. Der Ausdruck seines Antlitzes war nicht mehr so frisch und lebensfroh wie früher, auch über seine heitere Lust und Laune schien eine erkältende Hand gefahren zu sein.

Kiesling unterbrach zuerst die allgemeine Stille:

„Ich fürchte fast," sagte er, „daß ich heute hier störe. Die vertraulichen Mittheilungen, die Herr Felton Dir machen will, sind doch vielleicht nicht für das Ohr eines Dritten bestimmt, wenn dieser Dritte Dir auch noch so nahe steht."

Fritz Blume erwiderte nichts, er sah fragend auf Viktor.

Viktor schüttelte das Haupt.

„Nein, nein!" sagte er. „Was ich Blume etwa noch mitzutheilen habe von dem Unglück, das meine Familie betroffen, ist kein Geheimniß mehr. Muß Alles doch bald klar zu Tage treten, denn heute ist das Scheidungserkenntniß gefällt, und meine Schwester als schuldiger Theil verurtheilt worden."

„Also wirklich?“ entgegnete Fritz Blume dumpf, „es ist eine Schmach für unsere Gesetze, daß so etwas geschehen kann.“

Bitter zuckte es um Viktors Mund.

„Nicht die Gesetze sind deshalb anzuklagen, lieber Freund, sondern die Schuld trifft allein den Nichtswürdigen, der mit schlauer Berechnung seine Macht über ein liebendes Weib benutzt hat, um sie zu Schritten zu bewegen, die den Schein der Schuld auf sie werfen mußten.“

Fritz Blume athmete tief auf.

„Ich will hoffen,“ sagte er, „daß es Edwin Berg nicht auf ein günstiges Erkenntniß, sondern mehr auf einen Scheidungsgrund überhaupt angekommen ist und daß er in der Hitze der Leidenschaft, die ihn erfaßt hat, die Folgen nicht ganz klar übersehen.“

„Ich glaube, daß er ein Schurke ist durch und durch!“ rief Viktor heftig, mit vor Haß glühenden Augen. Fritz Blume legte beruhigend seine Hand auf des Erregten Arm.

„Sie haben da ein hartes Wort ausgesprochen,“ sagte er.

„Allerdings ist Ihrer Schwester und in ihr Ihrer ganzen Familie ein so großes Leid zugefügt worden, daß Sie ein vollkommenes Recht haben, dem, der so grausam Sie verletzt hat, zu zürnen. Aber gehen Sie in Ihrem Zorne nicht zu weit! — Berg ist ein Mensch voller Fehler und Schwächen, dennoch bin ich überzeugt, daß nicht überlegte Schlechtigkeit, sondern allein der Fanatismus der Leidenschaft ihn in die Schuld getrieben.“

„Die Gründe seiner Handlungsweise habe ich nicht zu erwägen; ich sehe nur, was er gethan, und das ist unentschuldbar.“

„Gewiß! doch wünschte ich, Sie bemühten sich trotzdem Gerechtigkeit zu üben.“

Viktor fuhr heftig in die Höhe. „So können Sie wohl sprechen, Blume, Sie als Unbetheiligter. Wenn Sie aber wie ich sehen müßten, wie eine geliebte Schwester gebrochen hinwelkt, sie, die mit Allem ausgestattet war, was zum Glück berechtigt, von einem Elenden geopfert, o — Sie würden wie ich das kühle Erwägen, das Sie Gerechtigkeit nennen, vergessen!“

Fritz Blume sah traurig zu Boden.

„Wo ist Ihre arme Schwester jetzt?“ fragte er. „Lange schon habe ich vergeblich darnach geforscht, wo sie, wo Ihre Eltern weilen. Ich hätte ihnen so gern ein Zeichen meiner unveränderten Anhänglichkeit in dieser schweren Zeit gegeben.“

„Meine Eltern waren nach Dresden gegangen. Sie hofften Editha dort in einer neuen Umgebung leichter von den marternden Gedanken abziehen zu können. Doch vergebens. Seit gestern sind wir wieder hier. Editha trieb die Unruhe und der Termin her. Vielleicht hoffte sie noch, Berg werde seinen grausamen Entschluß zurücknehmen, wenigstens schien sie durch den heutigen Entscheid des Gerichtes gänzlich niedergeschmettert. „Nun erst,“ rief sie, „ist Alles aus zwischen mir und ihm, für immer!“

Kiesling war aufgestanden, er trat an's Fenster und drückte die brennende Stirn an die kalten Scheiben. Sein gutes, treues Gemüth war auf's Tiefste durch das Gehörte bewegt. Er mußte sich bemeistern, ruhig zu bleiben, um nicht durch irgend eine Bemerkung den Zorn des Gereizten noch mehr zu erregen.

„Ich werde Ihre Schwester aufsuchen!“ sagte Fritz Blume, „vielleicht

ist es ihr ein Trost, die alten Freunde sich bewähren zu sehen. — Gedenken Sie den Winter hier zu bleiben?"

„Wenn's nach meinem Willen ginge, nein!" entgegnete Viktor. „Ich glaubte erst, Berg würde die Residenz aus Rücksichten des Zartgefühls wenigstens vorläufig meiden. Aber auch das scheint eine zu günstige Voraussetzung gewesen zu sein."

„Sie glauben doch nicht, Berg werde herkommen?" wandte sich Kiesling rasch um.

„Gewiß glaube ich das! Wissen Sie denn nicht, daß ein Stück von ihm schon in nächster Woche über die Hofbühne gehen wird, ein Stück, in dem er mit dem Mantel der Poesie umhüllt, sich vor dem Publikum zu rechtfertigen gedenkt?"

„Wie wissen Sie das, Viktor?" fragte Fritz Blume überrascht. „Bis jetzt, denke ich, tappt man noch gänzlich im Dunkeln bei den Vermuthungen über den Inhalt der Berg'schen Dichtung."

„Ein Zufall hat mich heute mit Allem bekannt gemacht!" entgegnete Viktor und berichtete sein Abenteuer in der Konditorei.

Die Freunde hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

„Sie sehen also," schloß der Erzähler, „daß die Keckheit Berg's alle Grenzen überschreitet. Dieser Versuch, das Urtheil des Publikums irre zu führen, seine eigene Handlungsweise mit dem Schein des Rechtes zu umkleiden, das ist ein neuer Schimpf, den er uns anthut, ein Schimpf, den ich meiner Familie wegen nicht geduldig hinzunehmen gedenke."

Fritz Blume schaute sinnend vor sich hin.

„Nicht um Ihnen und Ihrer Schwester eine Schmach anzuthun," nahm er dann das Wort, „läßt Berg das Stück gerade jetzt hier aufführen, er wird wohl nur zu gut wissen, daß er damit ein gewagtes Spiel unternimmt; denn das Publikum ist oft ein strengerer Richter in moralischen Dingen, als man glauben sollte. Ich vermuthe einen ganz anderen Grund, der Berg zu diesem Wagniß antreibt — er will vielleicht einem Andern damit Muth einsprechen, die gleiche Bahn wie er zu betreten, indem er offen vor aller Welt das alleinige Recht der Liebe proklamirt."

Viktor sah schweigend zu Boden.

„Herr Felton," mischte sich Kiesling ein, „ist mit dem, was Du andeutest, vielleicht nicht bekannt. Ich dächte indessen, es wäre das eine Angelegenheit, über die es uns nicht zusteht, Mittheilungen zu machen."

„O, fürchten Sie nichts!" rief Viktor, und um seinen Mund zuckte es bitter. „Ich verstehe Alles und nur zu gut. Suchen Sie nicht ein Geheimniß aus dem zu machen, was die ganze Residenz schon weiß. Hat doch Berg selbst die rücksichtslose Unverschämtheit gehabt, meiner armen Schwester ein Geständniß seiner Leidenschaft für Frau Beermann zu machen."

„Unglaublich!" unterbrach ihn Kiesling entrüstet.

„Berg ist unberechenbar! ich sagte das immer," bemerkte Fritz Blume kopfschüttelnd.

„Diesmal aber soll er sich verrechnet haben," stieß Viktor zornig hervor. „Er wage es nur herzukommen zu dieser schmählichen Rechtfertigung seiner Schandthat auf der Bühne! Bei Gott, er soll nicht wieder die Residenz verlassen, ehe er Rechenschaft, blutige Rechenschaft gegeben."

Fritz Blume blickte erschreckt auf.

„Viktor!“ rief er mahnend, „was haben Sie vor?“

„Zu handeln, wie es einem Ehrenmanne geziemt.“

„Thorheit!“ fuhr Blume auf. „Ich beschwöre Sie, von diesem Gedanken abzulassen. Sie wollen ein Duell, Viktor. Sie wollen sich im Kampfe mit Berg messen; wer aber sagt Ihnen, daß die Kugel den Schuldigen trifft? Sie setzen Ihr Leben auf's Spiel, und das dürfen Sie nicht. Denken Sie an Ihre schon so schwer geprüften Eltern!“

Viktor schaute düster zu Boden.

„Ich habe an Alles gedacht. Es gibt aber Beleidigungen, die nur Blut zu tilgen vermag.“

„Das sind falsche Anschauungen der Ehre, lieber Viktor! Blut tilgt keine Schmach, glauben Sie mir. Ueberlassen Sie das Richteramt einem Höheren!“

„Und ich sollte ruhig mit ansehen, wie der Uebelthäter triumphirt, wie er die Schuld als Lorbeer sich um die Schläfe schlingt und im Arme der Buhlerin das Glück findet, das er meiner Schwester geraubt?“

„Er wird das Glück nicht finden, Viktor, dessen seien Sie gewiß. Wie er auch äußerlich die Schuld von sich abzustreifen sucht, sein Bemühen schon, sich vor der Welt weiß zu waschen, zeigt, daß er der Schuld sich wohl bewußt ist. Kann er aber mit solchem Bewußtsein glücklich sein? kann er genießen, wenn der Schatten einer Geopferten zwischen ihm und dem Genusse steht?“

„O, Sie kennen die Welt nicht, Blume! Sie sind zu ehrlich. Sie wissen nicht, wie das Gewissen solcher Menschen weit ist. So lange Berg lebt, wird er genießen, wird er glauben, ein Recht an das Glück zu haben.“

„Sie aber, Viktor, haben nicht das Recht, ihm das Leben zu kürzen. Laden Sie sich nicht durch eine zu rasche Heftigkeit eine Schuld auf Ihr Gewissen, die auch Ihr Lebensglück zerstören muß.“

Viktor erhob sich.

„Lassen Sie uns nicht weiter über die Ansichten streiten, in denen wir doch nie zusammenkommen werden. Darf ich Sie für morgen bei meinen Eltern anmelden?“

„Ich werde mich bei ihnen einfinden, so bald Sie es wünschen,“ entgegnete Fritz Blume mit einem Tone schmerzlicher Enttäuschung.

Viktor achtete darauf nicht oder wollte darauf nicht achten.

„Auf Wiedersehen denn!“

Mit raschem Gruß verließ er das Zimmer. Die Freunde sahen ihm mit düsteren Mienen nach.

„Immer mehr Verwirrung, immer mehr drohendes Unheil!“ rief Fritz Blume und sank auf das Sopha, den Kopf in die Hand stützend.

„Und keine Hoffnung, aus diesem Unheil herauszukommen!“ setzte Kiesling hinzu.

„Wenn Gott nicht mit mächtiger Hand eingreift in das drohende Rad der Geschicke.“

Kiesling zuckte die Achseln.

„Glaubst Du wirklich, daß Gott sich um das Schicksal des Einzelnen bekümmert? Ich bewundere Deine Naivetät.“

„Wir wollen es abwarten!“ sagte Fritz Blume ernst.

22. Kapitel.

Die Aufführung des Berg'schen Dramas war auf den Sylvesterabend angesetzt. Am Tage vorher sollte das Konzert eines auswärtigen Virtuosen stattfinden, zu welchem Frau Anna Beermann ihre Mitwirkung zugesagt hatte.

Die ganze kunstliebende Welt der Hauptstadt befand sich in Aufregung, jeder erwartete mit Spannung die beiden rasch aufeinander folgenden Aufführungen, die allgemein als eine von Seiten der Schuldigen verabredete Appellation an das Urtheil des Publikums galten. Die Ehescheidungsangelegenheit Bergs zirkulirte in hundert Variationen in der Stadt, man wußte, daß Anna Beermann die Ursache dazu gegeben — Beermann selbst hatte darauf bezügliche Anspielungen kaum zurückgewiesen, ja es schien ihm eine besondere Freude zu machen, vor der Welt den leidenden, schwer gekränkten Gatten zu spielen. — Er selbst gewann dadurch an Interesse im Publikum; ihm sonst fern stehende Personen drückten ihm oft theilnehmend die Hand, worauf er sich dann gewöhnlich wortlos mit einem Seufzer abwandte.

„Ich würde es unter diesen Umständen meiner Frau nicht gestatten, in dem Konzert am Tage vor der Aufführung des Berg'schen Stückes zu singen", warnte ihn ein Bekannter. „Die Stimmung ist keine günstige für Ihre Gattin, ihr Auftreten gerade jetzt könnte doch unangenehme Folgen haben!"

Beermann zuckte die Achseln.

„Meine Frau will es so. Sie kennen doch wohl das französische Sprichwort: ce que femme veut, Dieu le veut."

Im Felton'schen Hause versammelte sich jetzt die ganze Elite der Gesellschaft; jeder bemühte sich der unglücklichen verlassenen Gattin seine Theilnahme zu bezeigen. Alles ergriff Partei gegen Berg. Man sprach und rathschlagte hin und her, wie man der Felton'schen Familie seine Hochachtung bezeugen könne. Eine förmliche Agitation gegen die Schuldigen wurde in Gang gebracht. Oeffentlich wollte man gegen die den Feltons angethane Schmach protestiren.

Die Betheiligten selbst hielten sich diesen Bemühungen fern, ja wußten vielleicht nichts davon. Wenigstens weigerte sich Viktor Felton trotz aller Aufforderungen, thätigen Antheil an den Plänen seiner Bekannten zu nehmen. Ihm schien dies alles klein und niedrig. Dergleichen Machinationen konnten dem Schuldigen vielleicht einen empfindlichen Stich versetzen, nicht aber ihn irgendwie tödtlich treffen.

Sein Entschluß stand fest; ihm war von kompetenter Seite die Nachricht zugegangen, Edwin Berg werde zur Aufführung seines Stückes nach der Residenz kommen, er geduldete sich also und wartete.

Editha verhielt sich bei dem Allen matt und theilnahmlos. Selten ließ sie sich von den zahlreichen Besuchern sprechen, und nur ihr sehr nahe stehende Personen wurden vorgelassen.

Hedwig Söburg, obwohl erst durch Anna Beermann mit Editha bekannt geworden, hatte sich doch so in die Gunst des weichen Weibes einzuschmeicheln gewußt, daß auch sie zu den Auserwählten gehörte, die Editha

empfing. Die frühere Freundin Edwin Bergs war jetzt seine heftigste Gegnerin geworden. Sie agitirte unter ihren Bekannten und animirte besonders die weibliche Welt, zu Gunsten der Feltons und der mißhandelten jungen Frau Partei zu ergreifen. Editha hörte mit ermüdeter Miene den lebhaften Erzählungen Hedwigs zu, die ihr berichtete, welche allgemeine Theilnahme ihr Schicksal in den verschiedensten Kreisen der Residenz errege. Editha neigte statt aller Antwort nur in schmerzlicher Resignation das Haupt, sie schien in der That geistig und körperlich gebrochen zu sein. Diesen Eindruck erhielt auch Fritz Blume, als er seinem Versprechen gemäß die arme Geprüfte aufsuchte.

Die bleichen jugendlichen Züge, der erstorbene Glanz der blauen Augen, die matte Bewegung, mit der sie dem ehemaligen Hausgenossen die Hand hinreichte, das Alles erfüllte Fritz Blume mit einem unbeschreiblichen Weh. Warum mußte diese holde Blüthe anmuthigster Weiblichkeit so früh geknickt werden?

„Ich hatte nur zu Recht," sagte er, als er nach Hause zurückgekehrt war, zu seiner Mutter. „Editha ist eine Treibhauspflanze, den rauhen Winden des Lebens ausgesetzt, welkt und vergeht sie."

Frau Blume schüttelte den Kopf.

„Um eines Unwürdigen willen sein Lebensglück für immer einzubüßen, däucht mir eine Schwäche!"

„Gewiß ist es Schwäche!" unterbrach sie Fritz. „Wodurch aber soll das verwöhnte Kind des Reichthums auch Kraft hernehmen, den Schicksalsstürmen zu widerstehen? Editha neigt widerstandslos das Haupt unter dem sie bedrohenden Schlage — nicht einmal zu dem Versuch einer Abwehr fühlt sie den Muth."

„Sie wird sich wieder aufrichten," tröstete die Mutter, „so manche Frau muß ähnliche Schicksale ertragen wie Editha, und schlimmere vielleicht, wo noch die Noth das Leid der Seele verschärft. An der Liebe stirbt man selten, und so weiche Frauen wie Editha am wenigsten."

„Was den Körper anbetrifft," antwortete Fritz ernst, „magst Du Recht haben, Mutter. Editha kann sich körperlich vielleicht wieder erholen. Aber ist der Tod des Körpers das Schlimmste, was den Menschen treffen kann? Die Blüthe der Seele, der zauberhafte Hauch reiner Unschuld, der Editha so anziehend machte, er ist für immer dahin. Sie wird der Welt mißtrauen, wird sie verachten lernen, und dann vielleicht in ihrer Unbefriedigtheit wie so manche ihrer Schwestern ihr Herz an äußeren Tand hängen, um die Leere des Innern doch etwas wenigstens auszufüllen. Mit dem Frieden ihrer Seele scheint auch das Bedürfniß nach geistiger Erhebung und wie ich fürchte, für immer geflohen. — Und doch lagen alle Keime zum Guten in ihr; es bedurfte nur der sorgsam pflegenden Hand, sie zu entwickeln. Berg hatte eine große Schuld durch seine Handlungsweise auf sich geladen, — eine Schuld, die er nie, nie wieder gut machen kann."

„Eine Schuld aber, mein Sohn," unterbrach ihn die alte Frau ernst, „die Berg leider mit sehr vielen Männern theilt, nur wird's nicht immer so bekannt. Hier wird gerade eine angesehene reiche Familie dadurch betroffen, nach den armen, den unbekannten Frauen, die in gleicher und vielleicht noch roherer Weise geopfert werden, fragt Niemand. Wer zählt aber die Thränen des Schmerzes, die schon aus unschuldigen Mädchenaugen um verrathene

Liebe geflossen? — Die Männerwelt klagt jetzt wohl über die Verderbtheit der Frauen, wer aber trägt die Schuld daran? — O, ich habe Manche gekannt, die schön und gut und die Freude rechtlicher Eltern war, wie Editha, und die im Elende und in der Schuld zu Grunde ging, weil ihr die erste Blüthe durch ruchlose Hand abgestreift worden."

Frau Blume hatte sich ganz in Hitze gesprochen; ihr rundes gutmüthiges Gesicht glühte.

„Ich glaub's, ich glaub's, Mutter," sagte Fritz und nahm die Hand der alten Frau zärtlich in die seine, „und deshalb eben möchte ich das Weib gern stärker sehen. Nicht zu weichen, leicht zerstörbaren Zierpflanzen, die das Auge eine kurze Zeit entzücken und dann welken und vergehen, sollten die Mädchen erzogen werden, sondern zu kräftigen Gewächsen voll gesundem Saft und Kern, deren Blüthen langsam zeitigen und gesunde Früchte tragen."

„Ehe es aber dahin kommen wird, mein Sohn," rief Frau Blume kopfschüttelnd, „müssen auch die Männer erst andere werden, als sie jetzt sind. Ihr müßt erkennen lernen, daß die Frauen nicht hauptsächlich nur dazu vom Schöpfer in die Welt gesetzt sind, um Euch zu gefallen — Euch eine vorübergehende Unterhaltung zu gewähren."

„Die Besseren unseres Geschlechtes erkennen das lange schon, Mutter!" unterbrach sie Fritz.

„Aber wie viel solcher Besseren gibt es?"

„Mehr vielleicht, als Du denkst. Und die Zahl würde wachsen, sobald die Zahl der guten Frauen zunähme."

„Gebt Euch nur die Mühe, Euch gute Frauen zu erziehen, und Ihr werdet gute Frauen haben! Ihr verlangt aber, daß Euch gleich etwas Vollendetes entgegen gebracht wird, und bemerkt Ihr Fehler an dem Gegenstande Euerer Neigung, so suchet Ihr nicht mit Nachsicht diese Fehler zu bessern, sondern kehret Euerer Liebe kalt den Rücken. So, mein Sohn, macht Ihr es Alle — auch Du bist keine Ausnahme davon. Anders ist es, schön zu sprechen, und anders, schön zu handeln."

Fritz Blume blieb bei dieser unerwarteten Wendung gegen ihn überrascht vor der alten Frau stehen.

„Du klagst mich an, Mutter?" rief er. „Ich verstehe Dich nicht!"

Frau Blume blickte ihm ernst in das von einem flüchtigen Roth überhauchte Antlitz.

„Du willst mich nicht verstehen! Du weißt recht gut, was ich meine, welch ein treues gutes Herz sich liebend zu Dir neigt! Du aber stößest es kalt zurück, weil Du eben hier und da einen Mangel an der Vollkommenheit, die Du vorausgesetzt hast, zu bemerken glaubst."

Fritz machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Laß das Mutter!" sagte er düster. „Es gibt andere Ursachen, die mich zu der kalten Zurückhaltung bestimmen, die Dir aufgefallen ist; Ursachen, die ich Dir nicht nennen darf."

„Immer Geheimnisse!" entgegnete Frau Blume unmuthig. „Und dabei werden des armen Mädchens Wangen immer bleicher; sie leidet unter dieser Kälte, aber dafür hast Du keinen Blick. Ich aber werde es nicht länger mit ansehen, und hast Du wirklich Gründe, Dich von Elisabeth fern zu halten, nun wohl, so meide sie gänzlich. Errege aber nicht an einem Tage durch Dein Benehmen in ihr Hoffnungen, die Du am andern Tage wieder zerstörst! Das ist eine

unerlaubte Quälerei: und so lieb ich Dich habe, Fritz, ich sage offen, das finde ich sehr, sehr unrecht von Dir!" Fritz Blume wandte sich ab.

„Du weißt nicht, wie weh Du mir durch Deine Worte thust, Mutter!" rief er schmerzlich bewegt. „Ich sage Dir aber, Du irrst Dich in Deinen Voraussetzungen. Glaube mir, ich leide mehr wie Elisabeth, sie empfindet nur Schmerz um den Freund, den sie zu verlieren meint, während ich —".

Er stockte. Die alte Frau sah ihn mit großen Augen an, allmählich verklärte sich ihr gutherziges Gesicht zu einem freundlichen Lächeln, sie nickte verschiedene Male befriedigt und wiederholte dabei leise: „Also so ist's, so ist's? Nun begreife ich Alles!"

Fritz Blume's Antlitz wurde noch düsterer. Einen Augenblick schaute er seine Mutter wie prüfend an, als kämpfe er mit dem Entschlusse, ob er noch weiter auf dieses peinliche Thema eingehen solle oder nicht:

„Wir verstehen uns nicht, Mutter," sagte er dann nach kurzem Besinnen entschieden. „Aber es wird die Zeit kommen, wo Du mich verstehen wirst. Bis dahin bitte ich Dich, laß uns ähnliche Erörterungen, wie die heutigen, vermeiden."

Damit verließ er mit raschen Schritten das Zimmer; Frau Blume sah ihm lange nach; der heitere Ausdruck wich nicht von ihrem Gesicht. „Ja, ja!" murmelte sie, „die Zeit der Aufklärung soll eher kommen, als Du denkst. Mit den Quälereien soll es ein Ende haben, dafür werde ich sorgen."

Am andern Tage, in etwas später Nachmittagsstunde, wandelte Paul Kiesling durch die beschneiten Straßen dicht in seinen Mantel gehüllt dem Beermann'schen Hause zu. Es war am Tage vor dem vielbesprochenen Konzerte. Kiesling wußte, daß Frau Beermann jetzt in der Generalprobe, also von Hause abwesend sein müsse. Er hatte absichtlich diese Zeit zu seinem Besuche gewählt; denn er hoffte und wünschte Elisabeth allein zu sprechen. Seit lange schon ging er mit dem Entschlusse um, das entscheidende Wort dem Mädchen seiner Wahl gegenüber zu sprechen, hatten sich doch seine Verhältnisse in letzter Zeit so günstig gestaltet, daß er einer Frau ein freundliches Daheim anbieten konnte. Durch Erbschaft war ihm unerwartet ein kleines Kapital zugefallen, das im Verein mit der immer steigenden Einnahme aus seiner ärztlichen Praxis zur Gründung eines eigenen Haushalts genügend erschien. Daß er diesen Entschluß indessen noch immer nicht ausgeführt, lag theilweise an den Verhältnissen, die Elisabeth mehr als sonst ans Haus gefesselt und ihm so die Gelegenheit genommen hatten, ihr die Wünsche seines Herzens zu enthüllen, andererseits aber auch an einer gewissen Scheu, die ihn plötzlich, da die Entscheidung näher kam, mit ängstlicher Sorge und Zweifeln erfüllte. Trotz der Beweise einer aufrichtigen Freundschaft, die Kiesling von Elisabeth so oft erfahren, war es ihm doch nicht entgangen, daß ihr Wesen ihm gegenüber zu ruhig war, ihre Freundlichkeit sich zu gleichmäßig blieb, um wärmere Empfindungen mit Sicherheit voraussetzen zu können. Dennoch hoffte er. War Elisabeth doch gegen Niemand freundlicher als gegen ihn, und wenn in ihrem Herzen noch die Liebe gleich einer Knospe verschlossen lag, warum sollte es ihm nicht vergönnt sein, diese Knospe zu erschließen, sie für sich zur Entfaltung zu bringen?

Jedenfalls wußte ja Elisabeth, daß er es treu meinte, warum sollte sie nicht die erprobte Hand des Freundes annehmen, die sich ihr stützend

für das Leben bot? Trotz aller dieser Erwägungen, die ihm eine Erfüllung seiner Wünsche in Aussicht stellten, war es doch keine recht freudige von dem seligen Bewußtsein eines nahenden Glückes gehobene Stimmung, mit der er seinen Weg zu Elisabeth angetreten. Ja, vielleicht hätte er noch länger die Entscheidung zögernd hinausgeschoben, wenn Fritz Blume ihn nicht dazu ermuthigt, ja im Hinblick auf die im Beermann'schen Hause immer schwieriger werdenden Verhältnisse zu einer Erklärung gedrängt hätte.

„Jeder Tag kann für Elisabeth entscheidend werden," hatte Fritz gesagt, „jeden Tag kann sie das Haus, das ihr jetzt Obdach gibt, verlassen müssen. Es wird ihr eine Sicherheit gewähren, wenn sie es als Deine Braut verlassen kann!"

Kiesling traf, wie er es gehofft, Elisabeth allein an. Ohne Bedenken ließ das junge Mädchen den Freund vor; sie selbst war in Frau Beermann's Wohnzimmer mit einer Arbeit für dieselbe beschäftigt. Sie stickte farbige Blumen in eine weiße Bandschärpe, die morgen den Konzertanzug der Sängerin vervollständigen sollte, nach einem Muster, das sie selbst gezeichnet und erfunden, und das Frau Beermann besonders gefallen hatte. Mit dieser Gabe, die ihrer Vollendung nahe war, sollte Frau Anna bei ihrer Rückkehr von der Konzertprobe überrascht werden.

In gewohnter Herzlichkeit begrüßte Elisabeth den Freund und bat ihn, sich zu ihr an den Tisch zu setzen.

Die Lampe mit dem breiten weißen Schirm erleuchtete nur matt das Zimmer, warf aber einen hellen Schein auf die Arbeit und das über dieselbe gebeugte Antlitz der Stickerin. Kiesling glaubte zu bemerken, daß dieses Antlitz sehr bleich sei.

„Sind Sie nicht wohl, Fräulein Elisabeth?" fragte er besorgt und ergriff die Hand des jungen Mädchens. Sie entzog ihm dieselbe sanft.

„Ich bin gesund," sagte sie, „aber Sie wissen ja, wie manche Sorge meine Seele bedrückt! — Morgen ist das Konzert!"

„Fürchten Sie wirklich, daß das Publikum gegen Frau Beermann Partei nehmen könnte?"

„Ich fürchte es nicht allein, ich weiß mit Bestimmtheit, daß Intriguen geschmiedet werden, die Sache so eklatant als möglich zu machen."

„Können Sie denn Frau Beermann nicht bewegen, von dem Konzert zurückzutreten?"

Elisabeth schüttelte das Haupt.

„Unmöglich! Sie setzt einen Stolz darin, fest zu bleiben, und doch weiß ich, daß sie jetzt schon unter dem Gedanken der Möglichkeit einer derartigen Beleidigung leidet, ja ich sehe nicht ab, wie sie bei ihrer geschwächten Gesundheit Stärke genug finden wird, die Schmach, die man ihr anzuthun gedenkt, zu ertragen!"

„Noch hoffe ich," sagte Kiesling, „die Besucher des Konzerthauses werden zu anständig sein, um eine Frau, eine Künstlerin in so roher Weise zu insultiren."

Elisabeth blickte schmerzlich lächelnd zu ihm auf.

„Sie wissen nicht, lieber Doktor, wie es in der Künstlerwelt zugeht. Frau Anna hat ihre Feinde wie jeder, der etwas Bedeutendes leistet und sich der besonderen Gunst des Publikums erfreut. Und dann" — Elisabeth's Stimme wurde leise und flüsternd — „wünscht man von einer Seite, die

ihr Schutz gewähren sollte, daß der Skandal zum Ausbruch komme, ja man hat die Hand dabei im Spiele."

Kiesling fuhr erschreckt zurück.

„Unmöglich!" rief er. „So wenig ich von dem Manne halte, solcher Erbärmlichkeit, glaube ich, ist er nicht fähig. Gegen seine eigene Frau."

„Pst!" unterbrach ihn Elisabeth und legte die Finger an den Mund. „Die Wände haben hier Ohren."

Kiesling rückte dem jungen Mädchen näher, er sah ihr warm und zärtlich in's Auge. Sie begegnete diesem Blick, und zum ersten Male senkte sie vor dem Freunde erröthend die Lider.

„Und Sie, Elisabeth?" fragte er mit weicher Stimme, „haben Sie über diesen Mann nicht zu klagen? O, Sie wissen nicht, wie oft mich die Angst überfällt, wenn ich denke: Sie sind allein mit ihm im Hause."

„Das geschieht fast nie," beruhigte Elisabeth und rückte unwillkürlich ein wenig fort. „Um diese Zeit, die einzige, in der ich zuweilen allein bin, ist der Direktor fast immer beschäftigt. Außerdem ist er sehr viel gesellschaftlich in Anspruch genommen, wie auch heute. Nach Beendigung der Unterrichtsstunden ist er noch zu einem großen Herrendiner gegangen. Ich vermuthe das Ende der Verschwörung soll dort geknüpft werden."

„Und wenn er Sie doch einmal überraschte, Elisabeth?"

Das junge Mädchen zuckte unwillkürlich zusammen.

„Nein, nein, ich fürchte das nicht. Er weiß, daß seine Gattin jeden Augenblick zurückkehren kann!"

„Ich will Sie nicht ängstigen, aber ich denke doch, es wäre an der Zeit, daß Sie daran dächten, dies Haus zu verlassen."

„Ich habe daran gedacht. Sobald meine Pflicht erfüllt ist, werde ich gehen."

„Und wann wird diese Pflicht erfüllt sein?"

Elisabeth's Auge richtete sich traurig auf den jungen Mann.

„Wenn ich hier nichts mehr nützen kann und ich fürchte —" Sie stockte.

„Was fürchten Sie, theures Mädchen?"

Sie blickte sich ängstlich um. „Es muß das Alles bald ein Ende haben," sagte sie leise, „Frau Anna's Kräfte schwinden zusehends; ich ahne, sie geht in dem Kampfe zu Grunde!"

Elisabeth stützte das Haupt in die Hand, Thränen stahlen sich aus ihren Augen über die Wangen.

„Fürchten Sie nicht gleich das Schlimmste," tröstete Kiesling, seine Hand auf die des jungen Mädchens legend, setzte er zärtlich hinzu: „Auch Sie sehen so bleich und angegriffen aus. Sie müssen sich schonen, um Ihrer Freunde willen schonen, die" — er zögerte einen Moment, dann endigte er rasch, — „die Sie lieben, Elisabeth!"

Seine Lippen preßten sich dabei heiß auf Elisabeth's Hand; sie zuckte zusammen — ein unsägliches Gefühl schmerzlicher Ueberraschung war auf ihrem Antlitz zu lesen — so klar und deutlich, daß Kiesling im tiefsten Innern getroffen, ihre Hand rasch wieder sinken ließ.

„Sollte ich mich getäuscht haben?" kam es bebend über seine Lippen, sein Antlitz war bleich geworden. Elisabeth blickte ihn mit großen, thränenden Augen an.

„Ich weiß", sagte sie, „wozu Sie Ihr gütiges Herz treibt, mein bester

Freund. Sie möchten der Waise schweres Loos erleichtern, möchten sie der Fremde, in der sie so viel Weh erfahren, entziehen."

„Ich möchte Sie glücklich wissen!" setzte er leise und schmerzlich hinzu. „Täusche ich mich aber nicht, so wird es nie in meiner Hand liegen, Sie glücklich zu machen."

Elisabeth senkte den Blick zu Boden: „Ich habe Ihnen so viel zu danken," sagte sie, „ja ich werde vielleicht mir noch manchen Dienst von Ihnen erbitten müssen. Wenn Sie mir beistehen wollten, sobald meine Mission hier vollendet ist, mir durch meine eigene Arbeit eine selbstständige Existenz zu gründen, wenn Sie mir die Hand reichten, mich aus der Abhängigkeit von Fremden zu erlösen, dann würden Sie in Wahrheit mein Glück begründen helfen."

„Ein Glück," vollendete er traurig, „das Sie auch ohne mich erreichen können."

Mit einer raschen Bewegung erhob er sich; sie sah ihm mit feuchten Blicken nach. Wußte sie doch, daß sie einem treuen edlen Herzen bitter weh gethan, und das schmerzte sie tief. Aber konnte, durfte sie anders handeln? Hieß es nicht eine gleiche Schuld, wie Edwin Berg, auf sich laden, wenn sie eine Liebe annähme, die sie nicht zu erwidern vermochte? Und mehr noch! auch in ihrem Herzen lebte ja bereits ein anderes Bild, eine andere Liebe, eine Liebe, der die verzehrende Leidenschaft vielleicht fremd bleiben dürfte, die ihr aber eben so unüberwindlich, ebenso hoffnungslos wie die Edwin's erschien.

„Leben Sie wohl!" sagte Paul Kiesling mit bebenden Lippen.

Elisabeth hatte sich gleichfalls erhoben.

„Sie bleiben mein Freund, Paul Kiesling?" entgegnete sie weich und reichte ihm ihre Hand hin.

Er blickte in das schöne, so heiß geliebte Antlitz, in die traurig auf ihn gerichteten Augen.

„Wie könnte ich anders?" rief er und drückte einen Kuß auf die dargereichte Hand. Elisabeth fühlte, wie eine heiße Thräne auf dieselbe fiel. Dann wandte er sich rasch ab und eilte hinaus. Lange blickte ihm Elisabeth nach: „Warum konnte ich ihn nicht lieben?" seufzte sie.

Ihr Haupt verhüllend sank sie in das Sopha. Das Weh ihres Herzens löste sich in lindernde Thränen. Auf ihrer Hand brannte noch immer der heiße Tropfen des Schmerzes, den sie den Augen des besten, treuesten Mannes erpreßt! Wie eine Schuld, die sie auf sich geladen, drückte es auf ihre Seele. Sie fing an zu zweifeln, ob sie recht gehandelt. War es nicht doch strafbarer Egoismus, daß sie Kiesling's Liebe zurückgewiesen? War ihr nicht der Charakter des jungen Mannes die beste Garantie, daß sie an seiner Seite ein ruhiges, friedevolles Leben finden, daß er Alles thun würde, sie glücklich zu machen? Wie oft hatte sie gedacht, Frau Anna's Loos hätte ein freundliches werden können, wenn der Gatte, den sie nicht liebte, ein achtungswerther Mann wäre! — Wie hatte sie es sich dann für die Freundin leicht gedacht, eine schuldige Liebe zu überwinden! Ist es doch schöner und beglückender, glücklich zu machen, als glücklich zu sein! Und jetzt? — jetzt, als die Forderung an sie herantrat, sich selbst zu besiegen, sich zu opfern um eines Andern willen, dem sie die herzliche Zuneigung einer Schwester weihte, den sie hochschätzen und in seiner reinen, uneigennützigen Gesinnung

verehren gelernt hatte, jetzt fühlte sie nicht die Kraft in sich, ein Opfer zu bringen, jetzt hatte sie, dem ersten Impuls folgend, das als eine Unmöglichkeit zurückgestoßen, was sie doch von der Freundin forderte!

„Ach, wie schwach ist das menschliche Herz!“ seufzte Elisabeth. „Das Begehren nach Glück ist so tief in die Menschenseele gegraben, daß im Moment der Entscheidung, wo das eigene Glück gegen das eines Andern in die Wagschale fällt, wir doch nur allzu rasch nach dem eigenen Glücke greifen.“

In diese trüben Gedanken versunken hatte Elisabeth nicht gehört, wie draußen im Korridor sich Schritte nahten und in flüsterndem Tone hin und wieder redende Stimmen laut wurden.

Plötzlich wurde die Thür aufgestoßen; Elisabeth fuhr auf — vor ihr mit weingeröthetem Antlitz stand der Direktor.

Sollte die Strafe gleich auf dem Fuße folgen, daß Elisabeth den Schutz des Freundes zurückgewiesen, wollte ihr das Schicksal gleich zeigen, wie sehr sie eines solchen Schutzes bedürfe?

Aus des jungen Mädchens Gesicht wich alle Farbe, aber sie suchte sich zu fassen. Ihre Arbeit wieder zur Hand nehmend, bemerkte sie in ihrer gewöhnlichen gemessenen Weise, daß Frau Anna noch nicht heimgekehrt sei, sie müsse aber sogleich kommen.

Der Direktor rückte sich einen Stuhl an den Tisch und setzte sich neben Elisabeth.

„Ich weiß,“ sagte er mit einem leisen befriedigten Kichern, „daß meine Frau noch nicht hier ist, und hoffe, sie kommt auch nicht so bald wieder. Ich habe schon lange die Stunde ersehnt, in der ich mit Ihnen allein sein darf, süße Elisabeth.“

Er beugte sich vor und legte die Hand unter Elisabeth's Kinn — sie fuhr zurück.

„Herr Direktor!“ kam es zürnend über ihre Lippen.

Er kicherte von Neuem. Ohne sich irre machen zu lassen, benutzte er den freien Platz, den Elisabeth durch ihr Fortrücken auf dem Sopha gelassen, schwang sich zu ihr und sie mit seinem Arm umschlingend, flüsterte er zärtlich: „Heute entgehst Du mir nicht, mein holder Schatz! jetzt bist Du in meiner Macht, wir sind allein und Niemand wird uns stören — dafür ist gesorgt.“

Elisabeth hatte alle Kraft zusammengenommen, sie suchte sich los zu machen.

„Elender!“ stieß sie empört hervor, „Sie sind Ihrer Sinne nicht mächtig, Sie wissen nicht, was Sie thun!“

Er lachte grell auf, sein rothes gedunsenes Gesicht beugte sich zu dem jungen Mädchen, das schaudernd sich abwandte. Die Augen funkelten in trunkener Gluth.

„Laß den unnützen Widerstand, reizendes Kind!“ rief er. „Daß ich Dich liebe, weißt Du ja längst, ebenso, daß diese Stunde kommen mußte. Wolltest Du mich nicht erhören, warum bist Du noch hier?“

„Warum?“ Elisabeth hatte mit kräftiger Hand den Zudringlichen zurückgestoßen. Mit hochgehobenem Haupte und vor Zorn funkelnden Augen stand sie jetzt vor ihm.

„Warum?" wiederholte sie noch einmal. „Weil ich Ihre unglückliche Frau nicht allein in der Hand eines Mannes wie Sie lassen wollte!"

Der Direktor betrachtete das junge Mädchen, wie der Vogelsteller das unruhige Flattern eines eben gefangenen Vögeleins betrachten mag: mit dem behaglichen Gefühl sicheren Besitzes. Ohne sich vom Sopha zu erheben, in das er durch Elisabeth zurückgeworfen war, sah er nur mit entzücktem Blick auf das schöne Mädchen, dem der Zorn noch einen besonderen Reiz verlieh, und entgegnete mit nachlässiger Ruhe:

„Wenn man die Gattin zu beglücken strebt und sie als treue Freundin in die Arme des Geliebten führt, kann man doch auch wohl aus Mitleid dem verlassenen Manne eine Stunde des Glücks gönnen, die ihn über den Verrath der Treulosen zu trösten vermag."

Es lag eine so frivole Niedrigkeit in dieser Rede des Mannes, daß Elisabeth sich verstummend abwandte. Rasch entschlossen schritt sie der Thür zu, sie wollte dieser Scene ein Ende machen und sich auf ihr Zimmer zurückziehen. Der Direktor sah ihr bewegungslos mit einem höhnischen Lachen nach; erschreckt blickte Elisabeth sich um; die Thür war verschlossen.

„Oeffnen Sie!" rief sie gebieterisch, „öffnen Sie, oder ich rufe um Hülfe!"

Auch er hatte sich erhoben und schritt langsam auf sie zu:

„Ihr Rufen wäre vergeblich, holde Elisabeth! Niemand ist in der Nähe, der Sie hören könnte, nur Rosette, und sie darf nicht kommen."

Elisabeth erbleichte:

„Das ist also ein vorbereitetes Bubenstück!"

Der Direktor verneigte sich: „Ich hatte schon vorher die Ehre, Ihnen zu sagen, daß diese Stunde eine nothwendige Folge der vorhergehenden sei, in denen ich Ihnen meine Liebe zu verstehen gegeben, ohne eine Antwort erhalten zu können."

„Ist es nicht Antwort genug, daß ich über Ihr elendes Betragen still geschwiegen, es mit Verachtung gestraft habe?"

„Aber Sie sind in meinem Hause und essen mein Brod! Daran dachten Sie wohl nicht!"

„Ich bin nicht in Ihren Diensten, Herr Direktor, ich bin die Gesellschafterin Ihrer Gemahlin."

Seine Augen funkelten. „Glauben Sie, ich hätte Sie ruhig in meinem Hause die Rolle spielen lassen, wie es bisher geschehen, wenn ich nicht auf diese Stunde gerechnet hätte, diese Stunde, da ich Abrechnung halten würde mit Ihnen, da Sie mir für Alles, was geschehen und noch geschehen wird, zahlen müssen, alle Demüthigung, alle Verachtung, die ich von Ihnen ertragen, aufwiegen müssen mit Ihrer eigenen Person!"

Er stand mit untergeschlagenen Armen vor ihr und sah sie triumphirend an. Die Aufregung des Augenblicks schien die Trunkenheit des Mannes noch zu erhöhen. Sein ganzes Gesicht glühte, als wollte das Blut die Adern durchbrechen, seine Augen bekamen etwas Stieres und Wildes. Elisabeth fühlte die Angst mit eisiger Hand nach dem Herzen greifen, sie zitterte. Von diesem Manne, das wußte sie, mußte jede Bitte, jede Vorstellung resultatlos abprallen! Die Geister des Weines hatten die Vernunft verjagt, der sinnlose Taumel der Leidenschaft regierte ihn jetzt allein.

„Ja, ja," fuhr er mit spöttischem Zucken der Lippen fort, „sehen Sie

mich nur ängstlich zweifelnd an! Es ist kein Traum, was Sie hören, es ist die volle Wahrheit und Wirklichkeit, und Sie sind jetzt in meiner Gewalt, und kein Gott kann Sie retten."

Elisabeth erbebte, schon fühlte sie die Hand des Gehaßten sich schwer auf ihren Nacken legen; „Gott wird es nicht zugeben!" stöhnte sie in Angst auf, „daß solch ein Bubenstück gelinge!" Er lachte wild und preßte sie an sich; da aber, als wolle der Himmel die Vermessenheit des Uebermüthigen sogleich Lügen strafen, erscholl hell und tönend die Glocke durch das Haus.

Elisabeth athmete auf, der Direktor hielt sie noch immer fest; ein Fluch kam über seine Lippen.

Noch einmal, noch lauter tönte die Glocke durch das Haus; der Jungfer rasche Schritte wurden auf dem Korridor hörbar. Der Direktor ließ Elisabeth los und schloß die Thür auf.

„Oeffne nicht!" rief er dem Mädchen zu.

Rosette blieb einen Augenblick stehen und musterte den Direktor und Elisabeth mit lauernden Blicken.

„Es wird Frau Beermann sein!" sagte sie dann und wollte weiter gehen.

Der Direktor hielt sie mit festem Griff zurück.

„Nicht so!" rief er, „Du wirst mir gehorchen, Mädchen. Meine Frau kann das noch nicht sein, ich bin heute gut unterrichtet."

Elisabeth hatte den Moment der Freiheit benutzt. Zu spät bemerkte es der Direktor. Gerade als die Glocke von Neuem in heftigeren Schlägen gezogen wurde, riß sie die Thür auf.

„Es ist doch Frau Beermann!" rief Rosette mit kurzem schadenfrohen Lachen.

Es war in der That Frau Anna. Die weiße Kapotte vom Kopf zurückgeschlagen, das bleiche, entstellte Antlitz mit den dunklen, jetzt in Verachtung blitzenden Augen auf den Direktor gerichtet stand sie hoch aufgerichtet vor ihm. Mit einem Arme umschlang sie Elisabeth, den andern hob sie wie drohend gegen ihren Gatten.

„Hoffentlich komme ich noch zu rechter Zeit," rief sie, „um das, was ich liebe, vor roher Beleidigung zu schützen."

Der Direktor sah verwirrt zur Erde, er versuchte Einiges zu seiner Entschuldigung hervorzubringen.

Frau Anna schnitt ihm mit einer heftigen Bewegung das Wort ab.

„Wir werden später mit einander sprechen, jetzt habe ich allein mit diesem armen geliebten Kinde zu thun."

Wie eine Mutter drückte sie die vor Angst und Schreck fast Ohnmächtige an sich und geleitete sie sanft in's Wohnzimmer zurück.

Der Direktor blickte beiden finster nach; er sah sie hinter der Thür verschwinden, hörte, wie der Riegel vorgeschoben wurde. Vor Wuth und Scham bebend, wandte er sich zu dem neben ihm stehenden Mädchen, dessen Handgelenk er noch immer krampfhaft festhielt:

„Das ist Dein Werk!" kam es zischend über seine Lippen. „Schlange, ich werde Dir das gedenken."

Mit einer heftigen Bewegung schleuderte er die Hand des Mädchens von sich, daß diese mit einem Schrei zurücktaumelte. Dann eilte er auf sein Zimmer und schlug schallend die Thür hinter sich zu.

23. Kapitel.

Frau Anna hatte die hindernde Umhüllung hastig abgeworfen und saß nun neben Elisabeth, das Haupt des bleichen Kindes an ihren Busen gedrückt.

„Erzählen Sie mir Alles, Elisabeth, Alles! Was hat der Unselige gewagt?"

Elisabeth richtete sich auf, Thränen flossen aus den großen, blauen Augen langsam über die farblosen Wangen:

„O, Sie kamen wie ein Engel vom Herrn gesandt, mich zu retten!"

Bewegt preßte das junge Mädchen ihre Lippen auf Frau Anna's Hand.

„Sagte Ihnen eine Ahnung, daß mir so Schreckliches drohte?"

Frau Anna schüttelte leise das Haupt:

„Keine Ahnung, liebes Kind! Wir Menschen müssen doch nicht zart genug organisirt sein, sonst hätte ich es wohl im Innern empfinden müssen, was meiner theuersten Freundin geschah. Aber es war nicht so. Ich wäre noch ruhig in der Probe, wenn sich nicht Ehrlosigkeit gegen Ehrlosigkeit verschworen hätte. Zum Glück für die guten Menschen kennen die schlechten auch keine Treue gegen einander; ein Schuldiger verräth die Pläne des Andern. Doch sehen Sie selbst."

Frau Anna zog aus ihrer Tasche einen Brief und übergab ihn Elisabeth.

„Lesen Sie!"

Elisabeth entfaltete mit zitternden Händen das unordentlich zusammengefaltete Papier. Große und schöne Buchstaben mit ungebildeter Hand geschrieben trafen ihr Auge. Rasch überflog sie die wenigen Zeilen:

„Eilen Sie sofort nach Hause. Ihr Gatte ist trunken von der Gesellschaft zurückgekehrt und hat sich zu Fräulein Elisabeth begeben, nachdem er sämmtliche Dienerschaft unter verschiedenen Vorwänden entfernte."

Die Unterschrift fehlte. Elisabeth blickte fragend auf Frau Anna.

„Wer brachte Ihnen diesen Brief?"

„Der kleine Sohn des Portiers! Er war ganz athemlos, als er ankam. Auf mein Befragen berichtete er, die Jungfer Rosette habe ihn geschickt und ihm ein Zehngroschenstück für die rasche Besorgung des Billets versprochen."

„Rosette?" rief Elisabeth, „jetzt verstehe ich Alles!" Sie bedeckte die Augen mit der Hand, vor ihrer Seele erhob sich wieder deutlich die Erinnerung an jenen Abend, an dem sie nach ihrer verhängnißvollen Unterredung mit Edwin Berg den Direktor und Rosette auf dem Balkon belauscht hatte. Das Böse war von Gott für sie zum Guten gewendet worden. Die Eifersucht des Mädchens hatte sie gerettet.

Frau Anna drückte Elisabeth noch inniger an sich. „Nach dem Geschehenen können Sie nicht mehr hier im Hause bleiben," begann sie nach kurzer Pause.

Elisabeth neigte traurig das Haupt.

„Ja," seufzte sie, „ich werde Sie verlassen müssen, beste Frau!"

Frau Anna drückte einen warmen Kuß auf Elisabeth's Stirn.

„Nein, meine theure Elisabeth, wir trennen uns nicht!"

Elisabeth blickte überrascht auf.

„Ich werde mit Ihnen gehen," fuhr Frau Anna fort, während ihr Auge in seltsamem Glanze funkelte. „Diese Räume hier sehen mich heute zum letzten Mal!"

Elisabeth bemerkte jetzt erst, daß Frau Anna's vorhin so bleiche Wangen in fieberhafter Röthe brannten; besorgt ergriff sie der Freundin Hand — sprach sie im Fieberwahn?

„Ich verstehe Sie nicht!" sagte sie leise.

Frau Anna erhob sich. „Glauben Sie," rief sie leidenschaftlich, „daß ich jetzt noch die Pflicht habe, an der Seite eines solchen Gatten weiter auszuharren, das Joch einer Ehe zu tragen, das mir gleich der Kette eines Galeerensklaven nachschleift und jede Bewegung, jedes freie Athmen hemmt? O, und ich habe noch mehr erfahren, noch mehr des Erbärmlichen von dem Manne, den ich so lange für meinen Wohlthäter gehalten, dem ich aus Dankbarkeit meine Jugend, mein Glück geopfert habe, und der jetzt dafür denen die Hand reicht, die mich beschimpfen wollen."

Mit raschen Schritten durchmaß Frau Anna das Zimmer. Elisabeth starrte sie sprachlos an. Was sollte, was konnte sie sagen? Wußte sie doch nur zu genau, wie recht die Aermste hatte.

„Wohin aber gedenken Sie zu gehen?" fragte Elisabeth nach längerer Pause. Gegen eine Trennung der Ehe zu reden, wagte sie jetzt nicht mehr. Auch sie begann zu zweifeln, ob das Pflichtgefühl von Frau Anna in dem Maße die Aufopferung ihrer selbst verlangen könne, daß sie ein solches Ehebündniß nicht zu lösen suchen sollte.

Frau Anna blieb stehen: „Wohin?" wiederholte sie träumerisch. „Noch weiß ich es nicht! Haben Sie nur Geduld bis morgen, liebe Elisabeth, morgen wird sich Alles lösen! Ich werde in dem Konzerte nicht singen."

Elisabeth sah erfreut auf.

„Sie haben sich entschlossen, von der Aufführung zurückzutreten?" rief sie, „Gott sei Dank! Jetzt kann ich Ihnen sagen, daß ich unendlich für den morgigen Abend gebangt habe."

„Ich wollte der Ungerechtigkeit mich nicht beugen," entgegnete Frau Anna. „Ich glaubte nur einem irregeleiteten Publikum gegenüber zu stehen und fühlte die Kraft in mir, durch meine Kunst das Uebelwollen zu besiegen. Jetzt aber, da ich Alles weiß, da ich die ganze schmähliche Intrigue kenne, werde ich es vermeiden, das Schauspiel zu geben, wie der Mann seine eigene Frau öffentlich beschimpft. Beermann soll diesen Triumph nicht haben!"

Frau Anna's Augen hatten sich bei diesen Worten mit selsamem Glanze in's Leere gerichtet, die Adern an der Schläfe pochten sichtbar unter der weißen Haut, ihre Wangen hatten die eigenthümliche Röthe des Fiebers. Elisabeth griff besorgt nach Frau Anna's Händen, sie waren eiskalt.

„Sie sind nicht wohl!" sagte sie, „schon Ihr Gesundheitszustand allein würde Sie hindern, morgen zu singen."

Mit einem Ausdruck innerer Angst blickte Frau Anna auf Elisabeth: „Glauben Sie wirklich, daß ich krank bin? Ach!" fuhr sie leise wie zu sich selbst redend fort, während sie ihren Arm um Elisabeth's Nacken schlang, „oft fühle ich ein heimliches Ahnen, als müsse mein Leben bald zu Ende gehen. Hier, hier" sie deutete nach dem Herzen, „hat sich das heimlich getragene Weh zu einem perennirenden Schmerze ausgebildet. Oft klopft und häm=

mert es da so seltsam, als wollte das Herz die Bande zersprengen, die es halten, und dann ist es mir, als öffneten sich alle Blutgefäße und gleich einem brausenden Strome flösse das Blut aus den Adern und mit dem Blute mein Leben dahin."

„Sie müssen einen Arzt fragen!" sagte Elisabeth und leitete besorgt die Leidende zum Sopha hin.

„Für das, was mir fehlt, gibt es nur einen Arzt!" rief Frau Anna, „nur einen und — den," sie lächelte leise, „den habe ich gefunden. Wie oft habe ich mir den Tod als den einzigen Erlöser gewünscht, jetzt zittere ich in dem Gedanken, daß ich sterben könnte. O Gott!" rief sie plötzlich und breitete die Arme aus wie in Extase, „gib, daß ich lebe, wenigstens so lange lebe, daß ich das Glück noch fühlen und genießen kann, frei zu sein."

Elisabeth fühlte sich sehr beunruhigt; ihr schien die Erregung Frau Anna's eine krankhafte, ihre Reden erzeugt durch das Fieber zu sein. Sie bemühte sich, Frau Anna zu bestimmen, sich niederzulegen. Sie selbst nahm sich vor, in dem Zimmer Frau Anna's zuzubringen, sie fürchtete sich, noch eine Nacht unter diesem Dache zu bleiben, und doch konnte und durfte sie Frau Anna jetzt nicht allein den Händen ihres Mannes und der falschen Rosette überlassen. Die Nacht verging ruhiger als Elisabeth zu hoffen gewagt. Frau Anna hatte, wenn auch sehr unruhig, doch bis zum Morgen geschlafen. Auch Elisabeth, der ein Divan zum Lager hatte dienen müssen, erhob sich erquickt; die Jugendkraft besiegte noch in ihr alle von Außen her auf ihre Gesundheit eindringenden übeln Einflüsse.

Weniger gut hatte der Direktor Beermann die Nacht zugebracht. Die Geister des Weines waren allmählich verraucht, und als er nun klar über die Vorgänge des letzten Abends nachdachte, begann er ernstlich, auf sich zu zürnen, daß er, der sonst immer noch den Schein zu wahren gewußt, sich jetzt eine solche Blöße gegeben.

Auch seine Theilnahme an der Agitation gegen seine Frau fing an, ihm leid zu werden.

Schon gestern, als bei dem Diner einige spöttelnde Bemerkungen über den aus Eifersucht intriguirenden Ehemann gefallen, hatte er eingesehen, daß er eine Unschicklichkeit begangen, und, daß es weiser gewesen wäre, das kleine Vergnügen der Rache an seiner Frau sich zu versagen.

Im Grunde war er ja gar nicht der eifersüchtige Ehemann, als der er sich gerirte. Er hatte in der That Anna nie geliebt, überhaupt war ihm ein solches Gefühl gänzlich fremd. Seine Neigungen wie er sie für Frauen empfunden, hatten so wenig Aehnlichkeit mit dem gehabt, was man in höherem Sinne Liebe nennt, daß ihm dieselbe ein märchenhaftes Gebiet geblieben, an dessen Existenz er nicht glaubte. Der kleine Roman, den seine Frau mit Edwin Berg spielte, hatte ihn bisher ganz gleichmüthig gelassen — jetzt aber, da Edwin wirklich um Anna's willen sich von seiner Gemahlin hatte scheiden lassen, überkam ihn doch eine gewisse Unruhe. Er fürchtete nicht das Weib — wohl aber die Sängerin zu verlieren — zu Thorheiten hatte er sie stets für fähig gehalten, deshalb glaubte er einen Vortheil zu erringen, wenn er das Pubikum auf seine Seite zöge, wenn dasselbe öffentlich für ihn Partei ergriffe. Eine Warnung sollte es für seine Frau werden, sich vor Weiterem, was sie kompromittiren könnte, zu

hüten, sollte sie zu der Ueberzeugung führen, daß sie nur durch eine fortgesetzte treue Pflichterfüllung als Gattin den öffentlichen Unwillen besiegen und die Gunst des Publikums wieder gewinnen könne. — Dennoch hatte ihm die Agitation bereits eine zu große Ausdehnung angenommen. Er wünschte zwar seiner Frau einen Schreckschuß zu bereiten, nicht aber sie als Künstlerin zu Falle zu bringen.

Gestern aber während des Diners hatten besonders die jungen Männer, in ihrer stolzen Verdammung einer solchen That, wie man sie Frau Beermann zur Last legte, dafür plaidirt, sie gar nicht zum Singen kommen zu lassen. — Andere hatten dagegen gesprochen, eine Mißfallens-Aeußerung schien ihnen genügend.

Zu einem sicheren Schlusse war es nicht gekommen — Beermann's nähere Freunde aber riethen ihm von Neuem, seine Frau lieber ganz vom Singen zurückzuhalten. — Der Direktor fühlte sich in einer durchaus mißlichen Lage, die durch den gestrigen Vorfall nur noch unangenehmer wurde. Er fühlte die Handhaben, mit denen er seine Frau festhielt, seinen Händen entgleiten; er, der bisher auf sein Recht sich stützend als Richter vor sie getreten war, stand jetzt als Schuldiger ihr gegenüber. In einem Augenblick der Unüberlegtheit, im Rausch der Leidenschaft hatte er eine Unklugheit begangen, die alle feingesponnenen Netze, mit denen er seine Gattin so lange umstrickt, zu zerreißen drohte. Was beginnen? Den ganzen Morgen zermarterte der Direktor sich schon damit den Kopf. Er scheute sich seiner Frau und Elisabeth entgegenzutreten, und doch mußte es sein, doch mußte er ein versöhnendes Wort sprechen.

Endlich entschloß er sich, seine Gemahlin bitten zu lassen, ihn zu empfangen. Die Bitte wurde ihm gewährt. Frau Anna empfing ihn bereits in vollständiger Toilette im Salon; sie sah sehr bleich und leidend aus, war aber sonst ruhig und gefaßt. Auf seine entschuldigenden Worte, die der sonst so Hochfahrende stotternd und in sichtlicher Verlegenheit vorbrachte, hatte sie nur ein verächtliches Lächeln.

Sie hörte geduldig zu, ohne etwas zu erwidern und erst als er geendet, ergriff sie ohne das Vorherige weiter zu berühren das Wort, allein um ihm mitzutheilen, daß sie entschlossen sei, heute Abend nicht zu singen. Die Gründe, die sie dazu bestimmten, würde er wohl eben so gut wissen wie sie.

Der Direktor sah einigermaßen erstaunt, aber durchaus nicht enttäuscht oder verdrießlich aus, wie Frau Anna erwartet hatte. Sie ahnte nicht, daß sie seinen Wünschen durch ihren Entschluß ganz entgegen käme. Er selbst hielt es nicht für räthlich, auf nähere Erörterungen einzugehen und neigte deshalb nur zustimmend das Haupt mit der kurzen Bemerkung, daß er den Konzertgeber von ihrem Entschlusse benachrichtigen wolle. Er wandte sich zum Gehen.

„Noch eins!“ hielt ihn Anna zurück. „Du weißt, Fräulein von Gleissenberg verläßt heute das Haus.“

„Ich vermuthete es,“ murmelte der Direktor.

„Du wirst so gut sein, noch in den Vormittagsstunden die Geldangelegenheiten mit dem Fräulein zu ordnen.“

„Wann will sie fort?“

„Ich werde sie nach Tische in ihre neue Heimath geleiten. Du wirst begreifen, daß es ihr peinlich ist, mit Dir noch zusammen zu treffen, ich werde daher für sie das Geschäftliche ordnen.“

„Und wünschest mit ihr allein zu speisen? Gut, gut!“ fiel ihr der Direktor ins Wort, Frau Anna einen mißtrauischen Blick zuwerfend. „Darf man fragen, wo die neue Heimath ist, in die Du das Fräulein zu führen gedenkst?“

„Fräulein von Gleissenberg hat Gründe zu wünschen, daß Du das nicht erfährst!“

Des Direktors Stirn runzelte sich. Er trat Frau Anna einen Schritt näher und blickte sie drohend an: „Ich wünsche aber nicht,“ rief er in seinem gewöhnlichen rauh befehlenden Tone „daß diese neue mir geheim gehaltene Heimath etwa ein Zusammenkunftsort für Andere würde, die eine verbrecherische Neigung dort zu verbergen suchten. Berg ist jetzt hier, ich weiß es! hüte Dich! mein Auge wacht.“ Anna biß die Lippen fest aufeinander.

„Welche Sprache wagst Du mir gegenüber zu führen!“ entgegnete sie zornig, „nach dem was ich gestern gesehen und erfahren!“

Des Direktors Mund verzog sich zu einem höhnischen Lächeln.

„Ich führe die Sprache,“ sagte er, „die mir als Deinem Gatten zusteht. Vergiß nicht, daß wenn ich mich auch veranlaßt gesehen habe Dich unter vier Augen um Verzeihung zu bitten, Du öffentlich mir nichts anzuhaben vermagst. Du hast keine Zeugen und selbst hättest Du solche — das Geschehene giebt vor Gericht Dir kein Recht gegen mich. Du aber bist mein Weib, das ich, wenn es meine Wünsche im Guten nicht hören will, zwingen kann, mir zu gehorchen.“

Frau Anna war noch bleicher geworden, ihre zitternde Hand stützte sich Halt suchend auf den Tisch. Ihre Lippen bewegten sich, aber kein Wort kam über dieselben. Einen Augenblick betrachtete sie der Direktor mit triumphirender Miene, dann ging er mit raschen Schritten der Thür zu: „Ich erwarte heute Abend hier mit Dir den Thee einzunehmen,“ wandte er sich noch einmal um, „und werde einige Freunde mitbringen.“ Die Thür schloß sich hinter ihm; über Frau Annas Antlitz flog es wie der Schatten des Todes. Lange stand sie noch starr da, den Blick in's Leere gerichtet, dann sank sie stöhnend in die Knie. „Es ist das Verhängniß!“ bebten ihre Lippen „ich soll nicht frei, nicht glücklich werden!“

24. Kapitel.

Elisabeth hatte ihre Sachen auf Frau Annas Wunsch zusammengepackt; in der Dämmerstunde, so hatte sie ihr gesagt, würde ein Wagen kommen, sie beide abzuholen.

Auf ihre Frage wohin, hatte sie noch immer keine direkte Antwort erhalten können; Frau Anna hatte nur angedeutet, daß sie schon vor ihrer gestrigen Rückkehr nach Hause geordnet habe; eine Wohnung sei gemiethet, in der sie das Nöthige vorläufig verborgen halten könnten.

„Doch wer hat diese Wohnung besorgt?“ war Elisabeth's ängstliche Frage gewesen.

„Sie werden es bald erfahren!“ hatte Frau Anna geantwortet, „nur noch einige kurze Stunden Geduld!“

Elisabeth empfand diese Unklarheit mit Unbehagen. Es stiegen Zweifel in ihrer Seele auf, schon erhob sich das Bild Edwin Berg's vor ihr. Wenn er bei dem Allen seine Hand im Spiele hätte? Doch nein, sie wies diesen Gedanken als einen gänzlich unwürdigen zurück. Selbst wenn Berg hier

wäre, sie wußte es nicht, würde ja Frau Anna seine Hilfe gerade jetzt am wenigsten annehmen dürfen. Doch wer sonst konnte der hilfbereite Freund sein? Elisabeth sann vergeblich hin und her, sie mußte sich in der That in Geduld fassen.

Auch Frau Anna hatte ihre Sachen geordnet. Doch versah sie sich, um des Mädchens Argwohn nicht zu erregen, nur mit dem Nothwendigsten. Seit ihrem Zwiegespräch mit dem Direktor hatte sich eine dumpfe Apathie ihrer bemächtigt; sie ging und that gleich einer Schlafwandelnden, die an der Zinne des Daches schreitet, jeden Augenblick in Gefahr zu erwachen, und rettungslos in die Tiefe zu stürzen.

Zur bestimmten Zeit, wie Frau Anna angegeben, fuhr ein Miethwagen vor das Haus. Elisabeth hatte bereits von den Dienstleuten Abschied genommen, jeder hatte das Fräulein lieb, und man sah sie ungern scheiden. Nur Rosette war kalt und wortkarg wie immer. Frau Anna stand stumm dabei, über ihre bleichen Wangen flossen einige helle Tropfen.

„Weint sie um Fräulein von Gleissenberg's Abgang?" so fragten sich kopfschüttelnd die Leute.

„Gott, die arme Frau!" seufzte die Köchin und wischte sich gleichfalls die Augen; „sie hatte das Fräulein so lieb und jetzt muß sie wieder ganz allein sein!"

Rosette achtete nicht der um sie geführten Reden, sie folgte aufmerksam jeder Bewegung der Fortgehenden.

„Wann soll der Thee bereit sein, Frau Beermann?" fragte sie, als diese ihr den Schlüssel zu ihrem Zimmer reichte, mit dem Auftrag, denselben ihrem Gatten zu übergeben, sobald er zurück käme.

Die Frage überraschte Frau Anna augenscheinlich, sie mußte sich besinnen, dann erst erwiderte sie: „Wie gewöhnlich!"

Rosette blickte sie argwöhnisch an.

Als der Wagen vorfuhr und die Sachen Fräulein von Gleissenberg's herunter getragen wurden, machte sie sich mit denselben etwas zu schaffen und suchte dabei eine Unterhaltung mit dem Kutscher anzuknüpfen.

„Es ist kein Vergnügen, bei diesem Wetter spazieren zu fahren," begann sie, einen mitleidigen Blick auf das unter dem Kutscherhut roth gefrorene Gesicht werfend. „Haben wohl noch weit?" fragte sie theilnehmend.

Der Kutscher sah sie mit halb lachender, halb bärbeißiger Miene an.

„Die Jungfer sollte einem lieber etwas Erwärmendes in den Magen schaffen, als unnütze Fragen thun!"

Rosette verstand den Wink sogleich. Sie flüsterte dem Diener etwas zu und nach wenigen Minuten reichte sie dem Manne ein Gläschen kräftigen Liqueurs nach dem Bocke hinauf. Der Kutscher leerte das Glas und reichte es hinunter, Rosette füllte es von Neuem. Der Kutscher lachte vergnügt und goß den Inhalt in seine Kehle.

„Das wärmt!" rief er; „nun, Jungfer, halte ich aus bis an's Ende der Welt!"

„An's Ende der Stadt, wollen Sie sagen!" scherzte das Mädchen. „Nach welchem Ende fahren Sie?"

Er sah sie schmunzelnd an.

„Ja, das möchten Sie nun wohl gar zu gerne wissen — aber wenn mir nun streng verboten wäre, das auszuplaudern?"

„Ach was!“ rief Rosette kopfschüttelnd. „Wir haben hier keine Geheimnisse! Wo unsere gnädige Frau hinfährt, kann Jeder wissen!“

„Nun, warum lassen Sie es sich dann nicht von ihr sagen?“ war die pfiffige Antwort.

Rosette war verdrießlich, sie nahm die Flasche und das Glas und wollte gehen.

„Für zwei solche Gläschen verräth man noch nichts!“ brummte der Kutscher oben.

Rosette blieb stehen.

„Wollen Sie noch eins?“

Wieder wanderte das Glas in die Höhe. — Aber schon kamen die Damen die Treppe herunter.

„Also wohin?“ fragte Rosette rasch.

„Nach der Neuhauser Vorstadt!“ war die Antwort.

Rosette nickte befriedigt und wendete sich ihrer Herrin zu, derselben beim Einsteigen zu helfen.

Der Wagen rollte davon; Rosette schaute zufrieden lächelnd ihm nach. „Neuhauser Vorstadt!“ murmelte sie. — „Nun, das ist ja nicht aus der Welt; da wird sie schon wieder zu finden sein!“

Frau Anna war matt in die Wagenecke zurückgesunken.

„Jetzt ist es entschieden!“ sagte sie leise. — „Elisabeth,“ wandte sie sich zu dem jungen Mädchen, das in erwartungsvoller Aufregung hinausschaute, den Weg zu beobachten, den der Wagen einschlug, „Sie haben treu zu mir gehalten bis jetzt. Werden Sie mich auch auf dem gefahrvollen Wege, den ich jetzt einschlage, nicht verlassen?“

„So lange Sie meiner bedürfen, werde ich ausharren!“ entgegnete Elisabeth fest. — „Doch von welchen Gefahren sprechen Sie?“

Frau Anna blickte sie traurig an.

„Sie wissen, ich habe heute eine Unterredung mit meinem Manne gehabt. Er erklärte mir, daß ich vor dem Gesetze kein Recht gegen ihn habe, und daß er mich als sein Weib zum Gehorsam zwingen könne und werde.“

Elisabeth sah erschreckt auf.

„Vielleicht eine leere Drohung!“ bemerkte sie zweifelnd.

„Ich weiß es nicht; aber ich fürchte, er spricht die Wahrheit, und dann?“ Frau Anna verhüllte das Gesicht.

„Niemand kann Sie zwingen, zu diesem Manne zurückzukehren!“

„Und wenn man es doch könnte?“

Elisabeth war rathlos.

„Verzagen Sie nicht zu rasch!“ suchte sie zu trösten. „Ein Rechtsgelehrter allein kann Sie in diesem Falle sicher berathen. — Noch kann Alles gut werden.“

Der Wagen fuhr in raschem Trabe; ein kalter Schnee fiel und klatschte, vom Winde getrieben, von Zeit zu Zeit dröhnend an die Scheiben.

Elisabeth blickte hinaus — die Gegend war ihr unbekannt.

„Wo sind wir?“ fragte sie Frau Anna. „Wir sind schon außerhalb der Stadt.“

Auch diese schüttelte, nachdem sie hinausgeblickt, das Haupt: „Ich weiß es nicht!“

„Aber das ist ja Angst erregend!“ rief Elisabeth. „Wir Frauen allein dem Belieben eines uns unbekannten Kutschers ausgesetzt!“

„Seien Sie unbesorgt!“ beruhigte Frau Anna. „Wir sind vor Unglück gesichert!“

Der Kutscher bog jetzt in eine beschneite Allee ein; rechts und links hinter kleinen Vorgärten lagen villenartige Häuser. Vor einem dieser Häuser hielt der Kutscher still. Durch die geschlossenen Läden vor den Fenstern schimmerte Licht; die Hausthür wurde aufgeschlossen: eine ältliche Frau stand in der Thür, ein junger Bursche sprang vor, die Sachen in Empfang zu nehmen. Frau Anna schritt rasch über den von Schnee reingefegten Vorplatz. Elisabeth folgte ihr, mit staunenden Blicken ihre Umgebung musternd.

„Wo sind wir hier?“ fragte sie den jungen Burschen.

Er sah ihr erstaunt über diese Frage in das Antlitz.

„Nun Neuhauser Vorstadt?“ antwortete er schmunzelnd.

„Neuhauser Vorstadt?“ Elisabeth hatte davon gehört, als von einer neu angelegten Villenstraße außerhalb der Residenz.

Die alte Frau knixte vor den Damen, und eine der Thüren in dem hübschen Vestibül öffnend sagte sie:

„Hier das Zimmer des Fräuleins!“

Elisabeth trat ein und blickte sich in dem wohl erleuchteten und erwärmten Raume um.

Frau Anna war ihr gefolgt.

„Die Zimmer der gnädigen Frau sind auf der andern Seite!“ wandte sich die Alte zu ihr. „Sie werden im Salon schon erwartet.“

Es war ein eigenthümlich lauernder Blick, mit dem die Alte das sagte, der Elisabeth aufmerksam machte. Ein hübsches Mädchen stand an der gegenüberliegenden Thüre und schien auf Frau Anna zu harren, um ihr Hilfe zu leisten.

„Meine Tochter!“ stellte die Alte vor, „die es übernommen hat, der gnädigen Frau Kammerjungfer-Dienste zu leisten, so lange Sie hier sind.“

Frau Anna nickte und verschwand mit dem Mädchen hinter der schon geöffneten Thür. Es schien Elisabeth, als wolle Frau Anna absichtlich einer Erklärung ausweichen.

Die Alte bot Elisabeth ihre Dienste an und war ihr behilflich, den Mantel abzunehmen.

Elisabeth beschloß den Versuch zu machen, sich ein wenig genauer in ihrer Umgebung zu orientiren.

„Gehört Ihnen das Haus?“ fragte sie in möglichst gleichgültigem Tone.

„I Gott bewahre!“ rief die Alte. „Ja, wenn mir das gehörte, dann würde ich wohl anders aus den Augen schauen. Wir sind eben nur arme Portiersleute; die Villa gehört dem Herrn Gotter. Sie kennen ihn ja wohl, doch der bewohnt sie nur im Sommer. Aber seien Sie deshalb ganz unbesorgt, es wird Ihnen trotzdem Alles auf's Beste besorgt werden. Wie mit einem Zauberschlage ist in einem Tage hier Alles verwandelt worden. Die Zimmer sind so warm und kostbar eingerichtet, als ob Sie den ganzen Winter hier wohnen sollten, und doch hörte ich eben, daß Ihr Aufenthalt nur einige Tage währen wird.“

Elisabeth neigte sinnend den Kopf, sie grübelte vergeblich, ob sie den Namen Gotter nicht schon gehört.

„Und wer," fragte sie zögernd, „wer sagte Ihnen, daß wir nur einige Tage hier bleiben würden?"

Die Alte sah Elisabeth groß und staunend an.

„Nun wer anders," entgegnete sie, „als der Herr, der jetzt bei der gnädigen Frau ist."

Elisabeth wurde bleich, eine beklemmende Ahnung erfaßte sie. Wenn sie sich getäuscht, wenn es doch Berg wäre, der im Einverständniß mit Frau Anna den Plan zu dieser heimlichen Entfernung aus ihrem Hause gefaßt und ihn ausführen geholfen hätte? Sie vermochte es nicht zu denken. Ein solcher Schritt in diesem Momente gethan, mußte Alles verderben! Der Ruf Frau Anna's würde dann für immer vernichtet und sie, Elisabeth, würde als Helferin und Mitwisserin gebrandmarkt in der Welt dastehen! Doch das edle Mädchen drängte sogleich jeden Gedanken an die eigene Gefahr zurück. Sie, die Unschuldige, würde schon in ihrem Bewußtsein die Kraft finden, das Unabänderliche zu tragen. Aber Anna? Sie brach sich für immer die Brücke ab, die sie mit der Gesellschaft verband; sie gab sich willenlos in die Gewalt Edwin Bergs; ihre Ehre, ihre Zukunft lag in den Händen eines Mannes, der nur zu sehr Zeugniß von der Unzuverlässigkeit und Willkür seines Charakters abgelegt! Und Beermann? Würde er dann nicht triumphiren? Noch hatte eine Trennung von Anna's Ehe und damit eine dereinstige eheliche Verbindung mit Edwin nicht außer dem Bereich der Möglichkeit gelegen. Geduld und Klugheit hätten vielleicht mit der Zeit eine friedliche Lösung herbeizuführen vermocht. Aber wo ist Geduld und Klugheit zu finden, wenn die Leidenschaft ihr finsteres Regiment in den Herzen aufgeschlagen? Jetzt war Alles anders gekommen, die Keime einer glücklichen Zukunft wurden durch Uebereilung und Unbedacht vernichtet.

Wie ein Blitzstrahl gingen alle diese Gedanken durch Elisabeths Kopf.

„Führen Sie mich nach dem Salon!" wandte sie sich nach kurzer Zeit mit raschem Entschlusse zu der alten Frau.

„Sie werden jetzt doch nicht stören wollen?" sagte diese mit einem pfiffigen Lächeln, „und ich sagte Ihnen ja schon, der Herr ist mit der gnädigen Frau im Salon."

Elisabeth verstand nur zu gut, der Zorn wollte sie überwallen, aber sie suchte sich zu fassen.

Stolz hob sie das Haupt:

„Sie irren," sagte sie streng, „die gnädige Frau", eine innere Scheu hielt sie ab, Frau Annas Namen zu nennen, „hat keine Heimlichkeiten zu verbergen. Sie bewegen sich in ganz falschen Voraussetzungen, gute Frau."

Mit einer gebieterischen Bewegung bedeutete sie der Alten vorauszugehen, diese gehorchte ohne weitere Widerrede.

Elisabeth wurde denselben Weg geführt, den Frau Beermann vorhin eingeschlagen. Am Ende eines schmalen Korridors öffnete die Alte eine Thür und ließ Elisabeth eintreten.

„Die Herrschaften werden im Nebenzimmer sein!" sagte sie beim Fortgehen und schloß die Thür hinter Elisabeth. Das junge Mädchen sah sich staunend um. Sie glaubte zu träumen. Wie im Märchen sah sie sich plötzlich aus der Finsterniß in einen hellen, blumengeschmückten Raum versetzt. In

der Mitte eines runden Saales stand ein geöffneter Flügel, aus dem dunkeln Grün der Myrthen und Kamelien an den Wänden schimmerten weiß die Büsten Beethovens und Mozarts hervor. Kleine Divans in lauschigen Erkern mit zierlichen Tischen davor luden zum Ruhen ein, hier und da wiegte sich ein Vogel schlaftrunken in seinem Bauer, und das Alles war von oben durch ein gedämpftes röthliches Licht erhellt.

Wie im Zaubergarten der Armide schien Alles darauf berechnet, den Eintretenden in wonniges Vergessen zu wiegen, ihn in süßen Sinnenrausch zu verstricken.

Hochaufathmend durchschritt Elisabeth den schönen Raum — ihr Auge überflog die Lauben und Plätze — Alles war leer. Jetzt stand sie vor einer rothseidenen Portiere, deren Falten schwer bis zum Boden hingen.

Gedämpfte Stimmen drangen an ihr Ohr — sie unterschied den seelenvollen Klang von Annas Stimme und Edwin Bergs leidenschaftlich tiefen Ton. Zitternd lehnte sie sich an die Wand — die Portiere rauschte — eine Hand zog sie rasch zurück — Edwin stand vor der Bebenden. Sie wagte kaum aufzusehen — ach warum war es keine Sinnentäuschung? Die Frau, die sie so hoch verehrt, für die sie so viel geopfert — sie, die noch gesetzlich ihrem Gatten angehörte, sie, die Elisabeth mit Anstrengung all ihrer jungen Kräfte, mit Hintansetzung jeden Gedankens an das eigene Glück im Kampf des Lebens zu halten gesucht hatte — sie lag jetzt widerstandslos an dem Herzen des Mannes, der sein Weib verstoßen, weil er für sie in verbrecherischer Leidenschaft glühte.

Anna las das schmerzliche Entsetzen, das dieser Anblick erregte, in Elisabeths Zügen, — hastig riß sie sich von Edwin los und dem jungen Mädchen beide Hände hinreichend, rief sie flehend:

„Zürnen Sie mir nicht Elisabeth! — Ich weiß, ich muß Ihnen sehr schuldig erscheinen, aber Ihr gütiges Herz wird Sie lehren, milde zu richten. — Wo sollte ich Schutz finden und suchen als bei ihm?"

Wieder lehnte sie in vollster Hingebung ihr Haupt an Edwins Brust, der sie fest an sich drückte.

„Sagte ich Ihnen nicht, Fräulein von Gleissenberg!" rief er mit leise vibrirender Stimme, „daß Anna und ich für einander bestimmt wären und daß wir uns früher oder später finden müßten? Jetzt ist sie mein —!"

Elisabeth wandte sich ab und verhüllte das Haupt.

„O, warum das jetzt!" rief sie schmerzlich, — „warum in einem Momente, in welchem die ganze Stadt in Aufregung Ihretwegen ist, in welchem jeder Ihrer Schritte mit Neugier und Schadenfreude bewacht wird, warum gerade jetzt eine That ausführen, die wie ein verbrecherischer Trotz erscheinen und auch die letzten Freunde von Ihnen abwenden muß?"

Edwins Stirn verfinsterte sich.

„Ich konnte Anna nicht mehr an der Seite dieses Beermann leiden sehen!" rief er. „Sollte ich sie sterben lassen, ohne einen Versuch der Rettung zu wagen, etwa aus Furcht, daß dieser oder jener in spießbürgerlicher Prüderie mich verurtheilen könnte?"

„Sie haben den Ruf der Frau, die Sie lieben, durch Ihre unüberlegte That unwiederbringlich geopfert!"

„Ich habe Anna vor der Schmach gerettet, heute Abend öffentlich beschimpft zu werden. Um meinetwillen wollte man sie beschimpfen, und ich

sollte nicht die Arme ausbreiten, sollte sie nicht an mein Herz nehmen und mit meinem Leben sie schützen?"

Elisabeth blickte traurig zu Boden.

„Ich sehe", sagte sie, „ich bin jetzt hier überflüssig. Mein Amt ist zu Ende. Wozu nahmen Sie mich hierher mit", wandte sie sich mit zitternden Lippen an Anna, „um das mit anzusehen? Sie wissen, wie ich Sie gebeten und gewarnt, Sie wissen, wie ich mit Ihnen an Ihrer Seite gekämpft und gerungen, um Sie vor diesem Ende zu bewahren, und jetzt?"

Thränen erstickten ihre Stimme.

„Elisabeth!" rief Frau Anna außer sich und schlang, sich von Edwin losmachend, ihre Arme um das junge Mädchen. „Haben Sie Erbarmen mit mir! Sprechen Sie nicht so, Ihre Vorwürfe zerschneiden mir das Herz. — Gönnen Sie mir doch den kurzen Augenblick des Glückes, der, ich ahne es, nur zu rasch dahin sein wird. Sie fordern Geduld von mir, Sie weisen mich auf die Zukunft hin, Elisabeth, wenn ich nun wüßte, daß diese Zukunft nie kommen wird, nie kommen kann? Soll ich sterben, ohne das Glück auch nur gekostet zu haben?"

„Anna?" rief jetzt Edwin, und seine Stimme zitterte so schmerzvoll, daß selbst Elisabeth erschüttert zu ihm aufblickte.

„Anna, Du darfst, Du wirst nicht sterben. Leben sollst Du, leben für mich, mit mir!"

Sie reichte ihm die schmalen weißen Hände hin, ein seliges Lächeln verklärte ihr Antlitz.

„Ich lebe für Dich, mit Dir!" wiederholte sie leise.

Edwin zog sie sanft an sich und einen Kuß auf ihr dunkles Haar drückend, sagte er, sich zu Elisabeth wendend:

„Und uns, glauben Sie, könnte man trennen? dieses Weib, das ich jetzt mit meinen Armen halte, mir wieder entreißen? Nie, nie!"

Elisabeth sanken matt die Arme herab; sie begriff, daß hier jeder Einspruch ein vergeblicher sein müsse, eine ahnungsvolle Angst überfiel sie. „So fliehen Sie!" bat sie. „Fliehen Sie diese Stadt, wo jede Stunde neue Aufregungen, neue Gefahren für Sie bringen kann. Fliehen Sie, ehe der Direktor Ihren Aufenthalt ausgespürt."

„Wir werden fliehen! nur noch der morgende Tag soll uns hier sehen. Das neue Jahr trägt uns auf seinen Flügeln davon, dahin — wo kein Winter die Erde mit Eis und Schnee bedeckt, wo meine Anna aufathmen wird in einer milden balsamischen Luft, Gesundheit und Stärke aus ihr trinkend. O, glauben Sie nicht, daß ich unthätig gewesen seit der Zeit, daß ich Sie in jenem Walde sprach, Fräulein Elisabeth. Alles ist bereits vorbereitet und wohl überlegt. Schon steht die Villa in Mentone am Ufer des Meeres bereit und ausgeschmückt, meine Anna zu empfangen."

„Sie sollten über die Zukunft nicht die Gegenwart vergessen!" mahnte Elisabeth von Neuem. „So lange Sie hier verweilen, ist Anna noch in Gefahr; warum noch einen vollen Tag mit der Abreise zögern?"

„Sie wissen, ich muß morgen bei der Aufführung meines Stückes gegenwärtig sein."

„Warum das? Sie haben Frau Anna vor einer öffentlichen Beschimpfung gewahrt und wollen sich doch selbst einer solchen aussetzen?"

„Anna ist ein Weib — sie kann und soll vor dem rohen Angriff zurück-

weichen. Der Mann aber muß den Kampf, wenn er ihn einmal aufgenommen, ausfechten, will er nicht als Feigling dastehen. Außerdem habe ich sichere Hoffnung, den Skandal, den man morgen in Scene zu setzen beabsichtigt, zu Schanden zu machen, und als Sieger aus dem Kampfe hervor zu gehen. Das Publikum selbst wird seine Sanktion zu meiner Verbindung mit Anna geben. Von der Bühne herab werde ich morgen mit der Macht des Geistes für das Recht des Herzens gegen die todte Form einer kalten Moral plaidiren. Möge das Urtheil, das man sprechen wird, unserer Verbindung den Segen geben, den uns der Priester wenigstens vorläufig nicht geben darf."

„Und wenn Sie dennoch nicht siegen? Wenn Ihr Stück fällt, und das allgemeine Urtheil sich gegen Sie ausspricht?" warf Elisabeth ein.

„Dann", entgegnete Edwin, „würde ich diese Niederlage mit der Ergebung tragen, die dem Gerechten geziemt, der für eine gute Sache vergeblich gefochten hat. Unsere Liebe wird uns darüber forthelfen; nicht wahr, süßes Weib?"

Er sah Anna in die Augen, sie nickte zustimmend. Er wollte sie mit sich zum Sopha ziehen, sie aber wehrte ihn sanft ab.

„Jetzt, Geliebter, verlaß uns! Eine selige Stunde war unser, laß das genug sein. Du siehst, Fräulein Elisabeth ist müde, und auch ich bedarf der Ruhe.'

Er sah ihr lange bewegt in die Augen.

„Ich gehe", sagte er aufstehend, und sich zu Elisabeth wendend setzte er rasch hinzu:

„Sie sehen, das Dekorum wird aufs Strengste gewahrt. Meine Wohnung liegt mitten in der Stadt, eine halbe Meile von hier entfernt, und ich werde den Weg dorthin zu Fuß zurücklegen, damit Niemand etwas auszuplaudern vermag. Selbst der alten Frau hier ist mein Name unbekannt; wo wäre da also Gefahr, daß wir entdeckt würden? Für einige Tage wenigstens sind wir sicher!"

Noch einmal drückte er Anna an's Herz, seine Lippen berührten ihre Stirn.

„Lebe wohl, Anna!" zitterte es leise von seinen Lippen.

Wie ein süßer Schauer durchzuckte es ihren Körper.

„Lebe wohl!" hauchte auch sie.

Edwin war fort.

„Und Sie, Elisabeth?" wandte sich Anna jetzt mit zärtlicher Bitte an das junge Mädchen, wollen Sie noch von mir gehen?"

„Ich werde bei Ihnen bleiben, bis Sie die Stadt verlassen!" entgegnete Elisabeth, die Hände ergebungsvoll im Schooße gefaltet. „So viel an mir ist, werde ich Ihren Ruf zu wahren suchen, ich habe meine Pflicht dann bis zu Ende erfüllt."

„Bis zu Ende!" murmelte Anna. Matt sank sie in die Kissen zurück. Auf die heftige Aufregung folgte eine eben so große Erschlaffung. Wieder fuhr sie mit der Hand nach dem Herzen.

„Bis zu Ende!" wiederholte sie noch einmal, während helle Thränen über ihre Wangen rieselten, „und ich möchte so gerne noch leben!"

---

25. Kapitel.

Sylvester, der letzte Tag des Jahres, wer begrüßte ihn nicht mit eigenthümlichen Gefühlen! Ein altes Jahr geht zu Grabe, ein neues beginnt; was liegt in seinem Schooß für die Welt, was für uns verborgen? Wird es uns bessere Tage, wird es uns unseren Wünschen, unseren Lebenszielen näher bringen?

Es waren nicht freudige Gedanken, die Doktor Kiesling bewegten, als er den Kopf in die Hand gestützt am Vormittag des Sylvesters vor seinen aufgeschlagenen Büchern und ärztlichen Präparaten saß, ohne indessen all der vor ihm ausgebreiteten Gelehrsamkeit gar zu große Aufmerksamkeit zu zollen. — Es wollte mit dem Arbeiten durchaus nicht gehen, so sehr er sich auch anstrengte, seine Gedanken auf dasselbe zu konzentriren. Ueber seine frischen lebensvollen Züge war ein tiefer Schatten gebreitet; der Schmerz hatte die Linien des sonst so heiteren Antlitzes gefestigt. Schwere Stunden lagen hinter ihm, Stunden inneren Kampfes, die den ganzen Menschen umzugestalten vermögen. Alles, was seit lange das Licht seines Lebens, die Hoffnung seiner Zukunft gewesen — er hatte es begraben müssen. Der Stern, der ihm mit so sanft verklärendem Glanze geleuchtet, war vor ihm versunken für immer. Das entscheidende Wort war gesprochen, unwiderruflich gesprochen, es war ihm nicht vergönnt gewesen, das Herz, das er sich zu eigen gewünscht, für sich zu gewinnen. Freundschaft war ihm geboten worden, wo er Liebe begehrte. O, es ist schwer, eine so plötzliche Umwandlung aller Lebensaussichten zu tragen, dem Unvermeidlichen in Ruhe und Fassung sich zu fügen. Aber das Leben stellt seine ernsten Forderungen an den Menschen. Es ist nun einmal kein heiteres Fastnachtsspiel, in dem ein Jeder nur danach zu streben hat, sich so viel als möglich zu belustigen. Jeder Mensch soll im Kampfe sich erproben, soll mit Anstrengung aller Kräfte durch Klippen und Untiefen sich hindurchwinden, denn nur so kann seine sittliche Kraft wachsen, seine Seele sich läutern, nur so wird er dem Schöpfungszweck, der möglichsten Vervollkommnung näher gebracht. Wohl dem, der gereinigt aus dem Leid hervorgeht, dessen Thränen die Flamme der Leidenschaft und Begierde in der Brust löschen, aus dessen Kämpfen und Zweifeln eine neue Saat edler Bestrebungen emporwächst.

Paul Kiesling war sich des ganzen Ernstes dieser Prüfungsstunden bewußt. Er stand an einem Abschnitt seines Lebens, sein Weg mußte von jetzt ab in andere Bahnen gelenkt werden. Der fröhliche, harmlose Mann begann zum ersten Mal den Schmerz und seine Bedeutung zu begreifen. Er, der oft in Ausübung seines täglichen Berufes, durch die Gewohnheit abgehärtet, ungerührt am Todtenbette gestanden, er wußte jetzt, was Leiden heißt; er verstand jetzt die Thränen, die der Schmerz dem gequälten Herzen auspreßt.

Mit Lessing wiederholte er es sich in der Stunde trüber Muthlosigkeit, die ihn nach seiner Unterredung mit Elisabeth erfaßt hatte, daß der Mensch nicht zum Genuß geschaffen sei, sondern sich des Genusses werth zu machen habe. Erwerbe Dir Dein Glück durch Arbeit an Dir selbst, und Du wirst glücklich sein, wie auch die Verhältnisse sich äußerlich gestalten und Dir hindernd entgegen treten mögen.

Aber solche Reflektionen, so heilbringend sie auch für die Zukunft wirken,

sind doch nicht im Stande, gleich ein tiefes Leid zu löschen. Erst muß der Schmerz völlig ausgerungen werden, ehe die Resignation die aufgeregten Gefühle wieder in ruhigere Bahnen zu lenken vermag.

Kiesling hatte bis jetzt selbst den Muth noch nicht gefunden, dem Freunde, der so innigen Antheil an all' seinen Plänen und Hoffnungen genommen, von dem Scheitern derselben Mittheilung zu machen, so sehr er auch fühlte, daß er diesem treuen Herzen eine volle Offenheit schuldig sei. Eben rang er noch mit dem Entschlusse, sein Widerstreben zu überwinden und Fritz Blume aufzusuchen, da klopfte es an die Thür und ohne das einladende „Herein" abzuwarten, trat Fritz Blume mit ungewöhnlicher Hast in's Zimmer.

Kiesling ging ihm entgegen, trotz der inneren Bekümmernisse, die ihn bestürmten, bemerkte das Auge der Freundschaft sogleich an dem aufgeregten Aussehen des Freundes, daß etwas Besonderes demselben begegnet sein müsse.

„Gut, daß ich Dich treffe," rief der Eintretende, Kiesling mit flüchtigem Gruße die Hand reichend, ohne auch nur einen Blick für das veränderte Aussehen desselben zu haben.

„Du wirst mir über diese seltsamen Ereignisse, von denen man sich in der Stadt erzählt, am besten Auskunft geben können!"

Kiesling sah den Erregten erstaunt an — ihn zu sich auf das Sopha ziehend, fragte er, was denn geschehen?

„Wie, Du weißt es nicht?" rief Fritz Blume, „und bist doch vor einigen Tagen erst bei Beermann's gewesen?"

„Bei Beermann's?" Vor Kiesling's Erinnerung stieg das an jenem für ihn so verhängnißvollen Abend geführte Gespräch mit Elisabeth in allen seinen Einzelheiten wieder auf. In seinen eigenen Kummer vertieft, hatte er ganz das Konzert vergessen, in dem Frau Beermann gestern mitwirken sollte und vor dessen Ausgang Elisabeth eine so große Besorgniß empfunden hatte.

„So hat die unselige Angelegenheit doch ein trauriges Ende genommen?" fragte er. „Hat man Frau Beermann wirklich öffentlich zu beschimpfen gewagt?"

Fritz Blume's Augen richteten sich groß auf den Freund — ein schmerzliches Lächeln flog über seine Züge.

„Bist Du so ganz in seligen Träumen befangen," entgegnete er, „daß Begebnisse, die die ganze Stadt in Aufregung versetzen, Dir unbekannt geblieben sein sollten? — Frau Beermann hat gestern nicht gesungen, sie ist nicht im Konzert beschimpft worden — aber Schlimmeres ist geschehen als das!"

„Schlimmeres?" rief Kiesling erschreckt.

„Und Du solltest wirklich keine Ahnung davon haben?" forschte Blume weiter — „daß die Damen aus dem Beermann'schen Hause sich heimlich entfernt, daß Frau Beermann und Elisabeth verschwunden sind, man weiß nicht wohin, oder schlimmer noch, man vermuthet wohin!"

Kiesling war ganz starr geworden, kein Wort kam über seine Lippen.

„Unmöglich!" rief er, „unmöglich!"

„Du hättest besser über Elisabeth wachen sollen!" sagte Fritz Blume vorwurfsvoll.

Ein unendlich trauriger Blick aus Kiesling's Augen traf den Freund.

„Du weißt noch nicht, was geschehen," sagte er leise. — „Ich habe kein Recht mehr über Elisabeth zu wachen."

In Fritz Blume's Antlitz war eine helle Röthe gestiegen — lange sah er den Freund an.

„Wie, Paul, Du wärest —"

„Nicht geliebt!" ergänzte Kiesling. — „Es ist vorbei, Alles vorbei!"

Fritz Blume drückte Kieslings Hand bewegt in der seinen: „Armer Freund", kam es in seltsam verändertem Tone über seine Lippen. Dann stand er hastig auf und trat ans Fenster. Lange schaute er hinaus in den hellen kalten Wintertag — den letzten Tag des Jahres!

Die Hoffnungen, die der Eine begraben, keimten jetzt mächtig in der Brust des Andern auf. Fritz Blume zürnte sich selbst, daß er das Gefühl einer ihn warm durchzuckenden Freude nicht unterdrücken konnte bei der Mittheilung von dem Leid, das den Freund getroffen.

Kieslings Blicke folgten Fritz Blume, ein Strahl des Verständnisses erleuchtete plötzlich seine Seele. — Vor seinem Geiste erhob sich neben der hohen Gestalt des Freundes Elisabeths Bild. War es Fritz Blume, den ihr Herz ihm vorgezogen, und wurde ihre Liebe erwidert?

O, dann wußte er, was der Freund für ihn gethan, was er für ihn hatte thun wollen: das eigene Glück für das seinige hingeben. In tiefer Bewegung trat er zu dem in Gedanken Vertieften.

„Fritz," sagte er weich, „jetzt ist mir Alles klar. Du bist des Glückes würdiger wie ich, Du wolltest Dich opfern um meinetwillen, und ich ahnte es nicht einmal!"

„Und Du würdest es nie erfahren haben, daß ich Elisabeth liebe," wandte sich Fritz Blume mit herzgewinnender Einfachheit zu ihm, „wenn Du erhört worden wärest. Jetzt wäre es Thorheit, Dir meine Gefühle länger verbergen zu wollen."

„Du wirst glücklich sein," sagte Kiesling leise.

„Das liegt im Schooße der Zukunft verborgen, lieber Freund!" seufzte Fritz. „Bis jetzt ist noch Alles für mich in Dunkel gehüllt, ja schwieriger als je haben sich die Verhältnisse gestaltet. Arme Elisabeth, in welche Wirren bist Du durch Deine edle Hingebung gerathen? Was wirst Du leiden müssen mit der Frau, die Du liebst, die Du zu schützen gedachtest, und die jetzt doch verloren ist!"

Kiesling sah ernst zu Boden.

„Noch weiß ich nicht Alles!" wandte er sich an den Freund. „Du sagtest, Frau Beermann und Elisabeth seien aus ihrem Hause verschwunden; ich begreife, daß es, wie die Verhältnisse einmal lagen, so kommen konnte, ja vielleicht kommen mußte, jedenfalls aber ist etwas ganz Besonderes, Außergewöhnliches geschehen, was Frau Beermann und Elisabeth zu diesem plötzlichen Entschluß getrieben hat. Am vorgestrigen Abend noch wußte Elisabeth nichts von solcher Absicht."

„Zu der Zeit, als Du bei Elisabeth warst, befand sich Frau Beermann in der Generalprobe. Ist's nicht so?" fragte Fritz Blume rasch.

Paul nickte bejahend.

„So ist es sicher, daß dort der Plan zur Flucht gefaßt worden ist. Frau Beermann ist an jenem Abend in dem Konzerthause mit Berg heimlich

zusammengetroffen. Die Söburg, die Alles weiß, hat auch das ausspionirt und meiner Mutter sogleich brühwarm mitgetheilt."

„Du willst doch damit nicht sagen," fuhr Kiesling erregt auf, „daß Berg die beiden Damen entführt habe?"

Allerdings ist das allem Anschein nach der Fall, man glaubt mit Sicherheit vermuthen zu dürfen, Berg halte Beide hier irgendwo verborgen, ja man ist dem Versteck bereits auf der Spur."

„Aber das ist ja ganz unglaublich!" rief Kiesling. „Dazu hätte Elisabeth nie ihre Zustimmung gegeben."

„Auch mir ist das wie ein dunkles Räthsel," entgegnete Fritz Blume nachdenklich. „Aber es wäre unrecht, an dem edlen Mädchen deshalb zu zweifeln. Wie auch der Schein gegen Elisabeth sprechen möge, ich bin überzeugt, daß sie entweder getäuscht oder daß andere zwingende Gründe sie zur Theilnahme an diesem gewaltsamen Schritt bewogen haben. Doch sei dem, wie ihm wolle, die Aufgabe ihrer Freunde ist es, sie aus dieser prekären Lage sobald als möglich zu befreien."

„Hast Du irgend einen sichern Anhaltspunkt, auf Grund dessen man nach ihr forschen könnte?"

„Einen sicheren noch nicht; aber mancherlei Vermuthungen, die am Ende doch auf die richtige Spur führen dürften. — Außerdem arbeitet uns Beermann in die Hände, er setzt Alles in Bewegung, seine Frau wieder zu erlangen."

„Armes verirrtes Weib," seufzte Kiesling theilnehmend. „Was wird Dein Loos sein?"

„Ob der Direktor sie nun findet oder nicht, sie wird zu ihm nicht zurückkehren. Berg, das ist sicher, wird das Gut, das er mit so vieler Schuld, mit so vielem Unrecht erkauft hat, nicht wieder aus den Händen geben. Und daß er selbst für das Unrecht mit Muth und Geschick zu kämpfen und einzutreten weiß, das bestätigt die heutige Aufführung seines Stückes. — Seine Kühnheit übertrifft so sehr alle Voraussetzungen, daß sie fast imponiren könnte. Sein kecker Appell von der Bühne herab an das Urtheil des Publikums zu gleicher Zeit, da er die Frau, um derenwillen er sein eigenes Weib verstoßen, aus dem Hause des Gatten entführt, kommt mir wie der wohlvorbereitete Staatsstreich eines Usurpators vor, der durch das Erregen von Furcht und Bewunderung die öffentliche Meinung auf seine Seite zu bringen sucht, um ruhig des gewaltsam errungenen Besitzes sich erfreuen zu können."

„Aber dieser Staatsstreich wird an dem Rechtsbewußtsein des Publikums scheitern!" warf Kiesling ein.

Ein bitteres Lächeln trat auf Fritz Blume's Lippen: „Dessen sei nicht so sicher, Lieber! Es ist ein eigenes Ding mit dem Rechtsbewußtsein der großen Menge. Sie läßt sich nur zu leicht nach einer bestimmten Richtung hindrängen, wenn ein überlegener Geist sie mit Gewandtheit zu führen versteht. — Wer hätte nicht schon die Erfahrung gemacht, daß dieselben Menschen, die heute entrüstet gegen das Unrecht ihre Stimme erheben, morgen demselben lächelnd zustimmen, wenn es in angenehmer Gestalt ihnen entgegen tritt!"

„So glaubst Du wirklich, Berg's Stück könnte trotz Allem, was geschehen, heute Abend einen Triumph feiern?"

„Ich sage, die Möglichkeit ist immerhin vorhanden. — Daß Berg's Stück mit Genialität gemacht ist, das versichern Alle, die es kennen — ja die Schauspieler sind begeistert für dasselbe, wie mir gesagt worden. Was thut es heut zu Tage, wenn das Kunstwerk einer hohlen Nuß gleicht, einer Schale ohne Kern! Ist seine äußere Erscheinung nur glänzend — die Hohlheit des Innern nur mit prächtigen Gewändern verhüllt, dann applaudirt das Publikum, und die Unsittlichkeit und Frivolität, so handgreiflich sie auch sein mögen, nennt man pikante Genialität und heißt spießbürgerliche Prüderie oder Neid, was sich tadelnd oder unwillig davon abwendet. Ich habe darin Erfahrungen gemacht!"

Kiesling nickte zustimmend mit dem Kopfe. „Allerdings, es war schon unerhört, daß die Hofintendanz Dein Drama zurückgewiesen, während sie die frivole Komödie Bergs aufführen läßt."

„O, bringe das nicht hiermit zusammen!" rief Fritz Blume erregt. „Ich hoffe, Du glaubst nicht, daß dieser Vorzug, der dem Stücke Bergs gegeben worden, irgend wie mein Urtheil beeinflussen könnte Wenn Andere das mir auch zutrauen sollten, die mich nicht kennen, die —"

„Fritz!" unterbrach ihn Kiesling und legte die Hand auf seine Schulter, ihm ernst in die Augen sehend, „welch' ein Mißtrauen! Hier spricht der Freund zum Freunde, sollte es nicht einmal hier im Zwiegespräch gestattet sein das ohne Hehl auszusprechen, was man empfindet? Der Gedanke an diese ungerechte Zurückweisung einer so gediegenen Dichtung wie der Deinen lag so nah jetzt, da wir von der heutigen Aufführung eines Werkes sprechen, das Deinen Tendenzen so entgegen gesetzt ist."

Fritz Blume ergriff mit herzlichem Ausdruck die Hand des Freundes.

„Verzeihe," sagte er, „aber wenn Du wüßtest, wie ich schon unter so mancher spitzen Bemerkung gelitten, die man mir zugeworfen, sobald ich gegen die Tendenzen Berg's gesprochen, Du würdest meine Erregung begreiflich finden. Die Welt scheint zu glauben, sobald man selbst als Schriftsteller aufgetreten ist, habe man nicht mehr das Recht, über die Erzeugnisse Anderer zu urtheilen, weil das Urtheil kein objektives mehr sein könne. Und doch kann ich mit ganzer Wahrhaftigkeit versichern, daß Niemand mit mehr Freude die Schönheiten in den Werken Anderer anerkennt als ich. Ich werde am allerwenigsten Berg Talent absprechen, ich bin mir wohl bewußt, daß er in dem Geschick, die Interessen der Gegenwart zu erfassen und in poetische Form zu bringen, mir weit überlegen ist. Für historische Sachen ist jetzt der Boden ein sehr ungünstiger! sagte zu mir der Intendant, als er mir mein Drama mit einigen Worten der Anerkennung für dessen poetischen Gehalt zurück gab, und er hat gewiß Recht, Berg's Dichtungen entsprechen mehr dem Geiste der Zeit; seine ungewöhnliche Begabung befähigt ihn, auch dem Gewöhnlichsten Reiz zu verleihen. Deshalb aber bedaure ich um so mehr die Richtung, die er eingeschlagen; denn Niemand wird abstreiten können, daß je verführerischer die Form, in der das Laster vor uns tritt, wir desto mehr geneigt werden, seiner Verlockung zu folgen. Deshalb muß jeder, dem die Unverdorbenheit und Reinheit der Sitten unserer Nation am Herzen liegt, gegen diese Verführung von der Bühne herab protestiren, und deshalb protestire ich in Wort und Schrift dagegen, so viel es mir möglich ist, und werde dagegen protestiren, mag die Welt darüber sagen und daran deuteln was und wie sie will."

„Und ich stelle mich an Deine Seite!“ rief Kiesling. „Kann ich auch nicht mit der Feder, so kann ich doch vielleicht mit dem Worte für die gerechte Sache eintreten und ihr dienen.“

Wieder schüttelten sich die Freunde die Hände. „Doch wir verplaudern die Zeit!“ rief Fritz Blume, von seinem Sitze aufspringend. „Willst Du mich begleiten, Paul? es ist Dir gut, wenn Du Dich Deiner Einsamkeit entreißest.“

Kiesling erklärte sich bereit.

„Wo willst Du hingehen?“ fragte er.

„Zu dem alten Gotter!“ war Blumes Antwort. „Man erzählt sich, er habe Berg die Hand zu der Ausführung seiner kecken Entführung gereicht.“

„Der alte Gotter?“ fragte Kiesling erstaunt. „Wie kommt Berg zu ihm? So viel ich weiß, waren Beide bisher nicht miteinander bekannt.“

„Nun es lag in Berg's Interesse, jetzt des alten Theaterenthusiasten Bekanntschaft zu suchen. Die Klugheit bestimmte ihn, sich eine Partei zu schaffen — dazu kommt, daß bei Gotter alle Schauspieler des Hoftheaters verkehren. Berg hat auf diese Weise Gelegenheit gefunden durch seine glänzenden Gaben die Künstlerwelt sich zu erobern und, wie man sagt, ist ihm das aufs Beste gelungen. Alles schwärmt für ihn, und während man auf der einen Seite gegen Berg konspirirt, sammelt sich auf der andern eine immer größer werdende Partei für ihn, die darauf schwört sein Stück durchzubringen und ihm trotz aller Kabalen den verdienten Erfolg zu verschaffen.“

„Und was willst Du bei Gotter?“

„Man sagt, der Alte habe Berg seine Villa auf der Neuhauser Vorstadt abgetreten, um seine Geliebte dort zu verbergen. Ich werde dem Gerede auf den Grund zu kommen suchen.“

„Und dadurch am Ende nur bewirken, daß die Damen die Villa sofort verlassen und unseren Nachforschungen ganz entzogen werden.“

„Mag Berg mit Frau Beermann die Stadt verlassen, womöglich noch vor dem heutigen Abend! — Ja ich sage Dir offen, das ist der Zweck meines Besuches bei Gotter. Ich möchte Berg warnen, vor allen Dingen aber ihn verhindern, heute Abend in's Theater zu kommen. Verschiedene schwerwiegende Gründe lassen mich es wünschen.“

„Du fürchtest für Viktor Felton?“

„Allerdings! Du hast es errathen. Der junge Brausekopf, vollgesogen von den Anschauungen von formaler Ehre, die bei unserer Jugend nur zu oft das wahre Ehrgefühl ersetzen müssen, meint nicht eher sich beruhigen zu können, als bis er Berg zum Zweikampf gefordert habe. Als ob durch solch ein unnützes Blutvergießen das Unglück Edithas wieder gut zu machen wäre!“

„Im Gegentheil!“ fiel Kiesling ein. „Wer auch das Opfer werden möge, ob Berg, ob Viktor, die unglückliche Frau wird dadurch immer nur noch mehr zu leiden haben.“

„Deshalb eben möchte ich unter allen Umständen dieses Duell zu verhüten suchen. Aus manchen Aeußerungen Viktors habe ich geschlossen, daß er diesen Abend ausersehen, das Duell mit Berg zu provoziren, um den Verbrecher gleich auf der That zu bestrafen. Die ganze Sache aber, so gut sie ausgedacht sein mag, wird in sich zerfallen, sobald Berg nicht in's Theater kommt.“

„Ganz recht! Aber Elisabeth, was wird aus ihr, wenn Berg mit Frau Beermann die Residenz verläßt?"

„Ich bin überzeugt, daß sie Frau Beermann nicht weiter begleiten wird. Es liegt ja im Interesse Berg's selbst, mit Frau Anna allein zu reisen, ein Dritter kann nur hinderlich für seine ferneren Pläne sein. Außerdem werde ich Elisabeth, sobald ich einigermaßen Gewißheit erhalten, daß die allgemeine Annahme eine richtige sei, und sie wirklich in der Gotterschen Villa sich aufhalte, benachrichtigen, daß meine Mutter sie sobald als möglich erwartet, und ein Stübchen in unserer Wohnung für sie bereit ist."

„Wäre es nicht doch besser, Du holtest sie selbst ab und überließest ihre Trennung von Frau Beermann nicht so zufälligen Eventualitäten?" warf Kiesling zweifelnd ein.

„Nein, nein!" rief Fritz rasch, „es widersteht mir, die unglückliche Anna Beermann in ihrer Erniedrigung zu sehen. Jedenfalls ist es rücksichtsvoller, wenn ich zurück bleibe. Außerdem weiß ich, daß ich Elisabeth ganz vertrauen kann. Ihr schönes gutes Herz wird sie schon richtig leiten."

Während die beiden Freunde der in dem fashionablen Viertel der Residenz gelegenen Wohnung des Herrn Gotter zuschritten, fuhr Edwin Berg in seinem leichten Cab der Neuhauser Vorstadt zu. Am Eingang der Allee ließ er das Fuhrwerk halten, befahl dem Kutscher zurückzukehren, und legte die kurze Strecke Weges bis zur Villa Gotter zu Fuß zurück. Ein Gefühl schwankend zwischen Glück und Unruhe, zwischen wonniger Hoffnung und ahnungsvoller Furcht bewegte seine Seele, als er durch das Gitterthor dem Hause zuschritt. Die alte Portiersfrau lächelte ihm mit vielsagender Miene zu, als sie ihm die Thüre zu den Zimmern Anna's öffnete.

„Sie ist allein," flüsterte sie. „Das Fräulein ist noch bei der Toilette!"

Edwin trat zögernd einen Schritt zurück. Der Ton der Frau mißfiel ihm. Er fühlte, wie Anna darunter leiden müßte, wenn sie ihn hörte, und seine Seele bangte um die Geliebte. Er wollte sie ja glücklich, ganz glücklich wissen. Kein Schatten sollte auf ihre Freude fallen.

„Melden Sie mich!" rief er mit gerunzelter Stirn der erstaunten Alten zu. „Bei der gnädigen Frau tritt Niemand unangemeldet ein, merken Sie sich das."

„Ich dachte, der Herr machte eine Ausnahme", entgegnete die Alte knixend. Beim Fortgehen aber brummte sie in sich hinein:

„Hochmüthiges Pack! Sie glauben mir Sand in die Augen streuen zu können; aber ich weiß doch, was ich weiß!"

Als Elisabeth kurze Zeit darauf sich zu Frau Anna begab, fand sie dieselbe mit Edwin Arm in Arm durch die Gänge des hübschen Treibhauses wandelnd, das auf Elisabeth gestern, als sie es zum ersten Male betreten, einen so zauberhaften Eindruck gemacht hatte. Und in der That erschien der lichte Raum auch beim hellen Tageslicht anmuthig genug. Edwin hatte mit kundiger Hand aus dem sonst nichts Außergewöhnliches bietenden Gewächshause einen Wintergarten voll künstlerischer Schönheit geschaffen. Selbst der kurze Aufenthalt hier sollte der Geliebten an Reizen so viel bieten, als es seinen Mitteln und seinem Können möglich war.

Beide traten Elisabeth mit herzlicher Begrüßung entgegen; auch aus Edwins Augen leuchtete es warm.

„Anna hat mir jetzt erst Alles erzählt, was Sie ihr waren!" sagte er

zu Elisabeth. „Glauben Sie, wir beide werden es nie vergessen, was Sie für uns gethan haben. Wir bleiben Ihre Freunde für's Leben."

Er reichte ihr die Hand. Elisabeth zögerte einen Moment, aber ein Blick in die thränenschimmernden, von ängstlicher Bitte auf sie gerichteten Augen Anna's bewegte sie, dieselbe anzunehmen. Anna zog Elisabeth mit sich nach einem der lauschigen Plätze zwischen grünen Myrthen und duftigen Orangen.

„Morgen in aller Frühe", begann sie, „verlassen wir die Residenz!"

„Vielleicht schon heute Nacht, sobald wir das neue Jahr begrüßt!" setzte Edwin hinzu.

Elisabeth athmete erleichtert auf, die Angst, die seit dem Momente, da sie das Haus betreten, drückend auf ihr lastete, begann sich in etwas zu lösen.

„Es wird für Sie Beide das Beste sein!" entgegnete sie rasch.

„Wir aber werden uns trennen müssen", sagte Anna weich und blickte innig Elisabeth in die Augen. „Sie werden nicht weiter die verhängnißvolle Bahn mit mir wandeln wollen, die das Schicksal mich gezwungen hat, einzuschlagen."

Elisabeth blickte zu Boden.

„Ja wir müssen uns trennen!" entgegnete sie bewegt. „Aber ich habe den Trost, daß Sie", sie richtete ihre Blicke auf Edwin, „meiner nicht mehr bedürfen werden."

„O, Elisabeth!" rief Frau Anna mit sanftem Vorwurf, „Sie wissen nicht, wie ich Sie liebe, wie mir Ihre Gegenwart ein Bedürfniß geworden! und dann, ich fühle mich so schwach. Wie oft werde ich die sanfte Hand vermissen, die mich so liebreich gepflegt hat, wenn innere und äußere Schmerzen mich darnieder warfen."

Edwin drückte Anna leidenschaftlich an sich.

„Du wirst nicht mehr leiden, Anna!" rief er. „Du wirst gesund sein, in meinen Armen wirst Du zu neuem Leben erblühen!"

Er beugte sich über sie und küßte ihr üppiges Haar, das in seiner dunkeln Fülle das bleiche schmale Antlitz umrahmte und die durchsichtige Blässe der Haut nur noch beängstigender hervorhob.

Elisabeth's Blick streifte traurig über das bleiche Weib hin, das nur noch ein Schatten dessen war, das ihr in der Fülle der Kraft und Gesundheit zuerst entgegengetreten.

Edwin Berg hatte das Ziel seiner Wünsche erreicht. Mit Aufbietung aller Kräfte und Gaben, mit der rücksichtslosen grausamen Energie des Egoismus hatte er um den Besitz des Weibes gekämpft, das er liebte, hatte dem Schicksal abgetrotzt, was es ihm zu versagen gedroht, aber der schöne Preis, um den er gerungen, schien seinen begierigen Händen zu entgleiten. Die köstliche Blume, die in ihrer prächtigen Entfaltung ihm Herz und Sinne entzündet zu heller, unlöschbarer Gluth — sie neigte jetzt in seinen Armen matt und welk das Haupt. — Die heiße Sonne der Leidenschaft hatte ihre Kraft verzehrt. Anna Beermann war nicht mehr die strahlende Sängerin, deren Glanz ihn geblendet und die ihn magisch an sich gezogen; sie war ein krankes bleiches Weib, das an seinem Herzen Ruhe und Erquickung suchte, das jetzt fast nichts mehr geben, sondern nur empfangen konnte an Liebe und Hingebung. — Mit schmerzlicher Pein hatte Edwin dieser Gedanke

durchzuckt, als er Anna zuerst nach der langen Trennung wiedergesehen — aber statt die Liebe zu verlöschen, hatte Anna's Leid nur noch mehr seine Leidenschaft angefacht. Um seinetwillen hatte sie ja ihre Blüthe eingebüßt, um seinetwillen ihre lebensvolle Frische verloren. Die Liebe zu ihm hatte ja ihre Wangen gebleicht, ihrer Gestalt die schöne Fülle genommen. Das unendliche Mitleid, das ihn erfaßte, machte seine Liebe nur noch zärtlicher, noch heißer sein Verlangen, sie ganz zu besitzen, um nun in der Sonne des Glückes, das er ihr zu bereiten gedachte, sie von Neuem zu herrlicherer Blüthe als vorher sich erschließen zu sehen. — Deshalb aber traf ihn auch jede Erinnerung an ihr körperliches Leiden aufs Schmerzlichste — jede Fiber seines Herzens empörte sich gegen den Gedanken, daß dieser Zustand der Schwäche kein vorübergehender sei, daß er dauernde und traurige Folgen haben könne. Der stolze Mann wollte, wie er über die Vorurtheile der Gesellschaft gesiegt zu haben glaubte, auch die Natur seinem Willen und seinen Wünschen unterordnen. Der Arzt, der ihm in diesem Augenblick gesagt hätte, Anna litte an einem unheilbaren Uebel, wäre in die Gefahr gerathen, entweder als Unwissender aus der Thür geworfen zu werden, oder für die Begründung seiner Wissenschaft das Leben einsetzen zu müssen.

Auch jetzt fühlte er sich so im Innersten erregt von Anna's Bemerkung, daß es lange dauerte, ehe er seine Fassung wieder gewann.

Rasch den Gegenstand des Gesprächs verlassend, ging er auf eine andere Unterhaltung über, und in seiner fesselnden Weise begann er Anna seine Zukunftspläne auseinander zu setzen, wie sie den Winter hindurch in Mentone weilen, dann im Frühling, sobald sie sich gekräftigt, noch weiter nach dem Süden gehen würden. In Rom wollte er sie einführen in das Reich der Kunst, er sprach von den Schätzen des Vatikan und malte mit glühenden Farben das Glück, wenn er an ihrer Seite von Neuem der Zaubergebilde eines Rafael, eines Michel Angelo und der Wunderwerke antiker Kunst sich erfreuen würde. „O Anna," schloß er, „dort unter dem blauen Himmel Italiens, unter den Strahlen einer heißeren Sonne werden auch unsere Seelen noch feuriger in einander fließen, die nordische Schwerfälligkeit wird von uns abfallen, wir werden wie die Kinder dieses glücklichen Landes selbst aus dem Becher der Lust in vollen Zügen trinken und das Leben genießen lernen wie sie!"

Anna hatte wie ein krankes Kind, das bei dem sanften Wiegenlied der Mutter seine Schmerzen vergißt, mit seligem Lächeln Edwins Worten gelauscht.

„Ja, wir werden glücklich sein!" wiederholte sie leise und faltete die Hände, als sende sie ein stilles Gebet zum Himmel, daß ein barmherziger Gott die süße Verheißung, die an ihr Ohr klang, zur Wahrheit werden lasse.

Elisabeth war aufgestanden, leise hatte sie sich fortgeschlichen von den Liebenden, wie eine trübe Ahnung stieg es wieder in ihrem Innern auf, Anna würde dieses ausgemalten Glückes nie theilhaftig werden. Auf dem glänzenden Boden eines Vulkans waren ihre Freuden erwachsen und jeden Augenblick konnte das furchtbare Element sie wieder zerstören. Aus böser Saat können nie gute Früchte gedeihen!

Elisabeth stand am Fenster, das nach dem kleinen Vorgarten und der Straße führte. Ein junger Bube guckte neugierig durch das Gitter, dann

öffnete er die Thür und schritt auf das Haus zu. Elisabeths Herz klopfte ängstlich, alles Unerwartete schien ihr Gefahr zu bringen. Rasch eilte sie hinaus, draußen fand sie schon die Portiersfrau mit dem Knaben redend. Sie schien ihm eine abweisende Antwort gegeben zu haben; denn der Bursche drehte verlegen die Mütze in der Hand, offenbar unschlüssig, was er thun solle.

Als Elisabeth kam, wandte sich die Alte sogleich zu ihr:

„Der junge Mensch behauptet, er sei hieher zu einem Fräulein von Gleissenberg gesendet, der er einen Brief abzugeben habe, und will mir nicht glauben, daß sich hier keine Dame dieses Namens aufhalte."

Elisabeth erbleichte.

„Einen Brief," rief sie und streckte die Hand aus.

Die Alte blickte sie überrascht an, ein Hm, Hm! kam über ihre Lippen, sie blickte einen Augenblick forschend auf das junge Mädchen.

„Sehen Sie einmal selbst sich die Adresse an, Fräulein," sagte sie.

Der Bursche reichte ihr ein sorgfältig gesiegeltes Schreiben hin. „Zwei Herren," sagte er, „übergaben mir den Brief mit dem Auftrage, ihn an die Dame selbst abzugeben und mich nicht abweisen zu lassen."

Elisabeth warf einen Blick auf die Aufschrift, sie erkannte Fritz Blume's Hand. Mit einem Gefühl der Freude und des Schreckens zugleich griff sie nach dem Briefe.

Wie war es dem Freunde gelungen, ihren Aufenthalt so rasch zu entdecken?

„Es ist richtig!" sagte sie kurz, und dem Burschen ein Trinkgeld gebend, flüchtete sie mit ihrem Schatze auf ihr Zimmer.

Das Couvert enthielt nur wenige, offenbar in größter Eile hingeworfene Zeilen: „Wir wissen, wo Sie weilen," so lauteten dieselben. „Was auch geschehen möge, seien Sie ruhig — Ihre Freunde wachen über Sie! — Berg wird und muß in kürzester Zeit die Residenz verlassen — Gefahr droht. — Warnen Sie ihn, und kommen Sie, wenn möglich, noch heute Abend zu meiner Mutter, die Sie mit liebender Ungeduld erwartet. Fritz Blume."

Lange ruhten Elisabeths Augen auf den wenigen Worten des Briefes. Die freundliche Sorge, die ihr aus denselben entgegenleuchtete, das Gefühl nicht mehr allein zu stehen in der Welt, sondern treue Freundesherzen gewonnen zu haben, auf die sie selbst in den schwersten Zeiten sich stützen durfte, that ihr unendlich wohl. — Und kein Wort des Zweifels, kein Vorwurf traf sie dieses Mal, obwohl sie selbst sich Vorwürfe machte, mit zu großem Vertrauen zu einer Handlung die Hand gereicht zu haben, die sie vor ihrem reinen Gewissen nimmer verantworten konnte. In das Gefühl des Glückes mischte sich aber bald wieder die Sorge, „Gefahr droht", ihr Aufenthalt war entdeckt oder nahe daran entdeckt zu werden, und Edwin wollte noch bis zum morgenden Tage mit seiner Abreise warten. „Warnen Sie ihn," hatte Fritz Blume geschrieben. Elisabeth sprang auf, sie eilte hinüber; die Liebenden saßen noch immer in zärtlichem Zwiegespräch bei einander. Wie sie jetzt stören? Anna durfte unbedingt von der drohenden Gefahr nicht unterrichtet werden, die Angst konnte ihren Zustand verschlimmern, sie am Ende zur Reise unfähig machen. Elisabeth mußte sich also gedulden, einen günstigen Zeitpunkt abzuwarten, der es ihr möglich machte, mit Edwin unbemerkt allein zu sprechen.

Endlich gelang es ihr, kurz vor dem Essen, als Anna sich damit beschäftigte, für Edwin von den blühenden Gewächsen des Treibhauses ein kleines Bouquet zu winden, um es dem Dichter an seinem Ehrentage als erstes Zeichen der Anerkennung zu überreichen, Edwin nach einer Fensternische zu winken. Sie überreichte ihm, ohne ein Wort zu sagen, das Billet Fritz Blumes. Er überflog die Zeilen und gab es ihr dann wortlos zurück. Eine Wolke der Sorge trat auf seine Stirn.

„Wollen Sie Ihre Abreise nicht beschleunigen?" fragte Elisabeth leise.

„Bevor das Theater zu Ende ist, vermag ich nicht fortzugehen," entgegnete er eben so. „Ich bin durch die Ehre des Mannes und Dichters engagirt, gerade heute, wo es einen ernsten Kampf gilt, nicht fahnenflüchtig zu werden. Halten Sie aber Alles bereit, ich werde direkt vom Theater herkommen und Anna sofort zur Eisenbahn abholen."

„Bis zum Abend ist noch eine lange Zeit!" seufzte Elisabeth. „Wenn man nun gerade Ihre Anwesenheit im Theater benutzte, wenn vielleicht Beermann gar herkäme seine Frau zurückzuholen, und wir sind hier ohne Schutz!"

„Ich werde befehlen, daß man Niemanden einlasse," sagte er düster.

„Der Eingang ist leicht zu erzwingen."

„So geben Sie einen andern Rath! — Soll ich Anna ins Theater mitnehmen? Bei mir wäre sie immerhin am sichersten, ich werde sie zu schützen wissen!"

„Unmöglich! Wir haben keine geschlossenen Logen im Schauspielhause — sie würde dort, sobald sie erkannt würde, vor Insulten nicht sicher sein."

Edwin biß sich auf die Lippen, er wußte, Elisabeth hatte nur zu Recht.

„So wird es beim Alten bleiben müssen", erwiderte er. — „Ich sehe keinen andern Ausweg. Uebrigens, wenn Beermann selbst käme, was ich nicht glaube, denn sein Haß und der Wunsch, mein Stück fallen zu sehen, zieht ihn ins Theater, wenn selbst das Aeußerste geschähe — er kann Anna nicht zwingen, ihm zu folgen, wenn sie nicht will."

„Aber die Aufregung, die ein solches Begegnen für Frau Anna nach sich ziehen müßte!"

„Sie werden ihr schützend zur Seite stehen, Fräulein Elisabeth!" sagte er weich. „So lange Sie bei ihr sind, fürchte ich nichts!"

Elisabeth antwortete nichts mehr, — sie begriff, daß hier nichts zu ändern war und was da auch kommen möge, ertragen werden müsse.

Anna hatte schon ihren Strauß gebunden und legte ihn auf Edwins Platz an der gedeckten Tafel.

Edwin küßte ihr die Hand zum Danke.

Bemüht, nichts von der Besorgniß merken zu lassen, die ihn trotz der vorhin gezeigten scheinbaren Ruhe innerlich erfüllte, suchte er bei Tische die heiterste Laune zu zeigen. — Doch gelang es ihm nicht ganz — je später es wurde, und je näher die Stunde der Trennung heranrückte, desto weniger konnte er ein Gefühl schmerzlicher Bangigkeit unterdrücken.

Wieder wandelte er nach aufgehobener Tafel mit Anna durch die Gänge des Treibhauses.

„Singe mir ein Lied, ehe ich gehe, Geliebte!" bat er, „eines jener Schumannschen Lieder, in deren Vortrage Du Meisterin bist, und mit denen Du zuerst mein Herz gewonnen. Die sanften, schwermuthsvollen Weisen

klangen, als ich sie einmal von Dir gehört, immer wieder und wieder in meinem Ohre nach und berückten mich mit ihrem traumhaften Zauber. Laß auch heute ihren süßen Klang mich in den Kampf der losgelassenen Meute des Hasses begleiten und mir Trost spenden für die Stunden der Trennung."

Er drückte ihre Hand an seine Lippen, sie nickte zustimmend und setzte sich an den Flügel.

Leise präludirte sie, dann erhob sich weich und melodisch ihre schöne Altstimme. Sie sang aus Schumann's Dichterliebe.

Heiße Schauer durchrieselten Edwins Körper; den Kopf in die Hand gestützt lauschte er den wonnigen Liedern, in denen Wort und Melodie sich so wundersam decken. Jetzt richteten sich ja an ihn diese Worte des Sehnens und Verlangens, die ihn so oft entzückt hatten! Und welch' ein verborgenes Feuer schien aus dem melodischen Gesange emporzulodern:

Wenn ich in Deine Augen seh',
So schwindet all mein Leid und Weh;
Doch wenn ich küsse Deinen Mund,
So werd' ich ganz und gar gesund!
Wenn ich mich lehn' an Deine Brust,
Kommt's über mich wie Himmelslust.
Doch wenn Du sprichst: „Ich liebe Dich!"
So muß ich weinen bitterlich."

Edwin duldete es nicht länger auf seinem Platze. In überströmendem Gefühl sank er ihr zu Füßen und preßte seine Lippen auf ihre Hände.

Sie neigte sich über ihn, heiße Thränen fielen auf sein Haupt, Thränen so voll Weh und Lust, wie sie im Lied wiedergeklungen.

Er sprang auf, und sie an sein Herz drückend, küßte er ihr die Thränen von den bleichen Wangen. Es war ein Moment der Seligkeit, wie sie in ihrem höchsten Entzücken nur einmal das Menschenherz erfaßt, zu schön, als daß sie von langer Dauer sein könnte, zu berauschend, um nicht in ihr Alles zu vergessen, was außerhalb liegt, und sich in ihrer Wonne ganz zu verlieren. Die Stunde der Trennung rückte heran. Immer von Neuem bedeckte Edwin Anna's Antlitz und Hände mit seinen Küssen, es war als könnte er sich von ihr gar nicht losreißen. Gewaltsam zwang er sich endlich und sagte: „Lebewohl!" Aber an der Schwelle der Thür kehrte er wieder um. Noch einmal drückte er sie an's Herz, noch einmal schaute er ihr tief in die Augen, noch einmal küßte er ihren Mund.

„Auf Wiedersehen!" flüsterte er, dann riß er sich los und eilte fort.

Sie schaute ihm lange nach; noch immer ruhte ihr Blick auf der Portiere, hinter der seine hohe Gestalt verschwunden war.

„Auf Wiedersehen!" hauchten ihre Lippen leise und die Hände preßten sich auf das laut und fieberhaft pochende Herz. „Muß denn das höchste Glück eben solche Schmerzen erzeugen wie das Leid?" Nie hatte sich Anna beklommener, nie beängstigter gefühlt als jetzt. Matt sank sie auf einen Divan, die Sinne drohten ihr zu vergehen, wirre Stimmen drangen in ihr Ohr und zwischen durch tönte die süß klagende Melodie des Liedes:

„Und wenn Du sprichst: Ich liebe Dich,
So muß ich weinen bitterlich."

Als Elisabeth ins Zimmer trat, fand sie Frau Anna in einem Zustand beängstigender Apathie. Die schwüle Luft des Treibhauses mochte mit zu

demselben beigetragen haben. Sorgsam geleitete sie die Leidende ins andere Zimmer und zum Sopha.

„Ruhen Sie jetzt, theure Frau!“ sagte sie sanft, „damit Sie kräftig genug sind, heute Abend die Reise antreten zu können.“

Anna nickte mit einem schmerzlichen Lächeln, dann schloß sie zum Schlafe die Augen. Elisabeth beorderte die Tochter der Portiersfrau bei ihrer Herrin zu bleiben und ging dann selbst an die Arbeit, um ihre und Annas Sachen zu ordnen und zur Reise einzupacken.

26. Kapitel.

Die Räume des Theaters füllten sich von Minute zu Minute mehr, auf allen Gesichtern lag eine gespannte Erwartung. Im Foyer hatten sich verschiedene Gruppen gebildet, man sprach und diskutirte lebhaft, schon jetzt schien sich Alles für und wider die Novität entschieden zu haben. In den Logen saß die elegante Damenwelt in gewähltester Toilette, die müden von den Zerstreuungen des Winters abgespannten Züge zeigten ein ungewöhnliches Interesse; unten aber im Parket steckte die schönere Hälfte der Menschheit die hochfrisirten von seltener Haarfülle geschmückten Köpfe zusammen und zischelte und tuschelte und konnte kein Ende finden im Erzählen. Ueberall aber hörte man die Namen Anna Beermanns und Edwin Bergs in den verschiedensten Tonarten aussprechen, bald mit Bedauern und Theilnahme, bald mit Unwillen und Abscheu. In einer der lebhaftesten dieser Damen erkennen wir Hedwig Söburg, die mit ihrer Mutter und ihren Freundinnen, unter diesen die uns bekannten Damen Marie von Holtheim und Ottilie Alten, einige Eckplätze inne hatten. Mit der Energie einer großen Ueberzeugung versicherte sie ihren Freundinnen, daß Bergs Stück verloren sei. Sie deutete nach verschiedenen Logen im zweiten und dritten Range und erklärte den aufmerksam Zuhorchenden, diese wären alle von ihrer Partei besetzt; von dort aus würde man sicher dafür sorgen, daß das Stück nicht zu Ende gespielt werden könne.

„Es ist das Wenigste, was für die arme Editha gethan werden kann!“ endete sie ihren Bericht. „Ich kenne wahrhaftig sonst keine Schadenfreude, aber diese Demüthigung gönne ich Berg von Herzen.“

„Du warst doch aber früher so sehr für ihn begeistert“, warf Ottilie Alten schüchtern ein.

„Das war auch damals“, nahm eine Andere etwas spitz das Wort, „als er noch der Held des Tages und dazu ein freier Mann war.“

„Als er Hedwig Söburg noch seine liebenswürdige Freundin nannte!“ rief Marie von Holtheim lachend.

Die Geheim-Räthin runzelte die Stirn.

„Meine Hedwig war seine Freundin“, sagte sie mit scharfer Betonung, „so lange er ihrer Freundschaft würdig war.“

„A propos Hedwig!“ warf Marie von Holtheim hin, offenbar in der Absicht, den üblen Eindruck ihrer vorherigen Worte bei der Geheim-Räthin zu verwischen, „wo ist denn jetzt Deine hübsche Cousine? Ist es wahr, was man sich erzählt, daß sie sich mit Frau Beermann habe entführen lassen?“

„Allerdings!“ entgegnete Hedwig achselzuckend. „Es ist zu vermuthen,

daß sie mitgegangen, obwohl ich es nicht begreife, wie sie sich von Berg hat beschwatzen lassen können, da sie ihn doch genugsam kannte."

„Fräulein Elisabeths Herzensgüte wird sie bewogen haben, Frau Beermann zu begleiten!" entschuldigte Ottilie Alten mit ihrem gewöhnlichen Erröthen.

„Unbesonnenheiten soll man nicht entschuldigen!" antwortete Hedwig.

„Man sagte immer, Fräulein von Gleissenberg habe eine Neigung für Doktor Berg!" flötete ein Fräulein von zweifelhaften Jahren, mit schwarzen Locken und blendenden Zähnen, beide den besten Fabriken entnommen.

„Wer könnte diesem Don Juan auch widerstehen!" lachte Marie von Holtheim.

„Der wahre Graf von Gleichen!" spottete eine Andere, „nur daß keine der Damen seine legitime Gemahlin ist."

Wieder fuhr die Geheim-Räthin dazwischen. „Vergessen Sie nicht, daß Sie von meiner Nichte, von einem Fräulein von Gleissenberg sprechen!" sagte sie verweisend. „Sie mag unbesonnen gehandelt haben, aber einer Niedrigkeit ist keine Gleissenberg fähig."

Man schwieg — und tuschelte nur hier und da in leisen Tönen noch weiter. Es ist doch zu süß und verführerisch, den lieben Nächsten durchzuhecheln, besonders wenn dieser Nächste ein liebenswürdiges, schönes, und deshalb beneidetes Mädchen ist.

Unterdessen ging es hinter dem Vorhang noch reger her als in den Zuschauerräumen.

Die Schauspieler waren zum Theil schon in ihren Toiletten auf der Bühne versammelt, jetzt trat auch die erste Liebhaberin in reizender Toilette aus ihrem Ankleidezimmer hervor. Sie hatte die erste Szene zu spielen, und rauschte in ihrer schweren langschleppigen Seidenrobe auf die Chaise longue zu, in der sie sich niederzulassen hatte.

„Sehen Sie, ob ich es gut mache, bester Doktor," rief sie Edwin Berg zu, der mit Gotter und Beyer eben in ernstem Gespräch begriffen, mitten auf der Bühne stand, und schlug ihm leicht mit dem Fächer auf die Schulter.

Edwin folgte ihr mit verbindlichem Lächeln; der Dichter muß seine Schauspieler in guter Laune zu erhalten suchen, und hier war es vor Allem nöthig sich Niemand zu erzürnen, da so viel auf dem Spiele stand.

„Sie sehen entzückend aus!" flüsterte er der Dame zu, als sie auf dem weichen Polster anmuthig hingegossen hinter ihrem Fächer zu ihm aufblickte.

„Blicke ich auch schmachtend genug?" rief sie neckisch, „werde ich das Original zu erreichen vermögen?"

Edwin biß sich auf die Lippen, aber er fuhr trotzdem in demselben galanten Tone fort: „Sie entsprechen stets dem Ideal des Dichters, welches dasselbe auch sein möge." Sie neigte befriedigt das hübsche blumengeschmückte Haupt.

„Ihr Ideal gefällt mir!" sagte sie, „und deshalb hoffe ich es besonders gut zu spielen. — Wie denken Sie darüber, Doktor?" Wieder traf ihn einer ihrer feurig schmachtenden Blicke.

„Sie haben in den Proben meine kühnsten Erwartungen übertroffen!" entgegnete er. „Ihr Spiel allein schon muß das Publikum für mich gewinnen!"

„Meinen Sie?" Sie sah ihn prüfend an. „An uns Schauspielern

wenigstens, lieber Doktor, wird es nicht liegen, wenn Ihr Stück nicht glänzenden Erfolg hat."

„Und an der Dichtung noch weniger!" rief Beyer, der hinzu getreten war. „Wir Alle spielen mit Begeisterung, und wenn wir fallen sollten, werden wir mit Ruhm fallen!"

„Wir werden siegen!" rieb sich der alte Gotter die Hände. „Ich habe allen Grund, an den Sieg zu glauben. Der Lorbeerkranz, den Sie am Schlusse erhalten sollen, lieber Berg, ist schon bereit."

„Wenn wir überhaupt dazu kommen, das Stück zu Ende zu spielen!" setzte Edwin zweifelnd hinzu. Der Regisseur kam jetzt herbei, es war Zeit, die Bühne zu räumen. Edwin schritt am Arm des alten Gotter durch die Korridore der Proszeniumsloge zu, in der beide ihre Plätze hatten. „Zeigen Sie sich noch nicht," flüsterte Gotter Edwin zu. Aber es war zu spät. Die aufmerksamen Blicke der Zuschauer hatten den Dichter schon gesehen, ein Zischen und Pfeifen ließ sich hören, das indessen durch ein energisches Pst! von der andern Partei unterdrückt wurde. Außerdem war man doch zu neugierig; man wollte zwar, daß das Stück fallen sollte, aber nicht ehe man es wenigstens zum Theil gesehen hätte. — Der Inhalt war doch Allen zu interessant, um ganz darauf zu verzichten, denselben kennen zu lernen.

Die Glocke schlug an. Der Vorhang ging auf. Edwin drückte sich in die Ecke, sein Auge folgte gespannt dem Gange der Handlung. Die Exposition ließ man ruhig vorübergehen, der Vorhang fiel nieder und Alles war still, weder Mißfallen noch Beifall hatte sich geäußert.

„Man wartet!" flüsterte der alte Gotter Edwin zu. „Der zweite Akt wird schon mehr das Urtheil herausfordern."

Die Pause war kurz, aber Edwin erschien sie unendlich lang. Er dachte an Anna und wünschte, es wäre Alles vorbei, dabei bangte er doch aber auch für sein Werk, und die Erwartung des Kommenden steigerte seine Aufregung aufs Höchste.

Der zweite Akt brachte schon spannendere Situationen. Er gipfelte in einer Szene, in welcher der Held der unglücklichen Gattin eines von ihr gehaßten Mannes gegen seinen Willen die heimlich genährte Leidenschaft verräth.

Edwin hatte diese Szene mit der ganzen Gluth seiner Dichtergabe ausgestattet. Die Sprache erhob sich hier zu poetischer Kraft. Die Schauspieler, hingerissen von dem Athem der Leidenschaft, der das Ganze durchwehte, spielten meisterhaft. Die erste Liebhaberin warf einen triumphirenden Blick zu Edwins Loge hinauf. Gotter klatschte entzückt in die Hände. Aller Augen richteten sich in diesem Moment wie auf Verabredung nach der Loge, in der der Dichter saß; es war, als hätte dieses unvorsichtige Klatschen das Signal zu allgemeinem Aufruhr gegeben. Ein erst leises, dann immer mehr zunehmendes Zischen, Pfeifen, Poltern wurde laut, dazwischen scholl ein begeistertes Klatschen und donnernde Bravos. Edwin war bleich geworden, er stand mit untergeschlagenen Armen an der Logenbrüstung, sein Urtheil mit der ruhigen Miene eines Helden erwartend. Einige Momente dauerte der Kampf, schon wollte der Regisseur den Vorhang fallen lassen, da übertönte den Lärm immer lauter und schallender der Ruf: „Weiter spielen! weiter spielen!"

Der Sturm beruhigte sich allmählich wieder, für diesmal hatte Edwin gesiegt.

„Wir sind durch!“ raunte der alte Gotter vergnügt seinem Nachbar zu.

Edwin antwortete nicht, seine Pulse klopften fieberhaft, aber kein Zug auf seinem Antlitze verrieth die Unruhe seines Innern.

Drüben in der gegenüberliegenden Loge war ein junger Mann mit zitternder Erwartung dem Ausgange dieses Kampfes gefolgt. Seine blauen Augen waren aufmerksam jeder Bewegung des Dichters gefolgt.

„Schändlich! schändlich!“ murmelte er jetzt und sank in den Fauteuil zurück. „Auch das muß man noch ruhig mit ansehen, wie der Verhaßte triumphirt.“

„Trennen Sie die Dichtung von dem Dichter,“ sagte der neben ihm sitzende Herr, in dem wir Fritz Blume erkennen. „Das Stück ist genial gemacht und verdient in dem Sinne den Beifall, den man ihm zollt.“

„Aber es verräth des Verfassers eigene Erbärmlichkeit!“ fuhr Viktor vor Zorn bebend fort.

„Warten wir das Ende ab!“ mahnte Kiesling, der jetzt ebenfalls seinen blonden Kopf vorneigte.

„O, auch das wird applaudirt werden!“ rief Viktor heftig. „Ich wußte es ja im voraus, wie das Alles endigen würde! — Diese Art Rache ist keine Rache, im Gegentheil, die Dornen, die verwunden sollten, verwandeln sich am Ende noch gar in Lorbeeren, die der Verhaßte sich hohnlachend um's Haupt schlingt!“

Fritz Blume legte seinen Arm beruhigend auf den Viktors.

„Ich sagte es Ihnen gleich, Sie sollten heute nicht hergehen. Sie verursachen sich nur unnütze Aufregungen.“

Der junge Mann wandte sich hastig um.

„Glauben Sie! Ich denke, sie werden nicht so ganz unnütz sein.“

Der Akt war zu Ende; wieder erfolgte ein rauschender Beifallssturm, durch den das Pfeifen und Zischen nur noch leise hindurchdrang. Das Publikum strömte auf die Korridore — man fühlte das Bedürfniß, sich auszusprechen.

Auch Edwin schritt an der Seite Gotters durch die Korridore der eleganten Restauration zu. Er folgte dem Rath des alten Mannes, der in ihn gedrungen, etwas zu sich zu nehmen, um den noch zu erwartenden Aufregungen mehr gewachsen zu sein.

Ein Theil der Anwesenden wich ihm aus, ein anderer drängte sich an ihn, ihn mit Beifallsbezeugungen zu überschütten. Edwin nahm Beides ruhig hin, er achtete des einen nicht und begegnete dem andern mit bescheidener Höflichkeit. Plötzlich fühlte er sich heftig und wie mit Absicht am Arme gestoßen. Fragend wandte er sich um, ein wohlbekanntes Jünglingsantlitz schaute ihn mit vor Haß glühenden Augen an. Edwin wich unwillkürlich einen Schritt zurück, doch eben so rasch faßte er sich wieder.

„Wünschen Sie etwas von mir, Herr Felton?“ fragte er den ihn finster Anstarrenden mit lauter tönender Stimme.

Die in verschiedenen Gruppen Plaudernden verstummten plötzlich. Alles richtete gespannt seine Blicke auf Edwin und Felton, die Szene versprach sehr interessant zu werden.

„Allerdings wünsche ich etwas von Ihnen, mein Herr!“ entgegnete Viktor mit erhitztem Gesicht. „Ich wünsche, Sie hier vor allen Anwesenden für einen Schurken zu erklären, den ich verachte.“

Um Edwin's Mund zuckte es wie Spott. Die Erinnerung an Editha, die durch den Bruder wachgerufen, hatte in ihm das Gefühl des Schuldbewußtseins geweckt, und vor diesem Schuldbewußtsein war er zurückgewichen.

Die Art und Weise indessen wie Viktor, den er immer für sehr unbedeutend gehalten, seinem Zorn gegen ihn Luft machte, erschien ihm knabenhaft und unwürdig.

„Wenn Sie sich mit mir schlagen wollen," entgegnete er ruhig, „so hätten Sie dazu ohne diese öffentliche, mildest gesagt taktlose Szene gelangen können. Meine Wohnung ist Jedermann bekannt."

Viktor wurde noch röther. Scham und Zorn drohten ihn zu ersticken. Sollte dieser Mensch immer der Ueberlegene sein?

„Sie werden mir Rechenschaft geben!" kam es zischend über seine Lippen.

„Zu jeder Zeit! — Schicken Sie mir Ihren Sekundanten."

Edwin wandte sich ab und trat ruhig an das Buffet, sich ein Glas Wein fordernd.

„Der Liebestraum in der Villa Gotter wird also ein rasches Ende nehmen!" wandte ein Herr sich spöttelnd zu seinem Nachbar.

„Pst, nicht so laut!" mahnte der Andere. „Beermann ist in unserer Nähe."

„Sollte der Filou es nicht schon wissen, wo das Versteck seiner Frau ist? Ich glaube, es weiß schon alle Welt — so etwas bleibt nicht lange verborgen."

Der Musikdirektor Beermann saß allerdings in nächster Nähe der Sprechenden beim Glase Wein mit einem seiner Bekannten. Er hatte offenbar die Unterhaltung der Beiden gehört, denn er wandte sich einen Moment nach ihnen um, setzte aber gleich darauf wieder, ohne sich stören zu lassen, das einen Augenblick unterbrochene Gespräch mit seinem Gefährten fort.

Die Glocke erschallte jetzt durch den Raum, der Saal leerte sich rasch, der dritte Akt begann. Auch der Herr, der mit Beermann am Tische saß, erhob sich von seinem Sitze.

„Kommen Sie!" sagte er.

„Ich gehe nicht mehr hinein!" rief Beermann, dessen Gesicht vom genossenen Wein oder vor Aufregung glühte, und er stürzte von Neuem ein Glas Wein hinunter. „Ich mag meine eigene Schande nicht weiter mit ansehen."

Der Andere nickte.

„Ja, ja, glaub's schon, daß es nicht angenehm ist, einmal sein Weib zu verlieren und welch ein Weib! und dann noch von der Bühne herab verhöhnt zu werden."

Der Direktor ballte die Faust.

„Er soll's mir bezahlen!" rief er und seine Augen blitzten unheimlich. „So leichten Kaufes kommt er nicht davon!"

„Sie wollen ihn doch nicht etwa fordern wie der junge Felton?"

Beermann lachte höhnisch auf:

„Ein Narr wäre ich, wollte ich mein Leben um so ein Weib einsetzen!"

Der Andere wurde unruhig. — Wieder drang von dem Zuschauerraum ein dröhnendes Bravo herüber und Poltern und Zischen dazwischen.

„Entschuldigen Sie mich!“ wandte er sich an Beermann; „aber ich möchte es mir nicht entgehen lassen, das mit anzusehen.“

„Gehen Sie, gehen Sie!“ rief Beermann, „auch ich werde gehen — und“, setzte er hinzu — „werde die Komödie auf meine Art zu Ende führen!“

Noch einmal trat er an den Tisch, goß den Rest der Flasche ins Glas und setzte es an die Lippen.

„Auf einen guten Ausgang!“ murmelte er, und blickte mit spöttisch verzogenem Munde dem Davoneilenden nach; „ich werde meine Sache besser zu führen wissen, als jener Dummkopf auf der Bühne!“

Draußen im Korridor ließ er sich seine Garderobe geben, und den Hut tief in die Augen drückend eilte er die Treppe hinunter, hinaus auf die Straße, wo eine Reihe von Droschken und Equipagen schon das Ende des Theaters erwartend aufgefahren standen.

„Villa Gotter, Neuhauser Vorstadt!“ rief er einer der Droschken zu.

Der Kutscher brummte verdrießlich.

„Ist verflucht weit, wird doppelt kosten.“

„Nur immer zu!“ entgegnete Beermann, „ist heute Sylvesterabend, kommt mir auf ein splendides Trinkgeld nicht an, wenn Sie mich rasch an Ort und Stelle bringen.“

„Wollen sehen, was sich thun läßt!“ war die etwas freundlichere Antwort.

Der Kutscher peitschte auf sein Pferd, das pustend fortgaloppirte. Auf den Straßen war ein reges Leben, Schaaren lustiger Gesellen zogen jubelnd und singend durch dieselben. Die Restaurations- und Tanzlokale waren hell erleuchtet, hier und da sah man hinter den hellen Spiegelscheiben der Häuser tanzende Paare vorüberschweben, es war der letzte Tag des Jahres, den Jeder so heiter und sorglos wie möglich zu verleben suchte. Warum auch nachdenken? Was kommen soll, kommt doch, ist es da nicht weise, zu lachen und fröhlich zu sein, so lange man kann?

Doch überall giebt es Gegensätze; das Leben gefällt sich darin, Kontraste zu schaffen. Hier halten Ausgelassenheit und Frohsinn offene Tafel, dort sitzt das Leid und der Kummer am Tisch und die heimliche Sorge beugt das Haupt und nagt an dem beklommenen Herzen. In der Villa Gotter herrschte keine Sylvesterfreude. In dem halbdunkeln Zimmer lag Frau Beermann noch immer sehr angegriffen auf dem Sopha, Elisabeth hatte ihren Stuhl an den Kamin gerückt und schaute in trübes Sinnen versunken in das lodernde Feuer. Sie hatte ihre Arbeit vollendet, schon standen die Koffer gepackt. Alles war zur Abreise bereit, aber wenn sie auf die bleiche Frau dort sah, die mit halb geschlossenen Augen auf dem Sopha lag, erschien es ihr wie eine Unmöglichkeit, daß die Leidende in diesem Zustande eine Reise unternehmen könne. Und doch, Edwins Gegenwart übte immer eine eigenthümliche belebende Kraft auf Frau Anna aus, es schien, als wenn sein Leben auf das ihre überginge. In seiner Nähe war sie immer eine Andere als sonst, ihre ganze Lebenskraft schien sich auf die Momente zu konzentriren, da er bei ihr war.

Dem Harrenden schleichen die Stunden stets langsam dahin. Elisabeth sah nach der Uhr, sie stand unruhig auf, Edwins Ankunft konnte nicht allzu lange mehr auf sich warten lassen. Auch Frau Anna erhob sich vom

Sopha, ihre Augen bekamen plötzlich wieder Glanz — aber dieser Glanz erschreckte Elisabeth mehr, als er sie erfreute. Sie erfaßte Annas heiße Hände und nöthigte sie sanft sich wieder hinzusetzen.

„Noch kann er es nicht sein!“ sagte sie.

„Und doch! wenn sein Stück durchgefallen, wenn es nicht zu Ende gespielt worden wäre? Mir däucht, ich höre einen Wagen heranrollen.“ Auch Elisabeth horchte auf.

In der That, das Rollen wurde stärker, der Wagen hielt vor der Gartenthür.

Elisabeth eilte ans Fenster, „Gott sei Dank!“ murmelte sie, „wenn sie nur erst fort wären!“ Für den gekränkten Dichter hatte sie in diesem Augenblick kein Gefühl.

Eine dicht in den Mantel gehüllte Gestalt sprang aus dem Wagen und ging mit raschen Schritten der Thür zu. Elisabeth hörte die Thür öffnen, hörte die Stimme der Portiersfrau mit den tiefen Tönen einer Männerstimme sich mischen. Die Schritte kamen näher.

Anna hatte sich erhoben, mit einem leisen Ruf der Freude eilte sie dem Eintretenden entgegen: „Edwin, mein Edwin!“

Plötzlich fuhr sie erschreckt zurück, ihre Hand faßte in krampfhafter Angst nach der hinter ihr stehenden Elisabeth.

„Mein Gott!“ schrie sie auf.

Ein triumphirendes Lachen kam von den Lippen des Mannes, der seinen Hut abnahm und den Mantel auf einen Stuhl werfend rasch auf die beiden Frauen zuschritt.

„Ich hoffe, dieser erschreckte Aufschrei gilt doch nicht Deinem Gatten?“ sagte er höhnisch. „Allerdings ich komme wohl ganz unerwartet?“

Elisabeth hatte Anna zu einem Sessel geleitet, die arme Frau sank wie eine geknickte Lilie in sich zusammen. Der Schrecken der Situation schien ihr indessen wieder einige Kraft zu geben. Die Hand der Freundin wie zum Schutze in der ihrigen behaltend, sah sie mit großen weitgeöffneten Augen auf ihren Gatten, als wolle sie möglichst ruhig abwarten, was da kommen würde.

Beermann rückte sich einen Stuhl an den Tisch und ließ seine Blicke über die Ausstattung des Zimmers gleiten.

„Recht hübsch!“ sagte er, sich die Hände reibend. „Ein allerliebstes Nest für einen heimlichen Liebesroman. Aber zu viel Mühe auf eine so kurze Zeit verwandt!“

Er setzte den Kneifer auf und richtete seine Augen auf Anna.

„Ich sah draußen Vorbereitungen zur Abreise,“ setzte er hinzu.

Anna versuchte zu antworten, aber kein Wort drang über ihre zitternden Lippen.

„Meine Frau scheint mir nicht antworten zu wollen; vielleicht haben Sie die Güte, meine Frage zu beantworten?“ wandte er sich an Elisabeth.

Das junge Mädchen zwang sich ruhig zu sein.

„Sie haben richtig gerathen!“ entgegnete sie kurz.

„So komme ich ja wohl gerade noch zur rechten Zeit, um mit meiner Gemahlin eine Rücksprache halten zu können. — Sie werden es natürlich finden, Fräulein von Gleissenberg, wenn ich unter den obwaltenden Umständen dieselbe unter vier Augen zu halten wünsche.“

Elisabeth wollte sich erheben; aber Annas Hand hielt sie noch immer krampfhaft fest.

„Bleiben Sie!“ bat sie in angstvollen Tönen. „Bleiben Sie! verlassen Sie mich nur jetzt nicht, nur jetzt nicht!“

Elisabeth gedachte der Worte Edwins: „So lange Sie bei ihr sind, fürchte ich nichts!“

Sie sank wieder in den Stuhl zurück, und alle Kraft zusammennehmend, sagte sie fest:

„Der leidende Zustand, in dem Frau Beermann sich befindet, gestattet mir nicht, sie jetzt allein zu lassen. Ueberhaupt möchte ich Ihnen zu erwägen geben, ob es nicht geboten wäre, die Unterhaltung, die Sie wünschen, bis auf spätere Zeit zu verschieben.“

Ein inniger Dankesblick aus den Augen Annas traf Elisabeth.

„Wenn die Vögel fortgeflogen und ich das Nachsehen habe, nicht wahr?“ spottete der Direktor. „Aber, wie Sie wünschen, mein Fräulein. Ich glaubte, was ich zu sagen habe, würde für die zarten Ohren einer Jungfrau wenig passen; doch ist allerdings eine solche Rücksicht überflüssig, da Sie ja in die intimsten Verhältnisse der Liebesaventüre meiner Gattin eingeweiht scheinen!“

Elisabeth biß sich auf die Lippen, aber erwiderte nichts. Mußte sie nicht in ihrer jetzigen Lage alle Beleidigungen ohne Abwehr hinnehmen? Sie richtete nur ein stilles Gebet nach Oben, ihr Ruhe und Fassung genug zu geben, um ihre Freundschaftspflicht bis ans Ende erfüllen zu können.

„Ich will es kurz machen!“ nahm der Direktor nach einer Pause wieder das Wort, nachdem er mit schadenfroher Genugthuung die Wirkung seiner Worte auf Elisabeth beobachtet hatte — „sonst kommt der sieggekrönte Dichter am Ende zurück.“

Anna fuhr auf.

„Wie?“ stieß sie hervor, unvermögend ihre Freude bei dieser Bemerkung des Direktors zu unterdrücken. „Edwin hat die Kabale besiegt?“

Der Direktor rückte seinen Kneifer wieder zurecht und blickte seine Frau ingrimmig an.

„Ich glaub' es,“ sagte er verdrießlich. Es war ihm nicht angenehm, daß ihm diese Nachricht entfahren — die Freude des treulosen Weibes reizte ihn — die Adern an seiner Stirne schwollen auf: „Es ist wahrlich weit mit Dir gekommen!“ rief er, „daß Du selbst in Gegenwart Deines Mannes nicht mehr die Ausbrüche der Liebe zu Deinem Buhlen beherrschen kannst. Aber ich sage Dir, diese Freude wird ein rasches Ende nehmen, ein Ende, das Dir nicht gefällt.“

Er schlug mit der Faust auf den Tisch und sprang auf. Wie ein gereizter Tiger durchmaß er mit großen Schritten das Zimmer. Anna schmiegte sich immer ängstlicher an Elisabeth, die schützend ihren Arm um sie schlang.

„Ich habe Dich aus dem Schmutze emporgezogen,“ rief er, vor seiner Frau wieder stehen bleibend und sie mit grausam kaltem Blicke messend; er glaubte jetzt seiner Rache sicher zu sein und in diesem Gedanken fand er die verlorene Ruhe wieder.

„Meine Schuld ist es nicht, wenn Du jetzt wieder in den Schmutz zurück sinkst. Es ist das angeerbte Blut, was Dich aus dem Geleise der ehrbaren Frau gerissen und Dich zu einer Dirne erniedrigt hat.“

Anna zuckte zusammen, eine tödtliche Blässe bedeckte ihr Gesicht.

„Hören Sie auf!“ rief Elisabeth, empört über die rohe Weise dieser Anschuldigungen. „Sehen Sie denn nicht, daß sie leidet, daß sie krank ist? Seien Sie menschlich, haben Sie Mitleid mit der Gequälten!“

Er lachte höhnisch auf. — „Hat sie Mitleid mit mir gehabt, als sie mich pflichtvergessen verließ und meinen Namen mit Schmach bedeckte? — Nein! ich habe kein Mitleid und will kein Mitleid haben mit der ehrvergessenen Buhlerin Bergs, mit der doppelten Ehebrecherin! — Aber ich bin nicht hergekommen, um nutzlose Vorwürfe zu machen; was ich will, ist nur das Eine, meine Rechte zu wahren, mich vor Benachtheiligung zu schützen.“

Anna hatte sich bei den letzten Worten Beermanns wieder aufgerichtet — sie fing jetzt an zu begreifen, was er wollte. Alle Kraft zusammennehmend, fragte sie ihn mit bebenden Lippen:

„Von welchen Rechten sprichst Du?“

„Aha — jetzt erwachen wieder die Lebensgeister!“ rief er spottend. „Bei gewissen Dingen sind Ohnmachten und sonstige beängstigende Zufälle ja doch nutzlos. — Du erräthst also bereits, worauf es ankommt?“

„Ich errathe es!“ entgegnete sie leise — „Du willst Geld haben! —“

„Wie gut Du mich verstehst!“ höhnte er. „Es ist wahrhaft schade, daß wir jetzt gerade, wo wir uns gegenseitig erst recht kennen lernen, ganz von einander scheiden sollen. Aber allerdings mit einem jungen hübschen Kerl wie Berg kann ich nicht im Kampf um die Gunst der Damen konkurriren.“ Er blickte nach Elisabeth hin. Das junge Mädchen hatte sich abgewandt. So sehr sie die niedrige Gesinnung, die sich vor ihr offenbarte, mit Widerwillen erfüllte, so empfand sie doch auf der andern Seite wieder eine gewisse Beruhigung in dem Gehörten. Die Angst, daß dieser Mann sein Weib zurückfordern würde, war also eine unnöthige gewesen. Auf weiter nichts als auf eine Gelderpressung war es abgesehen. Das hätte sie sich allerdings bei der Kenntniß, die sie von dem Charakter des Direktors besaß, gleich sagen können.

„Ich habe Dir Alles gegeben, was ich besaß!“ nahm Anna wieder das Wort. „Du wirst Dich überzeugt haben, daß ich Nichts mitgenommen —“

„Als das Kapital,“ unterbrach er sie, „das in Deiner Stimme liegt, ein Kapital, das mir gehört, da ich Deine Stimme erst zu dem gemacht, was sie jetzt ist.“

Anna sank in den Sessel zurück und bedeckte mit der Hand die Augen, ihre Finger zuckten krampfhaft. Er beobachtete sie mit lauernden Blicken.

„Du siehst, ich besitze nichts mehr!“ stöhnte sie.

„Aber Dein Galan ist reich,“ entgegnete er, „ist außerdem noch ein berühmter Dichter, dem die Schätze von nun an in den Schooß fließen werden. Jedenfalls verlange ich, wenn ich meine Ansprüche an Dich aufgeben soll, daß mir eine Abfindungssumme, deren Höhe ich bestimmen werde, garantirt wird, ehe Du die Stadt verläßt. Im Uebrigen soll es mir gleich sein, wer diese Summe bezahlt; ob Du sie Dir ersingen mußt, ob Berg sie mir aushändigt, wenn er am Leben bleibt.“

Anna war bei den letzten Worten in die Höhe gefahren. Mit einem Ausdruck namenlosen Entsetzens schaute sie Beermann an.

„Wenn er am Leben bleibt?“ stieß sie hervor.

Er maß sie mit befriedigtem Lächeln.

„Ja, wenn er am Leben bleibt!“ wiederholte er langsam. „Ich vergaß; Du weißt noch nicht, daß Dein Buhle nicht allein mit seinen Geistesgaben, sondern jetzt auch mit seinem Arme für Dich eintreten muß. Eben hat ihn Viktor Felton gefordert!“

Mit triumphirendem Lächeln betrachtete er die Wirkung seiner Mittheilung. Das mußte getroffen haben! Doch der Ausdruck hämischer Schadenfreude in seinem Gesicht wich plötzlich.

Einen Augenblick hatte die unglückliche Frau ihn mit schreckhaft geöffneten Augen angestarrt — dann sank sie lautlos, die Arme angstvoll in die Luft greifend, zurück. Elisabeth fing die Sinkende in ihren Armen auf.

„Sie haben sie getödtet!“ rief sie ernst zu dem Erbleichenden aufschauend.

Er schaute mit unsicherem Blicke auf die bleichen starren Züge seines Weibes. Das hatte er nicht gewollt, nicht erwartet. Anna sollte und mußte leben. Wenn sie starb, waren alle seine Pläne, alle seine Berechnungen vernichtet.

„Helfen Sie mir!“ rief ihm Elisabeth zu, die nur mit Anstrengung die Last des sinkenden Körpers noch tragen konnte, ihn aus seinem Hinstarren aufweckend. Mechanisch ergriff er die Leblose und trug sie auf das Sopha.

„Jetzt nach dem Doktor! Eilen Sie!“ befahl Elisabeth mit gebieterischem Tone.

Der Direktor gehorchte wortlos.

27. Kapitel.

Im Schauspielhause war der letzte Akt beendet, der Vorhang fiel. Rauschender Beifall durchschallte das Haus, längst war die Gegenpartei gewichen. Die von Edwins Feinden besetzten Logen waren geräumt; ein enthusiastisches Publikum rief stürmisch den Dichter. Man wollte, man mußte ihn sehen. Schon war die Begegnung zwischen ihm und Felton von Ohr zu Ohr durch die Reihen der Zuschauer gedrungen. Das Interesse hatte sich dadurch verdoppelt. Man begann sich für die Kühnheit des Mannes ebenso zu begeistern wie für sein Werk. Edwin zögerte noch immer zu erscheinen. Schon waren dreimal die Hauptdarsteller vorgetreten, man hatte sie beklatscht, aber man verlangte den Dichter. Endlich erschien er. Bleich, aber ruhig trat er vor und verneigte sich mit dem Anstand eines vornehmen Mannes.

Ein jubelndes Rufen scholl durch das ganze Haus. Der Lorbeerkranz flog, wie vorher schon verheißen, dem Dichter zu Füßen. Mit einem sarkastischen Lächeln hob Edwin die Spende auf und verneigte sich noch einmal. Ihm kam dieser Schlußakt wie eine widerliche Farce vor, und doch mußte er den Akteur in derselben machen.

Erleichtert athmete er auf, als der Vorhang endlich fiel und Alles zu Ende war. Das Publikum begann das Theater zu räumen. Noch aber stand Edwin das Schwerere bevor, sich von seinen Bewunderern los zu machen. Von allen Seiten bestürmte und drängte man ihn, hier oder da in fröhlicher Gesellschaft den Abend und das Jahr zu beschließen.

Jetzt aber stand ihm Gotter helfend zur Seite, er wußte, welch' ein Magnet ihn zog, und verstand Edwins Sehnsucht nach der Geliebten um so mehr, da eine verhängnißvolle Stunde ihm bevorstand. Ein Duell ist immer kein Kinderspiel und besonders in diesem Falle war ein blutiger Ausgang fast mit Sicherheit vorauszusehen. Keine der Parteien würde sich nach so schwerer Beleidigung eher beruhigen, bis Einer zum Opfer gefallen.

Edwin drückte dem alten Gotter dankend die Hand, als er endlich, losgelöst von dem Ansturm der Künstler und Kunstliebhaber auf die Straße trat und dem harrenden Wagen zueilte.

„Seien Sie Philosoph," mahnte ihn der Alte beim Abschiede, „und genießen Sie ungetrübt Ihres Triumphes im Arme der Liebe. Die Schatten des Zukünftigen sollten nie trübend auf das Glück der Gegenwart fallen; mit dem Tode vor Augen genießt man doppelt, davon weiß jeder Kriegsmann zu erzählen. Niemals ist die Lust so ungebunden, so lebenskräftig, als wenn die nächste Stunde schon ein geöffnetes Grab bringen kann."

„Seien Sie unbesorgt!" entgegnete Edwin, ihm kräftig die Hand schüttelnd. „Ich lasse mir von Freund Hein den Becher nicht ungekostet von den Lippen reißen. Wenn ich sterben sollte, sterbe ich als ein Mann, der ganz und voll glücklich gewesen, darauf verlassen Sie sich. Mag dann kommen was da wolle! Zu sterben im Vollgenuß des Lebens von Kunst und Liebe gekrönt, ist das nicht ein Loos, wie es nur den Lieblingen der Götter beschieden?"

„Besser wär's doch, Venus und Apoll ließen ihren verzogenen Liebling noch ein wenig auf der Erde, statt ihn zum Hades hinab zu führen," scherzte der Alte. „Für die Schattenwelt sind Sie noch zu irdisch gesinnt, mein Lieber." Edwin reichte Gotter noch einmal die Hand aus dem Wagen.

„Ja, die Erde fordert ihr Recht!" sagte er, „darum lassen Sie mich eilen. Um ihretwillen, für sie, die ich liebe, möchte ich noch leben, und ich werde leben und glücklich sein, glauben Sie mir. Bestätigte sich heute nicht auf's Neue das Sprichwort: Dem Muthigen gehört die Welt! Was ich gewollt, habe ich errungen, auch diese letzten Widerwärtigkeiten werde ich besiegen, und sollte ich den Göttern gleich, deren Liebling Sie mich nannten, schonungslos vernichten müssen, was sich mir hindernd in den Weg stellt." Noch einmal winkte er sich verabschiedend dem Alten zu. Der Wagen rollte davon, kopfschüttelnd sah ihm der alte Mann nach.

„Es ist schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen!" lächelte er gutmüthig. So übermüthig keck Edwins Rede aber auch geklungen, sie enthielt nur zum Theil eine Wahrheit. Nicht der Stolz über den errungenen Erfolg ließ den Dichter so sprechen, sondern die Scheu der Welt zu zeigen, was er empfand.

Sollte man sich etwa mit der Schadenfreude des Neides daran weiden, zu sehen, wie er bangte und zagte in dem Gedanken, daß ihn ein grausames Geschick so rasch von der Seite des Weibes reißen könne, in deren Armen er kaum den Vorgenuß der Seligkeit empfunden, die seiner in ihrem Besitze wartete. Wahr aber war es, daß sein Blut höher kochte im Hinblick auf die kurze Spanne Zeit, die ihm vielleicht nur noch vergönnt war, daß ein seltsamer Rausch seine Sinne umfing, und die verführerische Stimme der Begier ihm zuraunte: „Genieße den Augenblick, ehe es zu spät ist!"

Er hätte den schnellen Lauf der Pferde noch beschleunigen mögen; jede

Minute, die er fern von Anna war, schien ihm ein Raub an seinem Glücke zu sein. Kaum dachte er daran, daß sie seiner harrte in der Erwartung, noch heute mit ihm die Stadt zu verlassen, nur ein Gedanke erfüllte ihn: Diese Stunden sind noch Dein, koste ihre Seligkeit ganz aus!

Unwillkürlich summte ihm der Vers aus der Beichte Goethes in den Ohren:

„Ach wir haben, sei's geklagt,
Wachend oft geträumet,
Nicht geleert das volle Glas,
Wenn der Wein geschäumet.
Süßen Kuß von schönem Munde,
Manche frohe Schäferstunde
Haben wir versäumet."

Ein Narr, dachte er, wer zaghaft an der Pforte des Paradieses stehen bleibt, geblendet von der erschauten Herrlichkeit, und sich den Eintritt nicht sichert. Es könnte ihm dann leicht passiren, daß der Zufall oder ein böser Dämon zwischen ihn und das ersehnte Eden trete und ihm die Thür vor der Nase zuschlüge.

Noch höher jubelte und lachte die Luft in den Straßen, als in den Stunden vorher, als Beermann denselben Weg gefahren. Man sang ausgelassene Lieder, und vielstimmige Rufe ließen immer von Neuem: „Ein fröhliches Neujahr" dem vorüber fliegenden Wagen nachtönen. In Berg's Stimmung paßte diese wilde Fröhlichkeit, er drückte seine heiße Stirn an die Scheiben und schaute mit glühendem Blick dem lustigen Treiben zu.

Erst draußen, als der Wagen in die Allee der Neuhauser Vorstadt einbog, wurde es still. Die Lust drang nicht bis hierher, die meisten der Villen waren unbewohnt, und ihre reichen Besitzer schwelgten in den Genüssen der großen Stadt. Edwin's Herz klopfte höher, als er endlich das Ziel erreicht und aus dem Wagen springend den kleinen Garten durchschritt.

Mit vor Aufregung bebender Hand suchte er nach der Glocke, da gab die Thür schon seinem Drucke nach; sie war nur angelehnt gewesen, man hatte sie wohl für ihn aufgelassen. Hastigen Schrittes durcheilte er den Korridor, der zu den Zimmern Anna's führte. Einige leise redende Männerstimmen drangen an sein Ohr. Ueberrascht horchte er auf. Jetzt erinnerte er sich, daß er auch draußen in der Nähe der Villa einen harrenden Wagen bemerkt. Rasch stieß er die Thüre auf, die zum Salon führte — Niemand war darin.

Einen Augenblick blieb er, von einer sonderbaren Angst befangen, stehen. Da nahte sich auch schon aus dem Nebenzimmer, aus welchem jetzt noch deutlicher wie vorhin die Laute von Männerstimmen zu ihm drangen, ein leichter Schritt. Die Portiere wurde zurückgeschlagen und fiel wieder hinter der weiblichen Gestalt zu, die langsam und zögernd ihm entgegen ging. Edwin erkannte Elisabeth, seine Augen richteten sich schreckhaft auf die bleichen Wangen und die rothgeweinten Augen des jungen Mädchens. So hatte er sie noch nie gesehen. Sonst war sie ihm stets mit einer gewissen strengen Zurückhaltung begegnet, in diesem Augenblicke aber las er nur eine innige Theilnahme, ein tiefes Mitleid auf ihrem Antlitz, das ihn erschauern machte. Sanft ergriff sie seine Hand und leitete ihn zu einem Sitz am Fenster, so weit wie möglich fort von der herabgelassenen Portiere.

Edwin folgte ihr wortlos. Ihm erschien Alles wie ein wirrer Traum, wie ein Alpdrücken, aus dem er bald erwachen müsse.

Zu jäh war der Kontrast zwischen den Bildern seiner aufgeregten Phantasie, mit der er sich die kommenden Stunden ausgemalt und dem geheimnißvollen bangen Schweigen in dem matt erleuchteten Raum, in dem ein bleiches Mädchenantlitz ihn thränenden Blickes unheilverkündend anschaute.

„Was ist geschehen? Sprechen Sie!“ brachte er endlich tonlos über die zuckenden Lippen.

Sie legte ihre Hand mit einem Ausdruck unendlicher Trauer auf seinen Arm, als wollte sie ihn halten, wenn der plötzliche Schrecken über das, was sie zu sagen habe, den kräftigen Mann darnieder schmettern sollte.

„Entsetzliches ist geschehen!“ entgegnete sie leise. „Fassen Sie sich, unglücklicher Mann und denken Sie daran, daß Gottes Wege unerforschlich sind wie seine Liebe.“

Er sah sie starr an, er hörte und doch verstand er nicht, was sie sagte, eine furchtbare entsetzliche Ahnung erfaßte ihn und fuhr mit eiskalter Todtenhand nach seinem Herzen.

„Wo ist Anna?“ bebte er.

„Sie werden sie lebend nicht mehr wiedersehen!“ sagte Elisabeth sanft, und helle Thränen flossen über ihre Wangen. „Anna ist nicht mehr.“

Ein Schrei löste sich von Edwins Lippen, ein Schrei so schmerzvoll und so voll tiefer unendlicher Qual, daß Elisabeth ihn nimmermehr vergessen zu können glaubte.

Er sprang auf, eilte auf die Portiere zu und riß dieselbe zurück.

„Wo?“ stöhnte er, „Wo?“

Elisabeth suchte ihn vergeblich zurück zu halten, schon lag er an dem Sterbelager auf den Knien und tastete nach dem kalten Antlitz und den weißen Händen der Todten.

Die beiden Aerzte, die von dem Direktor Beermann herbei geholt waren, standen am Fußende des Bettes, sie hatten eben ihre Untersuchungen vollendet.

„Das Leben ist unwiederbringlich fort,“ sagte der Eine, die nutzlosen Bemühungen Edwins mit mitleidigem Blicke betrachtend. „Ein Herzschlag hat ihr ein rasches Ende bereitet, sie hat einen leichten Tod gehabt.“

„Ich ahnte lange, daß es so kommen würde!“ wandte sich der Andere, der langjährige Hausarzt der Beermann'schen Familie, zu Elisabeth. „Frau Beermann litt schon seit langer Zeit an einem Herzübel, ihre Lebenszeit war immerhin kurz bemessen, die letzten Aufregungen haben das Ende nur beschleunigt.“

Edwin starrte in das Antlitz der Todten; wie der ferne Widerhall eines tosenden Wasserfalles klang der Laut der Stimmen an sein Ohr; seine Seele vernahm nichts, sie weilte bei der Geliebten und schien mit ihr zu erstarren.

Die Aerzte schickten sich an zu gehen.

„Wir haben hier nichts mehr zu thun,“ wandte sich der Hausarzt an Elisabeth. „Den Todtenschein werde ich ausstellen und Herrn Beermann aushändigen.“

Sie verließen das Zimmer; Elisabeth folgte ihnen. Sie fühlte, daß es gut sei, Edwin seinem Schmerze allein zu überlassen. Hier konnte kein

Mensch trösten, nur aus seinem eigenen Innern konnte dem Gebeugten die Kraft erwachsen, das Unabänderliche mit Ergebung zu tragen.

Ermattet von den Anstrengungen der letzten Stunden sank sie im Nebenzimmer auf das Sopha und überließ sich, den Kopf in die Hände gedrückt, den sie bestürmenden Gedanken. Vor ihr erhoben sich die Bilder der Vergangenheit, Alles was sie im letzten Jahre an der Seite der Dahingeschiedenen erlebt, trat deutlich vor ihre Seele.

Wie viel Kampf und Leid, wie viel Angst und Kummer hatte die Todte ertragen, wie hatte ihr Herz gebebt und gezittert in Wünschen und Hoffnungen, wie gezagt und gebangt in Schmerz und Weh bei der Berührung mit dem rauhen Leben, und jetzt hatte das Alles so bald ein Ende gefunden. Das pulsirende Leben stand still, die Wünsche und Hoffnungen schwiegen, und aller Haß und alle Liebe mußte verstummen an ihrem Grabe.

Ein stilles Grab ist das Einzige, was der Mensch mit seinen hochfliegenden Gedanken, mit all seinem Wünschen und Begehren zu erreichen vermag. Nein, nein! das kann das Ende nicht sein. Das Irdische mag sterben, das Ewige bleibt. Die Hülle mag vergehen und zu Staub werden, der Gottesfunke aber, der sie belebte, der Geist, ist unsterblich. Befreit von dem beengenden Kleide erhebt sich die Seele zu Gott, zum Leben in göttlicher Gemeinschaft. Wer an mich glaubet, der soll nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben! sagt der Heiland.

Das Jubeln auf den Straßen dauerte fort. Freudenschüsse tönten durch die Nacht, fröhliche Neujahrsgrüße schallten aus Tausenden von Kehlen.

Im einsamen Zimmer, am Bette der Todten, das glühende Haupt an die kalte Hand der Leiche gepreßt, kniete noch immer der Mann, der kurz zuvor noch wie alle diese Fröhlichen gelacht und gescherzt, der sich den Kranz des Ruhmes um die Schläfe geschlungen und siegreich seine Hand über seine Feinde ausgestreckt hatte. — Noch saßen die Genossen seines Triumphes an der üppigen Tafel, und sein Name ging preisend von Mund zu Munde. Er aber, der sich eben noch den Göttern gleich gefühlt, er lag hier ein gebrochenes Rohr, das sich keck über seine Genossen erhoben und vom ersten Sturmwind zur Erde gebeugt war. Umsonst war sein Mühen und Ringen gewesen, umsonst hatte er den Kampf mit der Welt aufgenommen, umsonst eine Schuld auf sich geladen, umsonst war auch sein Sieg — Alles, Alles sank mit der Todten in das Grab.

Er hatte das Ziel seiner Wünsche nicht erreicht. Das Gut, das er mit seiner Hand schon erfaßt, hatte ein grausames Geschick ihm für immer entrissen, den Becher, den er kaum berührt, ihm von den dürstenden Lippen geschleudert — von aller Herrlichkeit, die er geträumt, was war ihm geblieben? — eine todte Hülle — ein kalter Leichnam.

Ernst und feierlich erklangen die Glocken von den Thürmen der Stadt, sie läuteten die letzte Stunde des Jahres ein. Jeder Schlag dröhnte wie der Mahnruf der Ewigkeit in des Knienden Ohr: „Staub bist Du Sterblicher, Staub! ein Atom, vom Winde aufgewirbelt, das nach kurzem ruhelosem Fluge wieder zurück sinkt in sein Nichts!“

---

28. Kapitel.

Der erste Tag des neuen Jahres war angebrochen, trüb und neblig lag er auf der Residenz. In seinem Zimmer ging Fritz Blume unruhig auf und nieder. Er hatte eine schlaflose Nacht verbracht. — Elisabeth war nicht zu der Mutter gekommen, wie er gehofft — schon fing ihn die Sorge an zu beschleichen. Wenn er doch unrecht gethan, nicht selbstthätig einzugreifen und das Mädchen, das er liebte, den bedrückenden Verhältnissen, in die sie gerathen, mit kräftiger Hand zu entreißen! — Aber nein — er hatte ihr ein volles, ein ganzes Vertrauen zeigen wollen — konnte er durch ein solches nicht allein die kränkenden Zweifel wieder gut machen, mit denen er sie früher gequält? Und war er nicht sicher, daß sein Vertrauen nicht getäuscht werden würde? Dennoch bangte er um das unerfahrene in seiner Idealität so leicht fehlgreifende Mädchen. — Die Verhältnisse konnten sie immer weiter fortreißen — und die Welt kannte sie nicht wie er sie kannte. Zu der Sorge um Elisabeth gesellte sich noch eine andere Sorge. Er war gestern Zeuge der Begegnung Viktor Feltons mit Edwin Berg gewesen. Der junge Mann hatte ihn gebeten, für ihn die Angelegenheit zu ordnen. Er hatte dieses Amt übernommen, trotz seines Widerwillens gegen diese Art mittelalterlicher Ehrengerichte, die von der jeunesse dorée noch immer sorgfältig gepflegt werden wie ein Privilegium, das um so werthvoller wird, je näher der Verlust desselben bevorsteht. — Aber er hoffte noch immer auf eine oder die andere Art die Sache beilegen, oder wenigstens günstig auf ihren Ausgang einwirken zu können. Er fühlte eine gewisse Verpflichtung in sich, den Sprossen des Hauses, dem er so viel Dank schuldig war, zu schützen, die so schon niedergebeugten Eltern vor neuem Schmerze zu wahren, so weit er es vermochte.

Die Unruhe duldete ihn nicht lange im Hause — er mußte dieser peinigenden Stimmung Herr werden, um der schweren Aufgabe, die ihm noch bevorstand, gewachsen zu sein. Der Entschluß war rasch gefaßt — es trieb ihn hinaus zu Elisabeth, erst mußte er über sie beruhigt sein, ehe er daran denken konnte, seinen weiteren Verpflichtungen nachzukommen.

Als Fritz Blume auf die Straße trat, rollte gerade eine Equipage heran.

Aus dem eleganten Coupé beugte sich ein blonder Jünglingskopf und rief seinen Namen. Fritz blieb stehen.

„Viktor, Sie hier schon so früh?“ fragte er.

„Ich komme Sie abzuholen,“ rief der junge Mann.

„Ich wünschte die Sache mit Berg so rasch als möglich zu beendigen.“

„Nach einer Stunde stehe ich ganz zu Ihrer Verfügung!“ entgegnete Fritz. „Bis dahin möchte ich Sie bitten, mich noch zu dispensiren.“

Viktor blickte mißmuthig.

„Wo wollen Sie hin?“ fragte er. — „Ich werde Sie an Ihren Bestimmungsort bringen. Wir haben doch wohl noch so Manches zu erörtern, was sich während der Fahrt gut abmachen ließe. Vielleicht wird mir auf diese Weise die Zeit des Wartens erträglicher.“

Fritz Blume zögerte einen Augenblick.

„Mein Ziel ist die Villa Gotter,“ sagte er dann rasch entschieden.

„Sie wissen, Fräulein von Gleissenberg ist dort. Meine Mutter erwartete sie gestern Abend; sie ist nicht gekommen.“

„Und da sind Sie unruhig, das begreife ich!“ entgegnete Viktor mit mattem Lächeln.

„Ich glaube indessen, daß unsere Angelegenheiten ganz gut zusammen gehen werden,“ fügte er hinzu.

Fritz Blume blickte ihn fragend an.

„Steigen Sie nur ein,“ fuhr Viktor fort, „das Weitere können wir im Wagen erörtern.“

Fritz weigerte sich nicht länger. Er gab dem Kutscher seine Ordres und sprang in den Wagen. Jetzt erst blickte er den jungen Mann genauer an. Viktor sah bleich und überwacht aus.

„Sie haben eine schlaflose Nacht gehabt?“ fragte er theilnehmend.

„Können Sie etwas Anderes voraussetzen?“ entgegnete Viktor.

In der That hatte Viktor die letzte Nacht kein Auge zugethan. Jetzt da der Würfel gefallen, begann er erst die ganze Tragweite dessen zu fassen, was er in jugendlicher Hitze in dem Sturm des Rachegefühls gethan. Er konnte nicht ohne Bewegung auf seine alten Eltern sehen, auf denen die Sorge um Editha noch so schwer lastete, und die jetzt von einem neuen Kummer bedroht waren. Wenn seine feste Hoffnung ihn nun doch trügte? Wenn das Schicksal gegen ihn entschiede, wie es gestern auf der Bühne gegen die Gekränkten entschieden? Wenn er fiele? um wie viel öder und trauriger würde es dann noch in seiner Eltern Hause aussehen als jetzt? Und doch hatte auf ihn gestern schon die Atmosphäre dieses Hauses einen so peinlichen Druck ausgeübt, als er aus dem Theater noch in voller Aufregung über das eben Geschehene zurückgekehrt war. Niemals hatte er die Veränderung in allen Verhältnissen der Seinen so tief empfunden als zu dieser Stunde. Sonst hatte an diesem Tage eine glänzende Gesellschaft die weiten Räume des reichen Hauses gefüllt. Die Lust und Freude war hochgegangen. Eine befriedigende erquickliche Fülle war ihm sonst überall wohlthuend entgegen getreten, seine Eltern froh und lebenslustig, seine Schwester in jugendlicher Heiterkeit, der verwöhnte Liebling Aller! Wie anders sah es jetzt aus! Zwar fand er die Seinen nicht ganz allein. Außer den Eltern und der bleichen Schwester saßen noch einige Gäste um die reichbesetzte Tafel.

Zum ersten Male hatte Editha sich auf die Bitten der Eltern bewegen lassen, im Kreise von Freunden zu erscheinen. Das arme Weib hatte sich in ihr Schicksal ergeben. Sie mußte ja das Leben ertragen wie es nun einmal war, warum also den wohlberechtigten Wunsch der Eltern nicht erfüllen?

Man hatte Editha so viel vorgeredet, es wäre gut für sie, sich zu zerstreuen, daß sie es selbst schon glaubte. Mutter und Vater zu Liebe wollte sie sich bezwingen, ihr Weh bekämpfen und wollte versuchen wieder Antheil zu nehmen an dem Leben und seinen Freuden. Auch lächelte sie heute Viktor freundlich an, als er kam. Aber es war nicht das sonnige Lächeln von früher, das Alles erquickt hatte, es war ein so wehmüthiges, so trauriges Lächeln wie das eines Sterbenden, der sich mit Anwendung seiner letzten Kraft bemüht, die um ihn stehenden Angehörigen zu trösten. So empfanden Alle, die in das süße, jetzt so kummervoll blickende Antlitz

Edithas schauten. Wie konnte sich da eine frohe Stimmung erheben? Wie ein Druck lastete es auf den Gästen und man war froh, als die Mitternachtsstunde vorüber und man nach den üblichen Neujahrs-Wünschen das Haus wieder verlassen konnte. Auch Viktor athmete erleichtert auf, als die Gäste fort waren. Nach kurzem „Gute Nacht"-Gruß an die Eltern und die Schwester flüchtete er in sein Zimmer. Er hatte noch viel zu ordnen, die Arbeit sollte ihm über die peinlichen Stunden, die ihn noch von der Ausführung seines Vorhabens trennten, hinweghelfen.

Fritz Blume blickte den jungen Mann lange ernst an:

„Noch ist es Zeit, Viktor!" sagte er. „Geben Sie mir Vollmacht, ich glaube Berg genug zu kennen, um zu wissen, daß er gewiß davon zurückstehen wird, dem Bruder Edithas mit bewaffneter Hand gegenüberzutreten."

„Nie, nie!" rief Viktor heftig. „Schweigen Sie davon. Wenn ich nicht so ruhig bin, wie ich sein möchte, so liegt das in der Sorge um Andere, für die mein Tod ein schwerer Schlag sein würde."

„Und diese Anderen bedürfen der Schonung," sagte Fritz. Viktor drückte ihm die Hand.

„Lassen wir das, lieber Doktor!" bat er. „An der Sache an und für sich kann nichts mehr geändert werden. Sprechen wir lieber von dem, was uns näher liegt. Sie werden, wie ich vermuthe, Berg in der Villa Gotter finden."

„Wie kommen Sie zu dieser Annahme?" fragte Fritz.

„Einer unserer Gäste," war die Antwort, „der gestern nach mir das Theater verlassen, berichtete, daß Berg sofort nach dem Schluß der Vorstellung nach der Villa Gotter gefahren sei. Mein Diener erzählte mir außerdem heute Morgen, daß man Berg bis dahin in seiner Wohnung vergeblich erwartet habe. Er wollte das zufällig bei einem Geschäftsgang von Jemandem aus der Dienerschaft Bergs erfahren haben. Vielleicht dachte er mir durch diese Mittheilung einen besonderen Gefallen zu thun. Sie sehen, eine so berühmte Persönlichkeit, wie Berg gestern geworden, kann keine Geheimnisse mehr haben. Alles, was er thut, wird ausspionirt. Das ist der Nachtheil der Berühmtheit, der einem Manne wie Berg besonders unangenehm sein muß."

„Unbegreiflich!" murmelte Fritz Blume, „und Elisabeth ist dort geblieben, ist nicht aus diesem Hause entflohen? Ich kann, ich will das nicht glauben!"

„Sie werden sich bald von der Richtigkeit meiner Angaben überzeugen können. Ist es nicht auch ganz natürlich, daß Berg den glänzenden Schluß des alten und den Beginn des neuen Jahres bei seiner Geliebten feiern wollte?"

Fritz antwortete nichts mehr. Schweigend fuhren sie weiter. Die schönen Pferde Viktors, die das Coupee zogen, hatten die Wegstrecke in kurzer Zeit zurückgelegt. Einige Minuten entfernt von der Villa Gotter ließ Fritz halten.

„Hier werde ich aussteigen," sagte er, „unser Vorfahren könnte unnöthige Aufmerksamkeit erregen."

„Ich werde auf Sie warten," wandte sich Viktor zu ihm. „Wenn Sie Berg wirklich in der Villa anwesend finden, so wissen Sie — ich bin bereit."

„Ich hoffe, er wird nicht dort sein!"

„Dann fahren wir von hier zu Bergs Wohnung.“

Fritz schritt nachdenklich den beschneiten Weg entlang. Was er eben gehört, machte ihn noch beklommener. Das Gotter'sche Haus hatte er bald gefunden. An dem Gitterthor stand in großen goldenen Buchstaben der Name des Besitzers. Er drückte auf die Klinke, die Thüre flog zurück, er schritt weiter dem Hause zu, da öffnete sich schon die Hausthür, zwei vom Weinen getrübte Augen hatten vom Fenster aus sein Kommen beobachtet. Elisabeth stand vor ihm, sie reichte dem Freunde mit einem Blick voll unendlicher Trauer die Hand und führte ihn schweigend nach ihrem Zimmer.

Fritz folgte ohne zu fragen, er las in ihren beweglichen Zügen, daß etwas Besonderes geschehen sein müsse, dessen Erklärung ihm jetzt bevorstände.

Sie winkte ihm sich zu ihr zu setzen, ihre Augen standen voll Thränen.

Fritz ergriff ihre Hände und sah ihr theilnehmend in das bleiche Antlitz.

„Ich ahnte es!“ sagte er. „Nur etwas Betrübendes konnte Sie hier noch länger zurück gehalten haben.“

Elisabeth suchte sich zu fassen; aber immer von Neuem rollten die Thränen über ihre Wangen herab.

„Sie finden ein Trauerhaus hier!“ sagte sie endlich tonlos.

„Ein Trauerhaus?“ fuhr er auf. „Ist Berg ein Unglück passirt?“

Sie neigte schmerzlich das Haupt.

„Das Schrecklichste, das Unerwartetste, was ihm geschehen konnte. Sie, die er liebte, hat ein rascher Tod fortgerafft.“

„Wie, Frau Beermann?“ rief Fritz entsetzt.

„Er hat sie bei seiner Rückkehr aus dem Theater nicht mehr lebend angetroffen.“

Fritz Blume sah erschüttert zu Boden.

„Unglückseliger Mann“, rief er, „das war ein harter Schlag!“

„Ein tödtlicher Schlag, fürchte ich“, versetzte Elisabeth. „Er scheint gänzlich gebrochen.“

Fritz schaute lange nachdenklich vor sich hin.

„Es ist eine Prüfung“, sagte er, „ein Mahnruf von Oben an sein besseres Selbst. Er ist ein Mann und wird dem Schicksal zu stehen wissen. Doch wo ist er?“

„Er ist hier im Hause, die ganze Nacht hat er bei der Leiche gewacht. Wollen Sie zu ihm gehen? Ich glaube, es wäre gut, wenn er aus diesem Brüten des hoffnungslosen Schmerzes herausgerissen würde!“

„Ich gehe,“ sagte er, „führen Sie mich zu ihm, Sie gütiges, liebevolles Mädchen!“

Er ergriff ihre Hand und drückte einen innigen Kuß auf dieselbe.

Elisabeth zeigte ihm den Weg.

„Ich sehe Sie wieder, ehe ich gehe“, rief er der Zurückkehrenden noch nach.

In demselben Raume, der gestern noch Zeuge seines seligen Liebesglückes gewesen, nur durch eine niedergelassene Portiere von dem Zimmer getrennt, in dem sich die Leiche befand, saß Edwin vor einem Tische und schrieb. Das Aufgehen der Thür ließ ihn aufsehen; einen Augenblick ruhte sein Blick ausdruckslos auf dem Eintretenden, als müsse er sich besinnen,

wer er sei, der da vor ihm stände. Dann aber erhob er sich und schritt langsam auf Fritz Blume zu.

Welche Verheerungen hatte eine Nacht in dem jugendlichen, schönen Antlitz Edwin Berg's angerichtet! Die Augen waren tief eingesunken, die Farbe der Wangen fahl, die farblosen Lippen noch wie im Schmerze fest zusammengepreßt.

„Ich weiß," sprach er in gedämpftem Tone, als fürchte er, die Ruhe eines Schlafenden zu stören, „warum Sie zu mir kommen, Fritz Blume! Sie finden mich vollständig vorbereitet, ich habe mit dem Leben abgeschlossen."

Sein Blick richtete sich nach dem Vorhang, hinter welchem die Todte lag.

„Ich komme," entgegnete Fritz Blume warm, „um Ihnen mein Beileid, meine innige Theilnahme auszudrücken."

„Und weiter nichts?" fragte Edwin, und bitter zuckte es um seinen Mund. „Ich glaube fast, Sie haben Mitleid mit mir, Sie gutmüthiger Mann, und denken mich jetzt schonen zu müssen."

Fritz Blume wollte etwas erwidern, Edwin wehrte es mit einer Handbewegung ab.

„Sie thun Unrecht daran, alter Freund!" fuhr er in demselben bitter schmerzlichem Tone fort. „Begreifen Sie denn nicht, daß Viktor Feltons Forderung jetzt eine Wohlthat für mich ist? Gestern liebte ich noch das Leben, gestern erschreckte mich vielleicht noch der Gedanke an ein rasches, gewaltsames Ende, heute segne ich die Vorsehung dafür, daß sie mir die Aussicht gegeben hat, sterben zu können."

„Das spricht die Aufregung des Augenblicks aus Ihnen, Edwin Berg. Die Welt stellt noch Anforderungen an Sie. Ein Mann wie Sie sollte das Leben nicht so gering schätzen."

Edwin legte die Hand schwer auf Blumes Arm.

„Wenn Sie erlebt hätten, was ich erlebt habe," sagte er, „würden Sie verstehen, daß das Leben seinen Werth für mich verloren hat."

Es lag ein so tiefer, hoffnungsloser Schmerz in dem Tone, mit dem diese Worte gesprochen wurden, daß Fritz Blume sich im Innersten ergriffen fühlte.

„Ich begreife diesen Schmerz!" entgegnete er bewegt — „und ich weiß, daß er nicht ohne schweren Kampf überwunden werden kann. Aber Sie werden, Sie müssen ihn überwinden. Der Mensch lebt ja nicht allein für sich — für sein Glück, er hat höhere Zwecke zu erfüllen. Nicht Einer allein, die ganze Menschheit hat Rechte an unsere Liebe."

Edwin Berg sah ihn groß an.

„Die Menschheit!" sagte er achselzuckend. „Was kann ich armselige Eintagsfliege für die Menschheit thun? Nicht diese Eine, die ich liebte aus der großen Zahl, vermochte ich glücklich zu machen, nicht einmal diese Eine! Wie sollte ich mir einbilden, für das Wohl Vieler, einer großen von tausend Leiden niedergedrückten Menschheit erfolgreich wirken zu können? Vielleicht gelänge es mir mit Anstrengung aller Kräfte einen Stein heran zu rollen zu dem großen Bau der Völkerbeglückung. — Das wäre Alles."

„Doch ein Stein fügt sich zu dem andern, bis das Gebäude endlich vollendet dasteht!"

„Wenn nicht inzwischen Thoren und Unwissende es wieder einreißen,

und so die Arbeit von Jahrhunderten in einem Augenblick des Wahnes zerstört wird. Nein, nein, das sind Ideale, alter Freund, die der Jüngling träumt und die der Mann mit mancher andern Blüthe als Täuschungen begräbt. Wohl Ihnen, wenn Sie diese Ideale noch in sich tragen; auf dem Boden meines Herzens gedeihen sie nicht mehr!"

„Aber Sie sind ein Künstler, ein Dichter begabt vor Vielen — erhalten Sie sich der Kunst!"

„Meine Flügel sind gebrochen!" seufzte Edwin. „Ein Ikarus flog ich allzu kühn zur Sonne empor und liege jetzt zerschmettert am Boden."

„Sie werden sich wieder aufrichten!" rief Fritz Blume warm. „Welch ein Mensch bliebe im Leben von schweren Prüfungen verschont? Die Kraft wächst ja erst im Kampf, im Ringen. — Das Schicksal reißt uns oft los von dem Theuersten, an das sich unsere Seele gekettet, damit wir freier den Flug zum Himmel nehmen können. Wie viele Meisterwerke der Kunst, die wir bewundern, sind Erzeugnisse großer Schmerzen! Das Unglück zeitigt erst die Früchte des Geistes und macht sie reif zum Genusse."

Edwin sah finster zu Boden.

„Lassen wir das!" sagte er rasch. „Ich fühle mich jetzt unfähig, Ihrem Gedankengange zu folgen.

Wen ein unerwartetes Verhängniß urplötzlich aus dem lichten Glanz der Sonne in die finsterste Nacht zurückschleudert, aus der er sich kaum erst mühsam emporgerungen, wird, noch gelähmt vom Schrecken, schwerlich im Stande sein nach Erklärungen zu suchen für das, was ihn betroffen. Man sieht sich vor neuen Räthseln stehen und fühlt sich müde, nach der Lösung noch weiter zu forschen."

Er stützte die Hand auf den Tisch und schien in Gedanken zu versinken. Fritz mochte ihn nicht weiter stören.

„Beschäftigen wir uns mit dem Gegenwärtigen," wandte Edwin sich nach einer Weile wieder zu Fritz. „Welche Bedingungen wollen Sie für den Zweikampf festsetzen?"

Fritz Blume schüttelte das Haupt.

„Sie kommen von Neuem auf dieses unglückselige Duell zurück, das jetzt nicht stattfinden kann und darf!"

„Und aus welchem Grunde?"

„Sie sind jetzt nicht in der Verfassung, um mit der nöthigen Ruhe einen so ernsten Schritt unternehmen zu können. Bedenken Sie, daß es der Bruder Ediths ist, mit dem Sie um Tod und Leben spielen wollen!"

Edwin sah mit einem schmerzlichen Lächeln in das ernste Antlitz Fritz Blumes.

„Begreifen Sie denn nicht," sagte er, „daß die todtbringende Kugel in diesem Duell nicht aus meinem Laufe kommen wird? Sie können ruhig sein, Viktor Feltons Leben ist gesichert!"

„Und Sie glauben, Edwin Berg, daß ich die Hand zu einem Zweikampf bieten könnte, der unter diesen Voraussetzungen vor sich gehen soll? Ihre Aeußerung bestimmt mich um so mehr, darauf zu bringen, daß dieses Duell jetzt nicht stattfinde."

Edwin sank matt in den Sessel zurück.

„Sie wollen mich zum Leben zwingen!" sagte er, „und leisten damit der Rache Feltons allerdings einen größeren Dienst, als wenn Sie mir

den gewünschten Tod von seiner Hand gewährten. — Weiter zu leben mit dieser Leere in der Brust, nachdem mein ganzes Glück versunken, kann es eine größere Strafe für mich geben?"

„So nehmen Sie diese Strafe hin!" entgegnete Fritz, „und tragen Sie mit der Würde des Mannes, was Ihnen das Schicksal auferlegt. Zeigen Sie der Welt, daß Sie nicht allein im Kampfe um irdische Güter, sondern auch im Kampfe mit dem Geschick festzustehen und zu siegen wissen."

Edwin antwortete nichts. In sich zusammen gesunken, stützte er den Kopf in die Hände, nachdem er einen kurzen Abschiedsgruß dem Fortgehenden zugewinkt.

Tief erschüttert kehrte Fritz Blume zu Elisabeth zurück, die ihm ängstlich fragend in das bewegte Antlitz schaute.

„Haben Sie dem Schwergeprüften Trost eingesprochen?" fragte sie.

„Er wird leben!" war Fritz Blume's Antwort, „und ich bin überzeugt, er wird anders leben, als er bisher gelebt hat. Das geopferte Weib wird als ein Markstein zwischen ihm und der Vergangenheit liegen; als ein neuer Mensch wird er aus diesem Verhängniß hervorgehen."

„Gott gebe, als ein besserer Mensch!" setzte Elisabeth hinzu.

„Das wollen wir hoffen und glauben!" sagte Fritz Blume mild. „Heißt es nicht in der heiligen Schrift, daß Gott uns alle Dinge zum Besten dienen läßt? Der Saat der Leiden entkeimten oft schon die edelsten Blüthen der Menschheit!"

Noch immer harrte Viktor Felton auf die Rückkehr des Freundes. Ungeduldig hatte er schon den Wagen verlassen, und dem Kutscher befehlend, langsam auf und nieder zu fahren, ging er selbst mit unruhigen Schritten auf dem Fußpfade hin und her. Die Zeit des Wartens wurde ihm unendlich lang, eine Ewigkeit, die ihn von dem Verhängniß der nächsten Zukunft trennte.

Endlich sah er Fritz Blume's hohe Gestalt aus der Thür der Villa treten; mit klopfendem Herzen eilte er ihm entgegen.

„Sie haben Berg getroffen?" rief er schon von Weitem in gespannter Erwartung dem Kommenden zu.

Fritz Blume neigte bejahend das Haupt. Der Ausdruck seines Antlitzes zeugte von einer so ungewöhnlichen Erregung, daß Viktor stutzte.

„Was haben Sie verabredet?" fragte er zögernd weiter.

Fritz Blume schaute ernst zu dem jungen Manne auf.

„Sie werden sich jetzt nicht schlagen, Viktor!" sagte er bestimmt. „Der Herr sagt: die Rache ist mein! Der gerechte Richter bedurfte Ihrer Hand nicht, um den Schuldigen zu treffen, er selbst hat gerichtet."

Viktor Felton blickte in wachsender Ueberraschung auf den Gefährten, der ihm kurz das Geschehene berichtete.

Verstummend senkte er das Haupt, als Fritz Blume geendet.

„Gott wollte es nicht!" murmelte er.

„Gott wollte nicht," setzte Fritz Blume hinzu, „daß Sie ein Opfer Ihrer jugendlichen Hitze würden, er wollte Ihre Eltern vor einem neuen Kummer bewahren."

Viktor drückte ihm stumm die Hand. „Jetzt aber", nahm Fritz Blume nach kurzer Pause wieder das Wort, „bitte ich Sie noch um einen Platz mehr in Ihrem Wagen. Fräulein von Gleissenberg wird sich unserer Obhut anvertrauen, um sicher aus der Stätte der Trauer zu meiner Mutter geleitet zu werden."

Die Hülle Anna Beermanns war zur Ruhe bestattet worden. Der Direktor hatte so viel Takt gehabt, das Begräbniß so einfach als möglich herzurichten. Er war sehr deprimirt durch den Tod seiner Gattin, und seine Trauer um sie war eine aufrichtige, obwohl sie auf ganz anderen Motiven beruhte, als man in der Gesellschaft glaubte. — Nur wenige Freunde und Verehrer der Sängerin hatten sich auf dem Kirchhof zu der Trauerceremonie eingefunden. Edwin Berg war nicht unter ihnen. Erst als Alles vorbei und die Dämmerung sich auf den frisch aufgeworfenen Hügel gesenkt, sah man einen Mann dicht in den Mantel gehüllt auf das Grab zuschreiten, der lange an der einsamen Stätte verweilte. Am andern Morgen brachten die Zeitungen die Nachricht, daß Doktor Edwin Berg für längere Zeit die Residenz verlassen habe, um einige Jahre im Süden zu leben. „Hoffentlich," so schloß der Bericht, „wird uns die Muse des begabten Dichters auch aus der Ferne von ihren reichen Gaben spenden. Mögen die zahlreichen Verehrer Edwin Bergs recht bald Gelegenheit haben, sich der weiteren so viel versprechenden Entfaltung seines Genius zu erfreuen."

In der kleinen Wohnung Frau Blumes hatte indessen Elisabeth eine heimathliche Stätte gefunden. Trotz des Schmerzes um den Verlust blühte es in des jungen Mädchens Herzen in stiller Freude auf. Die Ruhe in dem Hause der alten Freundin that ihr wohl nach den Stürmen, die sie durchgemacht, sie fühlte das Behagen des Schiffbrüchigen, der aus dem todtbringenden Wogengebrause sich plötzlich gerettet unter dem schützenden Dache des Vaterhauses sieht.

Auf die wiederholte Aufforderung ihrer Tante und Hedwigs, zu ihnen zu kommen so lange sie ohne Stelle sei, hatte sie ruhig erwidert, sie gedenke überhaupt keine Stelle mehr anzunehmen, sie habe genug Erfahrungen gemacht, um einzusehen, daß jeder andere, wenn auch noch so mühsame Erwerb einer abhängigen Stellung unter Fremden vorzuziehen sei. Sie gedenke sich unabhängig zu machen und durch ihre Kunst sich einen Broderwerb zu schaffen. Die Geheimräthin hatte mißbilligend das Haupt über diese extravagante Idee einer Gleissenberg geschüttelt. Hedwig aber hatte spöttisch gelacht und zu ihren Freundinnen geäußert: Elisabeth steuere auf einen ganz anderen Hafen zu als den der selbständigen Arbeit. Es sei ihr nun doch endlich geglückt, einen ihrer Verehrer fest in ihren Netzen zu fangen. Zwar müsse das Fräulein von Gleissenberg recht tief herabsteigen — aber sie hätte ja immer plebejische Neigungen gehabt, und so würde es ihr ja leichter werden, sich über den Verlust ihrer gesellschaftlichen Stellung fortzusetzen, wie anderen, die unter diesen Umständen ihrem Herzen zu gebieten wüßten. Hedwig Söburg kam, seitdem sie obige Entdeckung gemacht, seltener zu Frau Blume. Oft deutete sie in ihrem Bekanntenkreise darauf hin, daß sie absichtlich ihrer Cousine im Hause Frau Blumes den Platz geräumt, da sie sich doch nie hätte entschließen können so wie Elisabeth die Rücksichten auf ihre Familie aus den Augen zu setzen. Fritz

Blume lächelte heiter, als er von diesem ihm in der Phantasie zuertheilten Korbe hörte. Scherzend sprach er darüber zu Elisabeth. — Das junge Mädchen saß allein im Zimmer an ihrem Zeichentisch, Frau Blume hatte sich draußen in der Küche zu schaffen gemacht. Sie wollte den jungen Leuten einmal Gelegenheit geben, ihr Herzensgeheimniß, das sie sich längst schon aus den Augen gelesen, jetzt auch mit dem Munde einander zu gestehen.

Fritz Blume's Blick ruhte mit dem Ausdruck inniger Zärtlichkeit auf dem mit Purpur übergossenen Antlitz des geliebten Mädchens. Leise legte er den Arm um Elisabeths schlanke Taille und schaute ihr tief in die Augen.

„Darf ich hoffen, hier keinen Korb zu bekommen?“ flüsterte er der Erbebenden in das Ohr.

Sie neigte ihr Haupt sanft an seine Brust; Thränen seligen Glückes perlten über ihre Wangen; er hob ihr Antlitz in die Höhe und küßte ihr die Thränen von den Wangen.

„O, ich wußte es!“ sagte er zärtlich, „meine Elisabeth ist frei von Vorurtheilen, sie scheut sich nicht, mit ihrem stolzen Namen zu dem Sohne des Volkes herabzusteigen und an seiner Seite mit einem stillen Glücke sich zu begnügen.“

„Wenn er mich würdig hält, neben der Poesie einen bescheidenen Platz in seinem Herzen einzunehmen!“ entgegnete sie selig lächelnd. „Gern will ich mich bemühen, selbstlos genug zu werden, um nie durch ein unzeitiges Begehren den Flug des Genius zu hemmen.“

„Du bist schon selbstlos genug!“ sagte er sanft und legte die Hand auf ihr Haupt. „Wer so wie Du sich treu in den schwierigsten Lebenslagen bewährt hat, ist jeder schönen That fähig. Und wahrlich, es ist keine leichte Aufgabe für ein Weib, sich an das Leben eines Dichters zu fesseln, dem in der Welt der Poesie Lebenden die Poesie an den Herd zu zaubern. Von Dir aber weiß ich, Elisabeth, daß Du dieser Aufgabe gewachsen bist.“

„Das hast Du aber erst recht spät erkannt!“ ertönte jetzt scherzend die frohe Stimme Frau Blumes hinter den Liebenden. „Fast hättest Du Elisabeth über Deine Skrupel verloren.“

„Wenn es meinem Freunde Paul gelungen wäre, ihr Herz zu gewinnen, wäre es sicher besser für sie gewesen!“ sagte Fritz.

„Hoffentlich bist Du doch nicht gar zu böse, daß sie nun doch in die Höhle des Löwen gefallen.“

Fritz drückte statt aller Antwort die Hand Elisabeths innig an seine Lippen:

„Ich werde mich bestreben, für sie die Höhle zu einem Tempel umzugestalten, in dem ich die Göttin wahrer Weiblichkeit verehre:

„Das ewig Weibliche zieht uns hinan!“

Oberm.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lohde, Clarissa

Verloren Roman von Clarissa Lohde. (Unterhaltungsbeilage zur Süddeutschen Presse)

München 1875

4 P.o.germ. 128 s
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11311575-7